This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AGK
Meteorolog

Supplement-Band

11069 des G-9203-1

NEKROLOGS

für die Jahre

1790, 91, 92 und 93,

rückſtändige Biographien

Zuſätze und Regiſter

enthaltend.

Von

Friedrich Schlichtegroll

GOTHA,

bey Justus Perthes 1798.

Erſte Abtheilung,

enthaltend

ganze rückſtändige Biographien

zu den

erſten vier Jahren des Nekrologs

1790, 91, 92 und 93.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
479611
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

Erſte Abtheilung,

enthaltend

ganze rückſtändige Biographien

zu den

erſten vier Jahren des Nekrologs

1790, 91, 92 und 93.

Transfer from Circ. Dept. Allg 30

Den 27. Aug. 1791.

starb

in dem Benedictiner-Kloster Kremsmünster

P. Placidus Fixlmillner,

Benedictiner daselbst. *)

Unter denjenigen Klöstern, die schon seit lange ihre Muße und ihren Reichthum den Wissenschaften und dem Besten der Menschen zu widmen gewohnt sind, nimmt das begüterte Stift Kremsmünster in Oesterreich, nahe bey Linz, einen der ersten Plätze ein. Diese uralte Abtey, die schon 777 von dem Baierschen Herzog Thassilo gestiftet ist, und über hundert Conventualen enthält, ist nicht ein Wohnort des Aberglaubens und der Trägheit

*) Quellen: Eine *Epistola funebris*, gedruckt im Kloster, den 7. Sept. 1791. fol. — Handschriftliche Nachrichten.

heit, sondern eine Pflegerin der edelsten Wissenschaften. Schon seit 1549 blüht da ein Gymnasium, wo jetzt mehr als 400 Zöglinge, und das theils unentgeldlich, in den Wissenschaften und in der Musik unterrichtet werden;*) 1744 wurde eine adliche Ritterschule dort angelegt, bald darauf eine treffliche Sternwarte erbaut, und die Sammlungen von Büchern, Naturalien und Gemälden immer fort vermehrt; ja sogar ein mit guter Musik besetztes Theater ist dort, auf welchem unter den vorigen Aebten lateinische, unter dem jetzigen helldenkenden Abte Erenbert auch Italienische und Deutsche Singstücke von den Zöglingen aufgeführt werden.

So vieler literarischer Reichthum ladet zur Beschäftigung mit den Wissenschaften ein, und hat nothwendig Einfluss auf die gelehrte Bil-

*) Ueber die ältere Geschichte des Klosters Kremsmünster sehe man: *Historia Norica c. annalibus monasterii Cremifanenſis, aut. Rettenpacher. Salisburgi*, 1677. — Ueber den neuern Zustand der Abtey und ihrer gelehrten Anstalten finden sich Aufsätze in Joh. Bernoullis Sammlung kurzer Reisebeschr. B. IV, 373. VI, 164., besonders aber B. XI, 292, wo ein Zögling der dortigen Schule, der Ritter v. Moll, genaue Nachrichten über die ganze jetzige Verfassung mittheilt.

Bildung der Conventualen, unter denen es Männer giebt, die sich auch der Welt als achtungswürdige Gelehrte in mehrern Fächern der Wissenschaften bekannt gemacht haben. Lange war besonders der berühmte Astronom, Pater Fixlmillner, eine Zierde der Abtey; er verdient ein ehrenvolles Andenken unter uns.

Placidus Fixlmillner, welcher vor dem Eintritt in das Kloster Joseph hies, wurde d. 28. May, 1721. in Achleiten, einem Dorfe nicht weit von Kremsmünster, gebohren; sein Vater war Pfleger daselbst und ein leiblicher Bruder des Abts Alexander Fixlmillner in Kremsmünster, welchem das Stift die Errichtung der adlichen Akademie und der Sternwarte zu verdanken hat; seine Mutter eine Tochter des Pflegers Wimmer zu Sallaberg, einem Schlosse in Unteröfterreich. Seine Studien machte er in der Klosterschule zu Kremsmünster, welche er 6 Jahre hindurch besuchte; schon damals fand er vorzügliches Vergnügen an dem Nachzeichnen gerad- und krumm-liniger Figuren, so dass seine Mutter ihn scherzweise einen Kalendermacher nannte. Er ging von da nach Salzburg, wo er den philosophischen Cursus vollendete und nach der gewöhnlichen Disputation die Doctorwürde darin erhielt.

Er hörte dort besonders einen gewissen Professor Stuard über Mathematik, der das Eigne hatte, dass er sich bey diesem Unterrichte gar keiner Figuren bediente, und, nach Fixlmillners Zeugniss, doch einen so deutlichen Vortrag hatte, dass man die Figuren dabey gar nicht vermisste. Seine Neigung zu den mathematischen Wissenschaften nahm nun immer mehr zu und zeigte sich immer deutlicher; als er sich einst ein Geschenk von seinem Vater ausbitten sollte, nannte er Wolfs Auszug aus den mathematischen Wissenschaften, welches Buch nun seine angenehmste und beynahe einzige Unterhaltung in freyern Stunden ausmachte. Indess hatte er sich für das Klosterleben bestimmt; wurde 1737. als Novizius in das Stift Kremsmünster aufgenommen, und legte das Jahr darauf das feyerliche Gelübde in die Hände seines Oheims, des damahligen Abts Alexander, nieder.

Als er zwey Jahre im Kloster gewesen war, wo er alle freye Zeit auf Mathematik und Philosophie verwendet hatte, schickte ihn sein Oheim, dieser Freund der Wissenschaften, wieder nach Salzburg, um dort noch die juristischen und theologischen Studien zu vollenden; dies that Placidus, und beschäftigte sich daneben noch ernsthaft mit Mathematik, den morgen- und abendländischen Spra-

Sprachen, der Geſchichte und den Alterthümern; in der Geſchicklichkeit, das Clavier und die Orgel kunſtmäſsig zu ſpielen, und ſowohl im Kirchen- als Theaterſtyl zu componiren, machte er unter ſeinem Lehrer, dem Salzburgiſchen Capellmeiſter Eberlin, ſehr ſchnelle Fortſchritte, und hat nachher in beyden Gattungen mehrere Arbeiten geliefert, die mit Beyfall aufgenommen worden ſind. Er diſputirte nun über theologiſche Theſes, wurde Doctor der Theologie, ging 1745 nach erhaltenem Befehl wieder in ſein Kloſter zurück, und erhielt dort die Prieſterwürde.

Um dieſe Zeit wurde die adliche Ritterſchule in Kremsmünſter errichtet. Es hatte nemlich eine ſolche Schule in dem berühmten Benedictinerſtift Ettal in Bayern beſtanden, die auch häufig von Oeſterreichiſchen jungen Edelleuten beſucht worden war; das Stift erlitt aber einen groſsen Brand, und dadurch ging auch die Ritterſchule mit ein. Dieſs gab dem Abte Alexander Veranlaſſung, an die Errichtung einer ſolchen Schule bey ſeinem Stifte zu denken. Er ſuchte darum bey der Kaiſerin Maria Thereſia nach, und erhielt 1744 das Diplom darüber. *) Bey dieſer neuen An-

*) S. *Codex auſtriac. Vol. IV.* 152. und *Ziegelbauer Hiſt. literar. Ord. S. Benedicti p.* 278.

der Wissenschaften, besonders aber der mathematischen, ohne jedoch selbst ein Kenner dieser letztern zu seyn. Im J. 1747 beschloss er, auch zur Verbreitung dieser Kenntnisse in seinem Kloster Anstalten zu treffen, und bestimmte ein geräumiges Zimmer, um darin alle zur angewandten Mathematik und andern Versuchen nöthige Instrumente bequem aufzustellen. Dieß führte weiter. Er machte den Entwurf, zum Gebrauch und zur anständigen gelehrten Beschäftigung seiner Geistlichen eine Sternwarte zu erbauen, deren unteres Stock der angewandten Matheſis gewidmet seyn sollte; eine Nebenabsicht dabey war, durch diesen Bau einer Menge Arbeiter von verschiedenen Kräften und Fähigkeiten Gelegenheit zum Erwerb zu verschaffen. Da der Abt Alexander selbst keine Kenntnisse in der Astronomie und Baukunst hatte, so berief er den gelehrten Benedictiner Anselm Desing aus Ennsdorf, nachherigen Abt dieses Stiftes, welcher den Plan und die Risse zu einer vollständigen, freystehenden, am Ende eines Lustgartens zu erbauenden Sternwarte entwarf. Es wurde wirklich im J. 1748 der Bau derselben angefangen und 1758 vollendet. Die Aufsicht über den Bau führte der Benedictiner Eugenius Dobler aus dem Kloster Irrsee, den der Abt Alexander schon 1746 nach Kremsmünster berufen hatte, um dort die Matheſis zu lehren.

ren. Dobler besaß viele Kenntnisse in der Mathematik und Naturgeschichte, hatte während seines Aufenthaltes in Paris fleißigen Umgang mit Lacaille und Reaumur gehabt, und besorgte also diesen wichtigen und kostbaren Bau, der übrigens durch ein Versehen des Baumeisters etwas aufgehalten wurde, mit aller erforderlichen Genauigkeit. Glücklicher Weise fand sich unter den Arbeitern ein Zimmermann, Joh. Illinger, aus einem zur Abtey gehörigen Dorfe gebürtig, ein Mann von großen Talenten für die Mechanik, der zwar nie lesen und schreiben lernte, aber dagegen es unter Pater Fixlmillners Anleitung so weit brachte, daß er astronomische Instrumente, z. B. sehr große Mauerquadranten, genau und sauber verfertigen, und mit vieler Schärfe Beobachtungen anstellen konnte; es wurde ihm daher ein jährlicher Gehalt und eine Wohnung in der Sternwarte angewiesen.

Die zehn Jahre hindurch, wo man mit dem Bau des Observatoriums beschäftigt war, blieb Fixlmillner für die Astronomie ganz verborgen. Auch nach vollendetem Baue wurde anfangs P. Dobler als Astronom angestellt. Indeß stannte der Nachfolger Alexanders, der Abt Berthold Vogel, der lange Zeit in Salzburg *Professor S. S. Canonum* und Rector der Universität war, schon von dorther

her P. Fixlmillners ganz vorzügliche mathematische Kenntnisse; er bemerkte daher bey Beobachtung einer Sonnenfinsterniss, wobey sich auch Placidus einfand, dessen grosse Geschicklichkeit in diesem Fache, und sagte zu Dobler, dass er unter allen Anwesenden den P. Placidus für den tauglichsten zur Astronomie hielte. Kurz darauf liess ihm der Abt auch wirklich das astronomische Fach und die Aufsicht über die Sternwarte antragen. Fixlmillner, der sich niemahls mit ausübender Astronomie abgegeben hatte, kannte die fast unzähligen Schwierigkeiten des neuen Geschäftes, das er zu seinen übrigen Aemtern noch übernehmen sollte; aber die Ehrfurcht für seinen Abt, der Wunsch, seinem Stifte und seinen Nebenmenschen nützlich zu seyn, und die Liebe zu der Wissenschaft behielten die Oberhand; er willigte ein, und wurde im J. 1762. mit Beybehaltung des Lehramtes des Kirchenrechts zum Kremsmünsterischen Astronomen ernennt. Mit dem grössten Eifer suchte er sich nun, in der Mitte seines Lebens, noch gründlich mit seinem neuen Geschäfte bekannt zu machen. Er hatte bis dahin nicht einmahl eine genaue Kenntniss von der Literatur des practisch-astronomischen Faches und von den Büchern, aus denen er eine vollständige Anleitung schöpfen müsse. Das erste, was ihm in die Hände kam, war die *Exposition du calcul*

cal aſtronomique von *Lalande*; mit dieſem allein, ganz ohne mündliche Anweiſung, fing er an zu lernen und Verſuche zu machen, und dieſes Buch, nebſt den Vlacquiſchen Logarithmen-Tafeln, war ſo lange ſeine einzige Hülfe, bis er endlich das groſſe Lalandiſche Werk über die Aſtronomie erhielt. Er legte indeſs Hand an die Einrichtung der Sternwarte; mit Ziehung einer genauen Mittagslinie muſste er den Anfang machen; hierauf erhielt er einen Azimuthal-Quadranten, das erſte von Joh. Illinger verfertigte Inſtrument; dann einen Sector, zwey Paſſage-Inſtrumente, zwey Mauerquadranten, eine auch von Illinger verfertigte und mehrere andere Pendul-Uhren, und ſo noch andere theils neue, theils zu bequemern Gebrauch hergeſtellte, theils auch in Branders Werkſtatt in Augsburg verfertigte Werkzeuge. *) Der unter Büchern grau gewordene Abt Berthold Vogel unterſtützte Fixlmillners Eifer auf alle Weiſe; ihm iſt daher auch das erſte aſtronomiſche Werk deſſelben zugeeig-

*) Nähere Nachricht von dieſen Inſtrumenten, und von der dortigen Sternwarte überhaupt, nebſt Abbildung des prächtigen Gebäudes, der Zimmer und Inſtrumente, findet man im 4ten Theil der Bernoulliſchen Reiſeſammlung S. 373. und in dem Berliner aſtronom. Jahrbuch auf das Jahr 1779. S. 55.

eignet: *Meridianus speculae astronomicae Cremifanenſis* (1765), deſſen Herausgabe er mit Theilnahme betrieb. Der jetzige Abt Erenbert Mayer, ein groſser Verehrer der Wiſſenſchaften, beſonders der Naturgeſchichte, fuhr fort, die Sammlung aſtronomiſcher Bücher und Inſtrumente zu Kremsmünſter zu vermehren, und ſo wurde unter ihrem thätigen Aſtronomen die dasige Sternwarte eine der am beſten eingerichteten und berühmteſten in Deutſchland; ſeine Gehülfen in aſtronomiſchen Geſchäften waren beſonders Prof. Thad. Derfflinger, der nun auch ſein verdienter Nachfolger als Aſtronom in Kremsmünſter geworden iſt, und Benno Waller.

Fixlmillner erwarb ſich nun auch einen anſehnlichen Rang unter den aſtronomiſchen Schriftſtellern. 1776 gab er ſein *Decennium aſtronomicum* heraus, welches die zu Kremsmünſter angeſtellten Beobachtungen von 1765 bis 1775 enthält, und voll wichtiger Bemerkungen für die theoretiſche und praktiſche Aſtronomie iſt.

Sein drittes Werk, *Acta aſtronomica Cremifanenſia*, welches er in den letzten Zeiten ſeines Lebens ausarbeitete und welches nach ſeinem Tode gedruckt worden iſt, wird ſeinen Ruhm in dieſem Fache noch befeſtigen. — Auſser-

Anſerdem enthalten das *Journal des Savans*, *Bernoulli Lettres ſur differens ſujets*, und beſonders Bode's aſtronomiſches Jahrbuch und P. Hell's Wiener Ephemeriden in mehrern Jahrgängen, auch *Mem. de l'Acad. Roy. de Paris 1776.* p. 442. viele intereſſante Beyträge von ihm.

Es iſt unſtreitig vielen Leſern wünſchenswerth, zu wiſſen, wie viel nun eigentlich die Wiſſenſchaft der Aſtronomie durch dieſen fleiſsigen Mann gewonnen habe? Der Nekrolog iſt ſo glücklich, hierüber das Urtheil eines ſehr berufenen Richters, des Hrn. Maj. von Zach in Gotha, anführen zu können, der überhaupt an der Errichtung dieſes biographiſchen Denkmahls weſentlichen Antheil hat.

„Fixlmillners Verdienſt um die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften in practiſcher Rückſicht beſteht hauptſächlich darin, daſs er auf Lalandes Aufforderung eine groſse Anzahl von Beobachtungen des Merkur, die zu jener Zeit noch ſehr ſelten und ſchwer zu machen waren, anſtellte und ſammelte, und dadurch den Pariſer Aſtronomen in den Stand ſetzte, ſeine Merkurstafeln zu verfertigen. Hr. de la Lande bezeigte ihm auch ſeine Erkenntlichkeit öffentlich dafür, und hat alle Merkurs-Beobachtungen Fixlmillners, die er ſo treffli-

lich

lich benutzen konnte, sowohl in dem Supplement-Band zu seiner Astronomie, als auch in seinen *Ephemerides des mouvemens célestes, Tome VIII. de 1785 à 1792*, und in den Pariser Memoiren der königlichen Akad. d. Wiss. für 1786, angeführt."

„Auch war er einer der ersten Astronomen, welche die Bahn des neu entdeckten Planeten Uranus berechnet und Tafeln davon verfertigt haben, die man in den Wiener Ephemeriden auf das J. 1787, und in dem Berliner Jahrbuch 1789 findet. Er war der erste, der die Vermuthung des Hrn. Bode, dass der von Flamsteed im Jahr 1690 beobachtete 34ste Stern des Stiers der neue Planet gewesen sey, geprüft, und indem er diese alte Flamsteedische Beobachtung mit in Rechnung gezogen, eine derselben völlig anpassende Theorie herausgebracht hat. Seine Tafeln stimmten auch bis zu Ende 1786 mit dem Himmel überein; fortgesetzte Beobachtungen, vorzüglich aber die Anwendung der allgemeinen Perturbationstheorie, machten in der Folge zwar andere Tafeln nothwendig; allein jener 34ste, aus seinem alten Platz verschwundene Flamsteedische Stern des Stiers, den Fixlmillner zuerst ausgemittelt hätte, wurde auch mit zugezogen und benutzt, und hat, besonders was die mittlere Bewegung betraf, nicht wenig zur Vervollkomm-

kommnung dieſer neuen Tafeln beygetragen, welche noth zur Stunde auf eine bewundernswürdige Art mit dem Himmel übereinſtimmen."

„Bemerkenswerth iſt ferner noch Fixlmillners vortreffliche Arbeit über die Parallaxe der Sonne, die er mit vielem Fleiſse aus den ſämmtlichen im J. 1769 in allen Theilen der Welt angeſtellten Beobachtungen des Vorbeygangs der Venus vor der Sonnenſcheibe berechnet und auseinander geſetzt hat. Beſonders eigen war ihm der Fleiſs, daſs er alle ſeine Beobachtungen ſelbſt berechnete, mit den vorhandenen beſten Tafeln verglich, deren Fehler er auffand und die zu machenden Verbeſſerungen anzeigte. Viele Aſtronomen beobachten viel und berechnen wenig; ſo aber nicht dieſer fleiſsige Aſtronom. Alle Sonnenfinſterniſſe, alle Bedeckungen der Planeten und Sterne durch den Mond, die wegen der damit verbundenen Mühe ſo ſelten berechnet werden, berechnete Fixlmillner auf der Stelle, und zwar, um alle Rechnungsfehler zu vermeiden, jedesmahl doppelt; alle Gegenſcheine der Planeten, die in der Aſtronomie ſo wichtig ſind, weil ſie denſelben Werth haben, als wären ſie im Mittelpunkte der Sonne, folglich im Centrum des Sonnenſyſtems gemacht, beobachtete er eben ſo fleiſsig, als er

ſie

sie berechnete. Auch die zu sehr vernachläßigte Beobachtung der Sonnenflecken beschäftigte ihn mehr, als andere Astronomen; er beobachtete sie nicht allein in den Jahren 1767, 1776, 1777, 1778 und 1782, sondern er benutzte sie, zog daraus die wichtigen Resultate der Umwälzung der Sonne um ihre Axe, und bestimmte zugleich den Ort des Knoten des Sonnen-Aequators und dessen Neigung."

„Bey dieser ungewöhnlichen Arbeitsamkeit, die nie durch äussere Veranlassungen unterbrochen wurde, zeigte er sich auch als einen scharfsinnigen und erfinderischen Kopf darin, dass er lange und verwickelte Rechnungen auf ein sehr leichtes und einfaches Verfahren zurückbringen konnte. Dieß beweisen mehrere treffliche Aufsätze in seinen Werken von der genauen Berechnung der Monds-Phasen und Neigung der Hörner; von der Berechnung des Erdschatten bey Mondsfinsternissen; von der Berechnung der heliocentrischen Elongation der Sonnenflecken; sehr scharfsinnige Bemerkungen über die Abirrung des Lichts, und über das berühmte Kepplersche Problem, die mittlere Anomalie in die wahre zu verwandeln, u. s. w. Selbst zur Mechanik hatte er nicht gemeine Talente; er hat sehr viele praktische Hülfsmittel beym Beobachten, auch

auch mehrere neue Mikrometer und Beobachtungsarten damit, angegeben; sogar eine neue Maschine um auf Gläser sehr genau concentrische Zirkel zu schleifen."

„Dabey muss man nicht übersehen, dass dieser geschickte Astronom auf dem Lande, von allen grossen Städten, von allen literarischen Hülfsquellen, von allen Gelehrten seines Faches, das heisst, von allen Gegenständen, die ihn aufmuntern und seinen Eifer anfachen konnten, entfernt lebte, und dennoch bis an das Ende seines Lebens ein seltnes Beyspiel der Beharrlichkeit, Anstrengung und Anhänglichkeit an seine Wissenschaft gegeben hat; allein wenige Menschen empfinden auch so wenig, wie er, von der gewaltsamen Herrschaft der Leidenschaften. Einfach, gleichförmig und unzerstörbar, wie die ewigen Gesetze der Natur, mit denen er sich beschäftigte, war seine Gemüthsart; sanft, edel und liebenswürdig war sein Charakter bis an das Ende seiner Tage."

Mit diesem letztern rühmlichen Urtheile stimmen auch die Zeugnisse derjenigen überein, die in beständiger und genauer Verbindung mit ihm waren. Er lebte blos den religiösen Pflichten seines Ordens, die er mit Strenge übte, und den Wissenschaften. Er

war genügsam, wußte nichts von Wohlleben oder ausgesuchter Bequemlichkeit, und vereinigte so die seltnen Eigenschaften eines ehrwürdigen Ordensmannes und eines gründlichen Gelehrten. Sein auswärtiger Ruhm machte ihn nicht eitel; was zu seinem Lobe von ihm geschrieben oder gesagt wurde, suchte er eher zu verbergen, als auszubreiten. Mit seinen Klosterbrüdern lebte er verträglich, und es war ein Tag der allgemeinen Freude für das Stift, als man im J. 1788. das funfzigjährige Jubiläum seines Eintritts in das Kloster feyerte. Seine durch so vielfältige Anstrengungen gestörte Gesundheit unterlag endlich hartnäckigen Verstopfungen und einer darauf folgenden Diarrhöe. Er starb den 27. Aug. 1791, im 71sten Jahre seines Alters, dem 53sten seines Klosterlebens, und dem 46sten seines Priesterthums.

Man hat ein schönes, sehr ähnliches, in Oehl gemahltes, Bildniss von ihm; es ist zu wünschen, dass einer unsrer geschickten Künstler uns davon bald einen guten Kupferstich liefern möge.

Den

Den 17. März, 1793.

Herrmann Erich Winkler,

Superintendent in Lüneburg*)

Geboren den 11. April 1738 zu Hildesheim, wo das Beyspiel seines Vaters, eines Bürgers und Strumpfwirkers, schon früh seiner Seele durch ein religiöses Betragen und durch einen aufbrausenden Jähzorn, bleibende Eindrücke für die ganze Lebenszeit mittheilte. Die Furcht vor der Heftigkeit des Vaters nöthigte ihn zur sorgsamsten Behutsamkeit in seinen natürlichen raschen Aeusserungen, wovon sich ihm noch als Mann, wie er oft versicherte, ein gewisses Nachgefühl bey ähnlichen Aufwallungen aufzudringen pflegte. Durch die fromme Denkungsart seines Vaters wurde die Religiosität gebildet, von welcher er selbst ganz durchdrungen war. Er hatte damahls so viele Gebete, biblische Sprüche und Gesänge gelernt, dass ihm, nach seinem eignen Zeugnisse, dieser Schatz späterhin in seinen

*) Quellen: Hauptzüge aus dem Leben desselben, von C. H. Ruhkopf, einem vieljährigen vertrauten Freunde Winklers. S. d. Annalen der Br. Lüneburgischen Churlande. Achter Jahrg. 1stes Stück. — Handschriftliche Nachrichten.

Walch, Michaelis und Heilmann waren seine Hauptlehrer. An Gesners Vorlesungen fand er keinen Geschmack, und so stockte sein Fortstudiren in der alten Literatur. Statt dessen trieb er orientalische Philologie fleissiger, lenkte aber seine Bemühungen nicht genug auf einen festen Zweck. Er schwankte zwischen dem Predigerfach und andern gelehrten Beschäftigungen, als ihn sein gutes Schicksal in die Arnoldische Familie nach Hannover führte. Seit dieser Zeit gewann er eine Vorliebe für das Hannöverische, welche durch die Heirath mit seiner ihn überlebenden Gattin, einer gebornen Schwaken aus Hannover, noch sehr vermehrt wurde. Von 1763 bis 1772 war er Prediger in Hildesheim; er hielt die Nutzbarkeit eines jungen Predigers an seinem Geburtsort nicht für grofs, und wünschte deshalb immer an einem andern Orte, besonders in Hannover, angestellt zu seyn. 1772 wurde er zum Diaconus an der Catharinenkirche in Hamburg gewählt. Er war nicht zufrieden mit seiner Lage in Hamburg, ohne einen gültigen Vorwand angeben zu können, und seine alte Sehnsucht nach einer Predigerstelle im Hannöverischen erwachte von neuem. Ohngeachtet er sich um Tausend Thaler und drüber in seiner Einnahme verschlimmerte, ging er, nach einem 20jährigen Aufenthalte in Hamburg, als Superintendent nach Lüneburg

burg; man machte sich dort grosse Hoffnungen von ihm; aber ein Schlagfluss überfiel ihn am 17. März 1795 auf der Kanzel, als er noch nicht den ersten Theil seiner Antrittspredigt beendigt hatte; einige Stunden nachher starb er.

Seine Gelehrsamkeit und sein edler Charakter waren ausser Zweifel, aber doch nicht allgemein und gehörig anerkannt. Seine Kenntnisse verbarg seine aufrichtige Bescheidenheit und ein ihm ganz eigenes Misstrauen in seine Kräfte, die er sehr gering anschlug; Genie sprach er sich ganz ab, alles nannte er Wirkung eines angestrengten Fleisses. Er verkannte sich hierin; denn er besass eine glückliche Gabe etwas zu fassen, leicht den wahren Gesichtspunkt zu finden, schnell etwas wörtlich ins Gedächtniss zu prägen und zu behalten, das Talent, fremde Gedanken sich durch eine originelle Wirkung eigen zu machen, vielen Scharfsinn, Phantasie und Witz, kurz einen vorzüglichen Kopf. Dass er so gering von sich dachte, kam vermuthlich von dem grossen Umfange ganz heterogener Kenntnisse, mit denen er sich befasste, und in welche er sich, besonders wenn Zerstreuungen hinzu kamen, oft nicht finden konnte. Eine andere Ursache lag in dem Mangel einer vorzügli-

chen Geistesgegenwart, der ihn, weil er sich dessen bewuſst war, noch zurückhaltender machte. Aus dieser Ursache versprachen sich diejenigen, welche ihn nicht genau kannten, auch nicht das von ihm, was er leistete, wie dieſs bey mehrern seiner Arbeiten der Fall war.

Sein edler Charakter wurde wegen einer natürlichen Hitze und oft zur Unzeit angebrachten Wahrheitsliebe öfters nicht als solcher erkannt. Er hatte ein choleriſches Temperament; aber er kämpfte oft gegen seine Heftigkeit, und hielt sich zurück, seine Meinung da zu sagen, wo es keinen Nutzen würde gebracht haben. Diese Selbstbeherrſchung wurde ihm nicht leicht, da ihn ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Menſchenrechte und Muth zu ihrer Vertheidigung belebte. Freylich sprach er vermöge seines Feuers, alsdann oft mit sehr vieler Freymüthigkeit und in einem Ton, der ihm nicht selten den Schein der Ehrsucht, Anmaſsung und Unbedachtsamkeit gab, welches durch seine polternde Stimme und durch sein Aussehen noch vermehrt wurde; sah man aber auf den Gegenstand, der ihn zur Sprache brachte, und auf das Benehmen der Gegenparthey; so muſste man auf seine Seite treten, und sich des wahrheitliebenden

den Biedermanns freuen. Eine kurze Darstellung einiger seiner vorzüglichsten Streitigkeiten in Hamburg ist hier mit Recht zu erwarten.

Im Jahr 1780 gab Joh. Melchior Göze eine kleine Schrift heraus, worin er nach 3. Mos. 18. die Ehe eines Wittwers mit der Schwester seiner verstorbenen Frau auch für uns noch als verboten und unerlaubt erklärte, und das geistliche Ministerium in Hamburg aufforderte, ihn, wenn er irre, eines bessern zu belehren. Es ist im Ganzen ein sehr lächerlicher Streit, die letzte Regung des Aberglaubens und der Hierarchie im protestantischen Deutschlande, wo man hoffentlich niemand wieder etwas ähnliches aufstellen wird, ohne sich dem verdienten allgemeinen Spotte Preis gegeben zu sehen. Aber damahls hatte die Sache wirklich eine Wichtigkeit, weil gerade der Prediger Moldenhawer in Hamburg mit seiner Schwägerin in der Ehe lebte, (S. Nekrol. 1790. I, 250.) und weil Göze allen Hamburgischen Predigern einen Vorwurf daraus machte, zeither solche Ehen ohne Widerspruch gestattet zu haben. Moldenhawer und andere liessen kleine Widerlegungen der sonderbaren Behauptungen Gözens drucken; besonders ruhig und gründlich antwortete ihm

aber der Diakonus Winkler. Göze schrieb wieder, ohne von den falslichen Gründen jener Schriften im mindesten überzeugt zu werden. Aus diesem Streit nun entspann sich ein neuer. Göze hatte auf dem Titel seiner ersten Schrift sich Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg genannt; Winkler bemerkte in einer Note seiner Schrift, daſs dies kein legaler, sondern nur ein ins gemeine Leben eingeschlichener Titel sey, und daſs es heiſsen müſse: Pastor an der Hauptkirche. Es war dieſs nicht Eitelkeit, sondern jener Titel konnte in der That die falsche Meinung begünstigen, als ob einer der Pastoren in Hamburg den Vorrang und eine Gewalt über den andern hätte, welches doch der preiswürdigen Verfassung dieser Republik ganz entgegen gewesen wäre. Göze behauptete die Legalität dieſses Titels in einer seiner Gegenschriften; Winkler widerlegte ihn gründlich.*) — So sehr der heftige Göze sich in diesem Streite vergas und Winklern erbitterte, so zeigte dieſser doch seine bessere Denkungsart gleich einige Tage nach der ersten Hitze, indem er Gözen bey einem ihn während des Hauptgesanges überfallenen Sticken, noch die gleichfolgende Predigt abnehmen woll-

*) Ueber die Schriften für und gegen sehe man A. D. Bibl. B. 42. 43. und 45.

wollte, welches selbst Gözen stark rührte. Eben diesen Edelmuth bewies er auch bey Gözens letzter Krankheit durch freundschaftliche Besuche, ob man ihm gleich allerley Aeusserungen des noch fortdauernden Grolles zubrachte.

So betrug er sich immer; seine Versöhnlichkeit gewann ihm Nachsicht bey manchem Gegner, und die heftigsten darunter nannten ihn nur hitzig und unüberlegt. Man warf ihm Wankelmuth vor. Bey der grossen Lebhaftigkeit, mit welcher er sich für und gegen eine Sache interessirte, und bey der Offenheit, mit welcher er seine jedesmahlige Meinung und Empfindung zu sagen pflegte, konnte ein solcher Vorwurf nicht ausbleiben. Doch zeigte sich dieser Fehler nur in Nebendingen; denn in Grundsätzen und in dem, was den thätigen und redlichen Mann betraf, war er unerschütterlich.

Er schaffte den Exorcismus in Hamburg ab. Zuerst schlug er es dem Ministerium vor; da dieß aber Bedenken trug, so schaffte er ihn für sich ab, und taufte zuerst gegen die Sitte sein eignes Kind und zwar ohne Exorcismus.

Er war überaus dienstfertig, unterstützte und empfahl, wo er konnte, und liess sich wieder von den Empfehlungen verdienter Män-

Männer für jemanden bis zur Wärme einnehmen und in Thätigkeit setzen. Seine Wohlthätigkeit gegen Dürftige zeigte sich in vielfachen Erweisen. Die Mitfreude an dem Glücke Anderer war oft enthusiastisch, und er interessirte sich auf das lebhafteste für die gute oder schlechte Besetzung wichtiger Stellen. Pünktlich und unverdrossen in seinen Amtsgeschäften, verliefs er gern seine liebste Arbeit, wenn ihn ein Kranker rufen liefs, tadelte es aber ernstlich, wenn man es bis auf die äusserste Gefahr aufgeschoben hatte. Auf den Unterricht der Katechumenen, den er für ein Hauptgeschäft des Predigers hielt, wendete er unermüdeten Fleifs, und stets war er bereit, Zwistigkeiten beyzulegen, einen verirrten Jüngling oder Religionszweifler zu belehren oder sonst die Beruhigung einer Person zu befördern.

Bey seiner grofsen Liebe zum Studiren war seine Geselligkeit zu bewundern; er war gern und mit frohem Sinne in Gesellschaft, und machte durch jährliche Reisen auch auswärtige Bekanntschaften. Weite Reisen durch Deutschland, nach Italien, vor allem aber nach England gehörten zu seinen liebsten Planen; er verschob die Ausführung bis in das Jünglingsalter seines Sohnes, und auf die Zeit, da er vielleicht auf seinem Gute, in Lazum

bey

bey Hannover, in einer unumſchränkten Freyheit leben wollte. Eine lange Gemüthskrankheit ſeiner Frau, die ſeit mehrern Jahren von ihm entfernt in Hannover lebte, wälzte alle Geſchäfte der Oekonomie auf ſeine Schultern; ſelbſt ſeinen einzigen Sohn muſste er oft fremden Händen anvertrauen. In dieſer Rückſicht verdiente manche Aeuſserung ſeines choleriſchen Temperaments Entſchuldigung.

Es war ihm unangenehm, wenn man bloſs ſeine Stärke im Orientaliſchen anerkannte, da dieſs Studium ſo wenig allgemeine Achtung erwirbt. Obgleich ſeine Kenntniſſe hierin, beſonders aber im Arabiſchen, das er unabläſſig ſtudirte und empfahl, vorzüglich waren: ſo hatte er ſich bey ſeiner *Wiſsbegierde* und ſeinem eiſernen Fleiſse doch gleich groſse in andern Sprachen und Wiſſenſchaften erworben. Er vertheilte jeden Tag für mehrere Claſſen von Studien, für ſeine Amtsarbeiten und Vergnügungen; wurde dieſe Ordnung geſtört, ſo muſste die Hinderung von ſeinen liebſten Freundſchafts- oder Amts-Verhältniſſen entſtehen, wenn ſie ſeine gute Laune nicht unterbrechen ſollte. Das Studium der Bibel nahm den beträchtlichſten Theil des Morgens ein, wo er ſo fleiſsig unter ſeinem Apparate ſaſs und excerpirte, als wenn er ſelbſt an einem bibliſchen Werke arbeitete. Er har-

hatte auch wohl zuweilen einen solchen Gedanken; aber, ausser andern war die stete Unzufriedenheit mit dem, was er schrieb und seine geringe Meinung von seinen Talenten die Hauptursache, warum nichts zu Stande kam.

Die griechische Literatur füllte seine freyesten Stunden aus; nichts fesselte ihn stärker und länger, und nirgends war sein Fleiss so ausharrend als hier. Griechische Sprachkenntniss interessirte ihn schon bey Unbekannten, und ein Schulmann, bey dem es hier hinkte, erwarb selten seine Achtung. Mancher Jüngling gewann, durch sein Beyspiel und auf sein dringendes Anrathen, eine Liebe für dieses Studium, und manchem gab er selbst Stunden zum Vergnügen. Seine Begeisterung ging einst so weit, dass er sich entschloss, alle Griechen ohne Ausnahme in einer gewissen Ordnung zu lesen, und obgleich dieses bey seinen Amtsgeschäften, weitläuftigen Verbindungen und Beschäftigungen mit so vielen andern Zweigen des menschlichen Wissens, unausgeführt blieb, so wurde doch seine Belesenheit in der griechischen Literatur ungemein weitläuftig. Die Historiker, die meisten Philosophen und vornehmsten Dichter der Griechen hatte er sorgfältig und einige wiederholt studirt. Pindar war ihm vor Heynens Ausgabe un-

lesbar vorgekommen; nach dieſer aber machte er einen neuen Verſuch, und nun wurde Pindar lange Zeit ſein täglich beſtimmtes Handbuch. Mit eben dem Eifer machte er ſich an die Tragiker, ohne ſich durch die nöthige Mühe abſchrecken zu laſſen. Ueberhaupt belebten Schwierigkeiten ſeinen Fleiſs, und ohne ſie ſchien er zu ermüden. Nichts war ihm zu koſtbar, wenn es auf Sättigung ſeiner Wiſsbegierde Einfluſs hatte; die beſten Ausgaben und ſeltenſten Hülfsmittel wurden mit groſsen Koſten herbey geſchafft, und für manchen Schriftſteller ward eine kleine Bibliothek geſammelt; doch war der Apparat gebraucht, ſo gab er das unwichtig ſcheinende wieder weg. Dieſen Gang nahm er immer, er mochte ſtudiren, was er wollte. Überzeugt von den Vortheilen, die dieſe Methode einem Lehrer gewähre, wünſchte er ſich daher auch einige Jahre eine höhere Schulſtelle bekleidet zu haben, oder ſie noch zu erhalten. Er ſuchte auch wirklich noch 1791 einen ſolchen Platz in Hannover, aber freylich unter Bedingungen, welche bey der jetzigen Schulform daſelbſt unerfüllt bleiben muſsten. — Fürs akademiſche Leben hatte er ſolche Neigung nicht, ſo lockend auch einigemal die Aufforderung dazu war. Es ſcheint auch dieſe Liebe fürs Schulweſen Antheil an dem Entſchluſſe, ſeine einträgliche Stelle zu verlaſſen

und

Den 12. Julius, 1793.

Johann Stuve

Profeſſor in Braunſchweig.

Stuve wurde zu Hamm in Weſtphalen gebohren und in Lippſtadt erzogen. In ſeiner Jugend-Erziehung und Behandlung wurde vieles verſäumt, vorzüglich in Beziehung auf ſeinen Körper, und er ſuchte hierin, hauptſächlich in der ſchwer zu verdauenden weſtphäliſchen Koſt, die erſte und ſtärkſte Veranlaſſung zu ſeiner immerwährenden Kränklichkeit und Schwäche und nachmahligen Krankheit. Während ſeiner Univerſitäts-Jahre in Halle ſtand er eine ſchwere Krankheit aus. In der letzten Zeit ſeines akademiſchen Lebens ſtiftete er mit Lieberkühn den Bund unzertrennlicher Freundſchaft, die ſich auf Aehnlichkeit des Charakters und auf gemeinſchaftliche Vorliebe für das Erziehungs-Weſen gründete, welchem Beyde alle ihre Kräfte zu widmen beſchloſſen, zu einer Zeit, wo ſie mit Baſedows und anderer Pädagogen Unternehmungen noch unbekannt waren. Lieberkühn erhielt eine Hofmeiſter-Stelle in Neu-Ruppin und Stuve durch ihn ebenfalls. Sie gingen daher im J. 76. zuſammen an den Ort ihrer Beſtimmung und ſetzten dort ihren vertrauten Umgang fort.

Ein

Ein Antrag, den Stuve ein Jahr darauf zur Conrector-Stelle in Prenzlau erhielt, gab die Veranlassung, dafs man Lieberkühn und Stuven die Einrichtung der Schule in Neu-Ruppin und die ersten Lehrer-Stellen an derselben übertrug.

Hier fängt sich der glänzendste Abschnitt in Stuvens Leben an, wo er im engsten Verein mit seinem Lieberkühn eine Anstalt neu begründete und zu einem Flor brachte, der alle Erwartungen übertraf. Zwey junge Männer, von geringer Erfahrung im Erziehungswesen, wagten es im Vertrauen auf ihren guten Willen, ihren Eifer für die gute Sache und ihre Betriebsamkeit, unterstützt von gesundem Verstande, von hellen Einsichten und vom unablässigen Bestreben, ihre Kenntnisse durch die andrer Erzieher zu bereichern und zu berichtigen, nach einem ganz neuen Plane eine Lehranstalt zu errichten und über dieselbe die Aufsicht zu führen. So grofs die Begeisterung war, die sie zu diesem Unternehmen mitbrachten, und ohne die nicht leicht ein vorzüglicheres Werk zu Stande kommt, so idealisch ihre Vorstellungen von dem, was die Erziehung leisten könnte und sollte, waren, so vortheilhaft zeichneten sie sich doch in der Ausführung ihrer Unternehmungen vor den alles umwälzenden Philanthropen jener

Zeitläufte durch Sichtung des Gehörigen von dem Ungehörigen, durch vorsichtige Anwendung allgemeiner Begriffe und Grundsätze auf das wirkliche Leben, durch Beybehaltung des Brauchbaren u. Löblichen alter Einrichtungen und durch blosse Wegwerfung des Unzeitmäßigen und Unvernünftigen aus. Sie hatten freylich mit Schwierigkeiten mannichfaltiger Art zu kämpfen; aber durch ihre Festigkeit, Beharrlichkeit, oder auch durch ihre Nachgiebigkeit zu rechter Zeit besiegten sie dieselben grossentheils; sie strauchelten freylich bisweilen und thaten Fehltritte, aber sie waren auch ohne Unterlass auf Verbesserung und Vervollkommnung bedacht. Sie suchten anfangs die Lehr-Anstalt zugleich zur Erziehungs-Anstalt zu erheben und zu erweitern, Erfahrung lehrte sie; dass diess in der gedachten Ausdehnung nicht ausführbar sey; dennoch blieb immer die sittliche Bildung und das häusliche Leben ihrer Lehrlinge der Gegenstand ihrer unverrückten Aufmerksamkeit. Sie wussten die Gründlichkeit der ältern Gymnasien im Unterricht der alten Literatur mit dem, was hellere Einsichten unserer Zeit zur allseitigen Entwicklung und Ausbildung der sämmtlichen Gemüthsvermögen erfordern, in ein glückliches Einverständniss zu bringen; sie gewannen dadurch selbst die Gegner der neuern Erziehungs-Weise und hatten den entschiedensten Einfluss

auf

die allgemeinere Verbeſſerung des Schul-Weſens, vorzüglich in den Preuſſiſchen Staaten, wozu auch das beytrug, daſs ſie von Zeit zu Zeit in öffentlichen Schriften Rechenſchaft von ihren Unternehmungen, Grundſätzen, Verbeſſerungen, Verſuchen, mittheilten und ſo die Nachrichten von dem, was geſchehen war, in gröſsern Umlauf ſetzten.*) Gedicke in Berlin war vielleicht der einzige Schulmann, der damals als ihr Nebenbuhler angeſehen werden konnte und der die Anſtalten, welchen er vorſtand, zu einer noch höhern Stufe der Vollkommenheit hinaufgeführt hat. — So geachtet Lieberkühn auch war, ſo kannte man in Berlin wenigſtens Stuven doch noch mehr, und ſeine Betriebſamkeit trug viel dazu bey, daſs die, durch die glückliche Vereinigung der Talente zweyer ſo ſchätzbaren kraftvollen Männer gegründete Rup-

*) Lieberkühns und Stuve's Schulſchriften, die ſich auf die Ruppinſche Schule beziehen, ſind bekannt; die erſtern ſind geſammelt in Lieberkühns kleinen Schriften mit deſſen Lebensbeſchreibung und einigen Briefen an Stuve von L. Fr. G. E. Gedicke, Züllich. 791. welches Werk auch über Stuve's Thätigkeit und Verhältniſſe zu Lieberkühn vieles Licht verbreitet.

Ruppinſche Anſtalt ſo aufblühte und thätig unterſtützt wurde.

Vergleichen wir mit unſern allgemeinen Angaben, was Stuve ſelbſt in ſeinem Sendſchreiben an Rehberg (Stuve's kleine Schriften Th. 2. S. 389. ff.) über ſeine Wirkſamkeit in Ruppin und überhaupt über die Gründe, aus denen er ſich für das Erziehungs-Weſen beſtimmte, ſagt: "Schon als Jüngling machten mich viele höchſttraurige Erfahrungen (die er zum Theil an ſich ſelbſt machte) auf herrſchende Fehler, vorzüglich in Rückſicht der körperlichen Erziehung und der Art des Unterrichts ſehr aufmerkſam. Die Überzeugung, daſs durch Vermeidung dieſer Fehler der Menſch einen viel höhern Grad von Glückſeligkeit und Veredlung erlangen könne und werde, beſtimmte mich in der Folge, mich ganz dem Erziehungs- und Unterrichtungsweſen zu widmen, und, ſo viel ich vermögen würde, zu deſſen Verbeſſerung und Vervollkommnung in meinem dereinſtigen Wirkungskreiſe beyzutragen. Die äuſsern Umſtände begünſtigten meine Plane und Wünſche in ſo weit, daſs ich in Verbindung mit meinem trauteſten Freunde, den ein gleicher Eifer bey gleicher Grundſätzen mit mir beſeelte, Lehrer und Mitvorſteher einer öffentlichen Schule wurde. Wir beſtrebten uns in dieſer Lage nicht

nicht blos für den Unterricht der uns anvertrauten Jugend, so gut wir wusten und konnten, zu sorgen, sondern auch mittelbar und unmittelbar für ihre gesammte Erziehung und Ausbildung, so viel es unsre Kräfte und die Umstände erlaubten, thätig zu seyn. Ungeachtet uns nun, ausser unserer Jugend, Kränklichkeit, Unerfahrenheit, Ungeübtheit und Ermangelung vieler zu unserm Berufe, unserm eigenen Ideale davon nach, nöthigen Kenntnisse, ein Zusammenfluss äusserer Umstände an der Erreichung unserer Zwecke und Wünsche nicht wenig hinderlich wurde: so überzeugte uns doch unser fortgesetztes Nachdenken, unsre Erfahrung und der Beyfall der einsichtsvollsten Männer, dass wir in Rücksicht unsrer *Grundsätze* und *Methoden*, auf dem rechten Wege waren." "Nicht blos ein immer ruhiger und reifer gewordenes Nachdenken, in Verbindung mit einer ausgebreiteten Welt- und Menschenkenntniss, sondern auch die noch fortdauernde Werthschätzung und Liebe des Publikums, unter dem wir damahls lebten, und vorzüglich der Eltern, die uns ihre Kinder anvertraut hatten, nebst der innigsten, dankbarsten Zuneigung und herzlichsten Ergebenheit der jungen Leute selbst, von denen jetzt schon ein grosser Theil in öffentlichen Aemtern oder Privatgeschäften steht und der Achtung des Publikums geniesst, ha-

ben mich in der Anhänglichkeit an meine Grundsätze, und in der Überzeugung von denselben, bestärkt."

Im J. 1784 litt Stuve einen grofsen Verlust durch den Abgang seines treuen Freundes, der an das Elisabethanische Gymnasium zu Breslau als Rector versetzt wurde. Als um diese Zeit Campe das allgemeine Revisions-Werk des gesammten Schul- und Erziehungswesens unternahm, liefs auch Stuve sich in die ehrenvolle Gesellschaft der Reviforen aufnehmen und diefs gab den ersten Anlafs zu der innigen Verbindung, die nachher zwischen ihm und Campe Statt hatte. Campe hatte nemlich eine Abhandlung in den Umlauf der Reviforen gegeben, welche von dem freymüthigen Stuve so streng beurtheilt und widerlegt wurde, dafs Campe von der Richtigkeit der meisten Bemerkungen überzeugt, seine Abhandlung unterdrückte und von Stuve's freyer und biederer Art sich zu benehmen, äufserst eingenommen, zu einer engern Verbindung mit ihm die Hand bot. Im J. 1786. reifte Campe zu Stuve'n, mit der Vollmacht, ihn unter annehmlichen Bedingungen nach Braunschweig zu rufen. Stuve befand sich in einer sehr glücklichen Lage und im Genusse der Liebe seiner Mitbürger in Neuruppin; dennoch machte der Antrag wegen

gen der damit verbundenen mehr als wahrscheinlichen Aussichten auf einen gröſsern, würdigern und fruchtbarern Wirkungskreis, die Annehmlichkeit in einem Kreiſse von ausgezeichneten Menſchen, vorzüglich auch in der Nähe und im Zuſammen-Wirken mit Campe und Trapp zu leben, groſsen Eindruck auf ihn; allein er übereilte ſich nicht. Die beyden Freunde wurden eins, die Entſcheidung darüber einigen ihrer gemeinſchaftlichen Freunde in Berlin, beſonders Tellern, zu übertragen. Dieſe riethen zu, und ſo ging Stuve nach Braunſchweig.

Stuve war in Braunſchweig zum Director der Katharinen-Schule und zum Rath in dem zu ſtiftenden Schul-Collegium beſtimmt. Er zog eine bedeutende Beſoldung, konnte aber nie dazu gelangen, ſeine Stellen anzutreten. Das Schul-Collegium kam bekanntermaſsen nicht zu Stande und bey der Directors-Stelle, die ihm zugedacht war, thaten ſich auch allerhand Schwierigkeiten hervor. Dieſe Umſtände muſsten einen Mann mißmuthig machen, der ſo viele Jahre in praktiſcher Thätigkeit verlebt hatte und der ſo ganz dazu gemacht war, nach aufsen hin, und beſonders auf die Jugend zu wirken. Um den herzoglichen Gehalt nicht ganz ohne geleiſtete Dienſte zu ziehen, welches einem

Mann von feinem Zartgefühl unangenehm war, hielt er wenigſtens einige, vornehmlich anthropologiſche, Vorleſungen am Carolinum. Aber da er glaubte, daſs mit dem bloſsen Lehren, oder vielmehr durch Vorleſungen, das wenigſte an ſolchen Anſtalten geleiſtet werde, ſo konnte ihm dieſe Wirkſamkeit kein beſonderes Bewuſstſeyn geben. Das dortige Publikum war vorher gegen ihn eingenommen und ſteckte ſeine Schüler an. Einige Veränderungen, die nothwendig ſchienen, aber ungern geſehen wurden, weil man glaubte, Veränderungen könnten wohl endlich gar zur Aufhebung führen, wurden ſeinem Einfluſſe beym Herzog oder bey dem Miniſter zugeſchrieben, und ſo kam er nicht in das beſte Verhältniſs mit ſeinen Collegen. Sein nach nützlicher Thätigkeit ſtrebender Geiſt ſuchte Entſchädigung im Studium der Wiſſenſchaften und im Schreiben pädagogiſcher und andrer gemeinnütziger Werke.*) Sein ſiecher Körper warf ihm auch hier Hinderniſſe in den Weg und vermehrte ſeinen Miſsmuth über fehlgeſchlagene Erwartungen. Die zerrütteten Geſundheits-Umſtände ſeines dem Tode entgegengehenden Freundes Lieberkühn und

*) Nach Plinius Grundſatze *Epp. 3, 7. Hoc quicquid eſt temporis futilis et caduci, ſi non detur factis, (nam horum materia in alienâ manu) certe ſtudiis proferamus.*

und der endlich erfolgende Tod deſſelben erſchütterte und griff ſeinen Körper eben ſo ſehr, als ſein Gemüth an. Er ſetzte dem Vollendeten in der Sammlung der Lieberkühnſchen kleinen Schriften noch ein ſchätzbares Denkmahl ſeiner Liebe. Jetzt warf ihn eine harte Krankheit darnieder, während welcher er die treueſte, beſorgteſte Pflege der Tochter ſeines Hauswirthes genoſs. Als er wieder geneſen war, heirathete er aus Dankbarkeit dieſe gutartige Perſon, die zwar ſeinem Geiſte nicht Genüge thun, noch ſein Herz hinlänglich beſchäftigen konnte, deren Treue und guten Willen er aber zu ſchätzen wuſste und durch Dankbarkeit und zärtliche Aufmerkſamkeit vergalt. Nicht lange konnte er ſich des Glückes am eignen Heerde und der erſten Vater-Wonne erfreuen. Sein körperliches Übelſeyn griff immer mehr um ſich; er machte auf Anrathen der gröſsten Aerzte zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit eine Reiſe nach Italien und brachte den Winter in Neapel zu. Eine Frucht ſeines Aufenthaltes in Italien waren die ſchätzbaren Bemerkungen über den Laokoon, die zum Theil gegen Winkelmann, Leſſing und Heyne gerichtet waren und von ſeiner geſunden Urtheilskraft und ſeinem feinen Gefühle auch in Sachen, die nicht ganz in ſeinem Geſichtskreiſe lagen, zeugen. (2 Briefe über den Laokoon an den Hofr.

Hofr. Schütz. Kleine Schriften Th. 2. S. 458. ff.) Auch in der Schweiz schrieb er einen lehrreichen Aufsatz: Schilderung von Appenzell ausser Rhoden (Kl. Schriften, Th. 2. S. 333. ff.) nieder, der seiner Beobachtungsgabe, seiner Begierde sich zu unterrichten, und seiner Wahrheitsliebe gleiche Ehre bringt. Von Italien kehrte er auf einem holländischen Kriegsschiffe durch das mittelländische Meer und den westlichen Ocean zurück. Das Schiff legte verschiedentlich an, unter andern zu Malaga und zu Cadix und setzte ihn endlich in Holland ans Land. Seine Gesundheit hatte bey dieser Reise nichts gewonnen, konnte es auch nicht, wie man nachher bey der Leichen-Oeffnung sah. Bey seiner Zurückkunft fand er seine Frau wider alles Denken dem Tode an der Lungen-Schwindsucht nahe. Campe hatte ihm mehrmals davon geschrieben; aber alle diese Briefe waren verloren gegangen oder hatten ihn verfehlt, indess andere, die nichts über die Lage seiner Frau enthielten glücklich in seine Hände kamen. Ihre Gefahr und hernach ihr Tod wirkten sehr stark auf ihn und schlugen ihn ganz nieder. Von seiner damahligen freudeleeren Stimmung giebt folgende Stelle aus seinem Sendschreiben an Rehberg (S. 362. ff) Zeugniss: "Sie wissen, dass ich schon seit mehreren Jahren, in Ansehung meines Auf-

ſubern Berufs, durch einen Zuſammenfluſs von Umſtänden dem eigentlichen Erziehungs- und Schulweſen, ohne meine Schuld und wider meine Erwartung, entzogen bin; und meine Geſundheit und ganze äuſsere Lage erlauben mir nicht mittelbar für daſſelbe fernerhin, nach meinem Wunſche, thätig zu ſeyn. Selbſt der ſüſsen Hoffnung, eigene Kinder zu erziehen, bin ich beraubt, da mir das treuſte und edelſte Weib, die unentbehrliche Gehülfin bey der Erziehung, durch den Tod von der Seite geriſſen iſt — glücklich genug, daſs ich mein Kind in den Händen einer Freundin weiſs, die ihm Mutter ſeyn kann und ſeyn will, und daſs ich das, in Rückſicht ſeiner, ausüben ſehe, was ich ſelbſt nicht ausüben kann. So, der ſüſseſten Freuden des Lebens beraubt, und noch obendrein mit ſteten körperlichen Leiden kämpfend, giebt es, daſs ich ſo ſage, noch eine Art von idealiſcher Freude oder Ideen-Seligkeit für mich, die mich für den Verluſt eigener Glückſeligkeit, wenigſtens in manchen Stunden, entſchädigt. Ich ſtelle mir nemlich oft im Geiſte die, nach meiner auf Erfahrung und Überzeugung gegründeten Hoffnung, immer zunehmende Verbreitung vernünftiger Grundſätze und Maximen in der Erziehung der Kinder vor, und damit zugleich ein immer zunehmendes Maaſs menſchlicher Glückſeligkeit und Veredlung.

Noch

Noch eine zeitlang schleppte er sich mit seinem siechen Körper fort; nur allein noch auf den Genuss eingeschränkt, den ihm die Freundschaft vornehmlich des Campischen Hauses und sein Selbst-Bewusstseyn gewähren konnten. Er bezog jetzt ein Gartenhaus vor der Stadt. Dies war der Ort seiner letzten Leiden. Der entscheidende Tag wurde näher herangerückt, indem er sich durch eine Verkältung im Bade einen Schlag zuzog. Sein Todeskampf war schwer, aber er bestand ihn mit Muth und litt mit Ergebung. Er fragte den Arzt, ob es bald mit ihm aus sey. Wenn es noch ein paar Stunden dauerte, versetzte dieser, würden Sie da ungeduldig werden? Nein, war die Antwort des Dulders. Er liess Campe und Trapp kommen und empfahl ihnen seine Tochter Minna. Zu Madame Campe, die ihn noch etwas zurechtlegte, sah er mit dankbar-zärtlichem Blicke auf und mit den Worten: "Der letzte Liebesdienst und — Minna!" — Noch einmal rief er seinen Freunden zu: "Wacht über Minna's Unschuld!" — Es war der 12te Julius 1793.

Alle seine Aerzte und darunter die ersten in Europa, Tiffot, Franke etc. die er zu Rathe gezogen hatte, suchten seine Uebel in gewissen Verstopfungen des Unterleibes. Gewisse damit verbundene hypochondrische Beschwer-

schwerden, der langsame, oft unterbrochene Gang seiner Krankheit und andere Umstände, schienen dieses Urtheil zu rechtfertigen. Sie suchten die vermeintlichen Verstopfungen aufzulösen und fuhren damit so lange fort, bis alle seine Lebenskräfte aufgelöst waren. Bey der Oeffnung zeigte sichs, dass der Sitz seines Uebels in der Lunge war, die theils angewachsen, theils so verknorpelt war, dass das Messer des Zergliederers kaum durchdringen konnte.

Campe hat seines Freundes verweslichem Theile einen ehrenvollen Platz auf dem Todten-Acker neben Lessings Asche angewiesen. Um Lessings Andenken hatte sich schon vorher Campe das Verdienst erworben, den längst eingesunkenen Grabhügel wider errichten, und mit Epheu und Pappeln bepflanzen zu lassen. Neben diesem ist Stuve's Grabhügel errichtet und auf gleiche Weise geschmückt. Zwischen inne steht eine Kiefer, welche beyde Hügel mit ihrem Schatten deckt.

Stuve vermachte sein einziges Kind der Campischen Familie. Man wollte ihnen diese Erbschaft streitig machen, aber der letzte Wille des edlen Mannes musste erfüllt werden. Im Schosse dieser würdigen Familie, die so viel für die bessere Erziehung geleistet und

am.

am Beyspiele eines eigenen Kindes gezeigt hat, was weise Erziehung vermag, wird Minna aller Wahrscheinlichkeit nach gedeihen und zu den Edleren und Besseren ihres Geschlechtes heranreifen.

Da Campe Stuve's Tochter in alle Kindes-Rechte bey sich eingesetzt hat, so wird theils der ganze Stuvische Nachlass, theils das, was der Herzog zur Erziehung des Kindes ausgesetzt hat, zum Unterhalt und zur Verpflegung von Stuve's alter Mutter verwendet, welche von ihrem Sohne schon damals, als er noch in Ruppin war, so wie nachher, da er in Braunschweig lebte, erhalten wurde.

Stuve war kein Mann von aufserordentlichen Geistesfähigkeiten. Eben so wenig glänzte er durch tiefe Gelehrsamkeit. Aber er besafs einen gesunden Verstand und eine ziemlich scharfe Urtheilskraft, weniger lebhafte Empfindung und Einbildungskraft. Er schien die idealische Anforderung, welche Erzieher und Weltweise an den Menschen machen, dafs er sämmtliche Gemüthskräfte gleichmäfsig entwickle und ausbilde, in seiner Selbstbildung so viel als möglich vor Augen gehabt zu haben; daher im Ganzen Einheit und Zusammenstimmung in seinem ganzen Wesen, keine Erhebung einzelner Vermögen auf

auf Kosten der übrigen, keine völlige Vernachlässigung irgend einer Anlage: aber darum auch nichts besonders Hervorstechendes, ganz Ausgezeichnetes in irgend einem Fache, nichts, was über die Linie der Mittelmäßigkeit in gutem Sinne sehr weit hinausgegangen wäre. Mangel an Reichthum und Fülle des Stoffes, Langsamkeit des Ideen-Zuflusses war bey ihm nicht zu verkennen; aber den Stoff, dessen er sich einmahl bemächtigt hatte, verarbeitete er gut und drückte ihm eine eigenthümliche Form auf.

Wahrheitliebe macht einen Hauptzug seines Charakters aus. Keine Satzung, nicht das Ansehen des Alterthums oder der Vorfahren, nicht Menschenfurcht, nicht selbstische Absichten, konnten seinem Forschungs-Geiste Fesseln anlegen; höchstens liefs er der einzigen Partheylichkeit der Freundschaft zuweilen, sich selbst unbewufst, auf seine Meinungen und Handlungsweisen einigen Einfluss. Aber die Wahrheit war ihm nicht höchster und unbedingter Zweck, sondern selbst Mittel, das er der Tugend und Sittlichkeit unterordnete. Die Tugend hatte keinen wärmern Freund als ihn, und galt ihm alles. Er hatte hohe Vorstellungen von der Würde und den Pflichten des Menschen. So wenig lebhaft seine Empfindungen im Ganzen waren, so war er

doch eines hohen Rathschlusses des Verstandes fähig, wenn es Wahrheit, Recht und Tugend galt. "Erkannte Wahrheit zu verläugnen (setzt noch Campe in der kurzen, aber gehaltvollen Schilderung einiger Eigenschaften seines Freundes, in der Vorrede zu Stuve's kleinen Schriften, hinzu,) oder erkannten gemeinschädlichen Irrthum aus staatskluger Selbstsucht unaufgedeckt zu lassen, war ihm eben so unmöglich, als wahrgenommene Schlechtheit und Verkehrtheit der Gesinnungen und der Handlungen zu beschönigen oder gut zu heissen." Von eben dieser Wahrheits-Liebe zeugt es, dass er Widerspruch vertrug, dass man jede der seinigen entgegengesetzte Meynung frey äussern durfte, ohne seine Heiterkeit zu stören, oder sein Wohlwollen zu verlieren.

Ganz vorzüglich eigen war ihm ein grosser Sinn für das Practische, für das (im edlern Sinne des Wortes) Nützliche, und all sein Dichten und Trachten war von Gemeingeist belebt. Von diesem Gesichtspunkte ging er als Lehrer und Erzieher aus; auf ihn führte er das Studium der Künste und Wissenschaften zurück und durch ihn wurden ihm vorzüglich in den letzten Jahren die grössern, für das Wohl und Weh der Menschheit so fruchtbaren neuesten Weltbegebenheiten wichtig. Alle sei-

seine Schriften waren von diesem Geiste eingegeben und auf Gemeinnützigkeit berechnet. Mit seiner Richtung aufs Practische scheint es im Widerspruch zu stehen, dass seine Urtheile über menschliche Charaktere und Verhältnisse, die er auf seinen Reisen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nie tief einzudringen schienen; vorzüglich da doch seine Verhältnisse als Erzieher seinen Blick und seine Beobachtungs-Gabe geschärft haben mussten; aber vermuthlich fehlte es dem sonst meist in einfachern und eingeschränktern Verhältnissen lebenden Manne nur an der Fertigkeit, über zusammengesetztere und verwickeltere Charaktere der grossen Welt immer ganz treffend zu urtheilen.

Schlicht und gerade war sein Aeusseres und eben so seine Art zu denken und zu handeln. Dieß war ein so unverkennbarer Zug in ihm, dass er, wie Campe erzählt, überall, wo er persönlich gekannt war, den Beynamen des Ehrlichen erhielt. Da er in einem bescheidenen, weder in Demuth noch in Übermuth gefassten Bewusstseyn seines Werthes lebte, da er nichts suchte, Niemanden bestechen wollte, so konnte er immer seinen Weg gerade fort gehen, brauchte vor Niemanden zu kriechen, keine Winkelzüge zu machen. Und er that dieß wirklich nie:

Wo er mit andern Menschen zusammentraf; vorzüglich auf Reisen, wo oft die freymüthigsten und Wahrheit liebendsten Männer sich Schmeicheleyen erlauben, drückte er nie Achtung und Liebe aus, wo er sie nicht empfand, und suchte nie mit den Aeusserungen derselben Eindruck zu machen. Er blieb stets in Unbefangenheit und Ruhe des Geistes und war zu keiner Art von Uebertreibung hinzureissen.

Stuve konnte als ein Muster ächter Bescheidenheit aufgestellt werden. Sie mußte jedem Unbefangenen das Urtheil abdringen, er sey ein edler Mann. In keinem Verhältnisse sah man ihn sich überheben. Auch den Niedrigsten, Schwächsten begegnete er, nicht mit jener zweydeutigen zuvorkommenden Uebergefälligkeit und Wärme, aber mit einer ihm ganz eigenen Höflichkeit und Gutmüthigkeit, welche sich auch so anziehend in seinen Gesichtszügen ausdrückte. Er vergaß nie, daß es ein Mensch sey, den er vor sich hatte. Von der Seite war er gewiß ganz zum Erzieher gemacht, da es ihm natürlich war, sich auch mit jungen Leuten auf einen gewissen gleichen Fuß zu setzen, der der Achtung für ihn und seinem Einflusse eher beförderlich als hinderlich war, und der Entwicklung ihrer

Ge-

Gedanken und Empfindungen keine Gewalt anthat.

Er war ein angenehmer, munterer Gesellschafter. In seinem geraden, anspruchs- und kunstlosen Betragen war etwas sehr Einladendes. Nichts drückte im Zusammenseyn mit ihm. Man hatte nicht nöthig mistrauisch, behutsam, zurückhaltend zu seyn. Er liebte eine zwanglose geist- und herzvolle Unterhaltung, in welcher Ernst durch den Scherz gemildert und Scherz durch den Ernst veredelt wurde. Er selbst brachte in die Gesellschaft, ausser wenn ihn zuweilen der Dämon der Hypochondrie übernahm, eine munstre gute Laune mit. Dieser geselligen Eigenschaften wegen liebten ihn und seinen Umgang auch die, welche sonst wenig Berührungs-Punkte mit ihm hatten oder überall den neuern Erziehungslehrern nicht sehr hold waren.

Die treue Anhänglichkeit, mit welcher er seinen Freunden ergeben war, gehörte zu seinen schätzbarsten Eigenschaften. Er hatte nur wenige Freunde im heiligsten Sinne des Wortes; dafür war er diesen Wenigen, nicht mit schwärmenden oder schmelzenden Gefühlen, aber von ganzem Herzen und von ganzer Seele zugethan. Hr. Gen. Sup. Löffler in Gotha gehörte von der gemeinschaftli-

chen Hallischen Universitätszeit her zu seinen vorzüglichen Freunden, dem auch jetzt noch sein Andenken unvergesslich und werth ist. — Hatte ihn einmahl Jemand durch Geist und Herz so angezogen, dass er das Bündniss der Freundschaft mit ihm geschlossen hatte, so liess er sich hernach durch nichts irre machen, und stiess er selbst auf einzelne Handlungen, die seinen Grundsätzen zuwiderliefen, so hielt er sich an das Ganze und wies jede Störung seiner freundschaftlichen Verhältnisse zurück.

So war er. Der hier gegebene Entwurf erschöpft zwar seinen Charakter nicht, aber um ein vollständiges Gemälde seiner Eigenthümlichkeit zu liefern, müsste man Stuve's mehrjährigen vertrauten Umgang genossen haben, wie Campe, von dem man noch immer eine Denkschrift auf seinen Freund erwartet.

Werfen wir nur noch einen Rückblick auf seine Schriften. Sie glänzen weder durch Neuheit der Gedanken noch durch tiefe Erforschung der verborgenen Wahrheit, aber sie enthalten durchgängig eine gesunde Kost und Nahrung, sie zeichnen sich durch das Treffende, deutlich und einfach Gedachte, durch eine Wärme, die von Herzen kommt und zu Herzen geht, und durch einen lichten, eindringenden Vortrag aus. Seine Sprache ist rein

sein, klar, bestimmt, aber ohne anziehende Schönheiten und Annehmlichkeiten.

Ohne Frage muſs man wohl unter seinen Schriften den pädagogischen den Preis zuerkennen. Hier war er in dem Fache, dem er sich aus Neigung und aus Einsicht ganz gewidmet hatte. Seine frühesten Schriften über die Erziehung, über die körperliche Erziehung, desgleichen über das Schulwesen (die in der Sammlung seiner kleinen Schriften wieder aufgelegt wurden) nebst mehrern andern kleinen Aufsätzen haben zu ihrer Zeit viel zur Berichtigung der Begriffe über das Schul- und Erziehungswesen beygetragen und verdienen noch jetzt eine ehrenvolle Erwähnung. Die physische Erziehung lag ihm vorzüglich am Herzen und er bearbeitete diesen Gegenstand im Revisionswerke noch einmahl. Traurige Selbsterfahrungen machten ihm diesen Theil der Erziehung vornehmlich wichtig und sein kränkelnder Körper beförderte seine Liebhaberey für anthropologische und überhaupt medicinische Untersuchungen, aus denen auch sein Lehrbuch der Kenntniſs des Menschen hervorging. Auf sein Buch über die anschauende Erkenntniſs, worüber schon sein Freund Lieberkühn geschrieben hatte, legte er wohl unter seinen Schriften verhält-

mäfsig den meiften Werth. Ueber die Gerechtfame der Pädagogik als einer Kunft oder gar als einer Wiffenfchaft wachte er mit Eiferfucht und er trat noch in den letzten Zeiten feines Lebens mit allem Feuer als ihr Anwald gegen die Beeinträchtigungen auf, die ihr durch Rehbergs Prüfung der Erziehungs-Kunft zugefügt worden zu feyn fchienen.

Da ihm die Hoffnung fehlfchlug in Braunfchweig einen feinen Bedürfniffen angemeffenen Wirkungskreis zu finden, fo konnte er für feine Lieblingswiffenfchaft, die Pädagogik, nur noch durch Schriften (und eine Zeitlang durch ein Paar Zöglinge, die er bey fich hatte) thätig feyn. Aber feine Mufse, feine Theilnahme an Wiffenfchaften überhaupt, grofse Ereigniffe in der philofophifchen wie wie in der politifchen Welt, führten ihn zu Abfchweifungen in andre Fächer, ja fogar zur Speculation, für die er nicht eigentlich gemacht fchien. Die kritifche Philofophie erregte hauptfächlich ihrem praktifchen Theile nach, feine Aufmerkfamkeit. Er legte feine ungeheuchelte Achtung für den Geift und die erhabenen Grundfätze derfelben an den Tag, aber eben fo unverhohlen und frey theilte er in zwey Aufsätzen (in den kleinen Schriften) feine Zweifel und abweichenden Ueberzeugun-

gängen mit, die immer seinem denkenden Geiste Ehre machen, wenn es auch den in dieser Philosophie Geübtern nicht schwer fallen dürfte, den Schein derselben aufzudecken. Sein offener lauterer Geist, ohne Hinterhalt konnte das versteckte Treiben geheimer Gesellschaften nicht vertragen, und er trat in einer Abhandlung in den kleinen Schriften damahls zur Parthey der Gegner derselben, als die Sache der geheimen Ordensverbindungen allgemein zur Sprache kam. Mit einem Antheil, der den ächten Weltbürger und den Mann von Herz auszeichnet, war er nicht allein Zuschauer der aufserordentlichen Zeitbegebenheiten, sondern er trat auch als Schriftsteller unter den muthigen Vertheidigern der Rechte der Menschheit und der Vernunft auf. Eine seiner letzten Schriften über den Aufruhr verdient vor seinen übrigen politischen Versuchen erhalten zu werden. Auch als Beurtheiler von Büchern verdient er hier noch genannt zu werden. Den Geist und die Weise seiner Critiken kann man aus seiner schätzbaren Beurtheilung der erstern Sammlungen von Herders Briefen zur Beförderung der Humanität in der Allg. Lit. Zeit. 93. N. 197. 198. ersehen.

Den 4. May 1793

starb zu Berlin

D. Anton Friedr. Büsching.

Nil, nisi quod Deus et numen jussisset honesti,
Secernere, minas inter et illecebras.
Spalding, Prof.

Eine langwierige, von gichtischer Materie herrührende Krankheit machte diesen thätigen Greis etwa fünf Jahre vor seinem Tode gröstentheils unfähig für zusammenhängende Arbeiten, und doch fand er es nöthig, sich mit etwas zu beschäftigen, um seine Aufmerksamkeit von einer beständigen Beobachtung seines körperlichen Zustandes abzuziehen. Dieß gab ihm Veranlassung, die Geschichte seines merkwürdigen und thätigen Lebens theils aus Erinnerung, theils aus vorhandenen Papieren selbst niederzuschreiben, die er dann 1789 als den sechsten Theil seiner

"Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen" (617 Seiten)

herausgab. Wir besitzen an diesem Gegenstück der Selbstbiographie Semlers die reichhaltigsten Materialien zu einer Lebensgeschich-

ſchichte Büſchings, indem der vielerfahrne Greis nicht nur alle ſeine Schickſale mit der ehrlichſten Offenherzigkeit und Genauigkeit erzählt, beſonders was die frühere, dem hohen Alter in der Erinnerung immer ſo werthe Periode ſeines Lebens betrifft, ſondern auch von vielen ſeiner Zeitgenoſſen, mit denen er in Verbindung ſtand, Nachrichten giebt. Auſser dieſer reichhaltigen Quelle hat der Verfaſſer der gegenwärtigen biographiſchen Darſtellung noch folgende Zeugniſſe genutzt, durch welche wichtige Männer das vielfache Verdienſt des unvergeſslichen Büſching geehrt haben:

Oratio funebris de Büſchingio, habita in auditorio majori Gymnaſii Berolino-Colonienſis a Georgio Lud. Spalding, Gymnaſii Profeſſore. Subjunguntur elogi ejusdem auctoris. Berolini, 1793. — Ein Auszug hieraus iſt der Aufſatz von Spalding über Büſchings Charakter, in Henke's Archiv für die Kirchengeſch. 1ſten Stück.

Gedike's Rede bey Uebernehmung der Direction des Berliniſch-Köllniſchen Gymnaſiums. (Als Einladungsſchrift zum Oſterexamen 1794 gedruckt. Es wird darin Büſchings Andenken ehrenvoll erwähnt.)

Erin-

Erinnerung an Büſchings Verdienſte um das Berliniſche Schulweſen, von D. Friedr. Gedike. (Einladungsſchrift zum Oſterexamen 1796, wo der dankbare Nachfolger auf 41 Seiten jene Verdienſte auseinanderſetzt und mit Beweiſen belegt.)

Ueberdieſs ſind noch mehrere mündliche und handſchriftliche Nachrichten und Zeugniſſe über Büſching bey der folgenden Erzählung genutzt worden.

Büſchings Groſsvater, Johann Ludolph, war ein ſehr wohldenkender und gelehrter Prediger in Stadthagen, und mit einer an Geiſt und Charakter ſehr ſchätzbaren Frau, Cathar. Sophie Walte, verheirathet. Wüſste man weiter nichts von ihm, als den Vertrag, den beyde 1699 mit einem auch zu Stadthagen wohnenden Hauptmann von Puttkammer und deſſen Gattin, zur gegenſeitigen guten Erziehung ihrer Kinder auf den Fall des Abſterbens der Aeltern von einer oder der andern Seite, feyerlich errichteten (S. Büſchings eigne Biographie S. 7 ff.) ſo wäre das ſchon hinreichend, ſie für vorzüglich edle und weiſe Menſchen zu erkennen. — Büſchings Va-

Vater war Advocat in Stadthagen, ein Mann von Talenten und Kenntniſſen, aber von einer ungebändigten Hitze, die durch ſeine täglichen Proceſs-Geſchäfte immer genährt wurde und ihn zu einer ſo unordentlichen Lebensart verleitete, daſs ſeine Gattin, Philippine Margaretha Sellmann, und ſelbſt ſeine Kinder viel davon zu leiden hatten, und ihnen oft das Nothdürftige fehlte.

Dieſem Vater wurde den 27. Sept. 1724 Anton Friedrich gebohren; ſeine 8 übrigen Geſchwiſter ſtarben in der Kindheit und Jugend. Das Beyſpiel ſeines Vaters wirkte zum Guten auf ihn. "Ich habe ſchon als Kind, und ohne von jemanden dazu ermahnet zu werden, beſchloſſen, mich lebenslang vor Branntwein, Schnupf- und Rauchtoback ganz und gar zu hüten; Wein und Bier aber ſehr wenig zu gebrauchen, weil mein Vater in allen dieſen Dingen keine Mäſsigkeit beobachtete, und ich die ſchlimmen Folgen davon frühzeitig bemerkte. Aehnliche Entſchlieſsungen habe ich auch in Anſehung einiger Arten des ſittlichen Verhaltens meines Vaters frühzeitig gefaſst." —

In der gemeinen Stadtſchule war es der Cantor Wälcher, welchem Büſching noch den leidlichſten Unterricht zu verdanken hatte,

und

dem er ſelbſt noch 1782 als Ober-Conſiſtorial-Rath von Berlin aus ſein dankbares Andenken bewies. (Die Antwort des alten, hiedurch gerührten Walthers ſ. in Bs Biogr. S. 54.) In der oberſten Claſſe war der Unterricht äuſſerſt ſeicht und mechaniſch; daher war es entſcheidend für Büſchings Bildung, daſs der damahlige Superintendent in Stadthagen, der gelehrte und edeldenkende D. Eberh. Dav. Hauber, der nachher als Prediger an der Deutſchen Petri-Gemeinde in Koppenhagen Münters Vorgänger war, (S. Nekrol. 1793. I, 333.), den elenden Zuſtand der Schule bemerkte, aus freyem Antrieb unentgeldlich Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften gab und Luſt zum eignen Studiren in ihnen erregte. Einige Jahre lang wurde Büſching und noch ein Paar andre Schüler von dieſem vielumfaſſenden Gelehrten in der Griechiſchen, Chaldäiſchen und Syriſchen Sprache, in der Geographie und Hiſtorie, in Algebra, Geometrie, Trigonometrie und Aſtronomie unterwieſen; auſserdem lehrte er ſie noch gelegentlich im täglichen Umgang vieles Nützliche, bildete ihre Herzen und erfüllte ſie mit ächter Religioſität, mit einer frommen beſcheidenen Denkungsart, wozu ſein eigenes muſterhaftes Beyſpiel in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und tugendhaftem Leben mitwirkte. Die vielerley Dinge, die er

mit

mit ihnen trieb, leiteten freylich zu einer allzugrossen Veränderlichkeit, und Büsching gesteht auch, dass er das einige Jahre bey sich fühlte. Ausser Haubern hatten die lernbegierigen Jünglinge noch bey einem dortigen Prediger Edler, und bey einem originellen Mystiker Zell im Hebräischen und in andern wissenschaftlichen Gegenständen Unterricht, so dass Büsching die Stadtschule ganz verliess, und sich bey dieser Privat-Anweisung viel besser befand, zu der noch steter häuslicher Fleiss in Gesellschaft seines Freundes und nachherigen Schwagers Dilthey hinzu kam. Besonders vielen Fleiss wendete er damahls und noch einige Jahre nachher auf die morgenländischen Sprachen, von denen er aber späterhin abkam. Dabey brauchte ihn sein Vater auf eine ziemlich harte Art und oft einen Theil der Nacht hindurch zum Abschreiben in seinen juristischen Geschäften, wodurch er an eine anhaltende Arbeitsamkeit gewöhnt wurde.

Bey Gelegenheit seiner Confirmation hatten ihn die Vorbereitungs- und Erbauungsstunden des Dr. Hauber und des Prediger Edler schon zu einer religiösen Stimmung geführt; aber am 30. Jan. 1741 wurde in einem Gespräche mit seinem Freunde Dilthey die Ueberzeugung, dass beständige Anstrengung, sitt-

sittlich besser zu werden, und Gott und den Heiland zu lieben, höchste Pflicht für uns sey, so lebhaft in den beyden Jünglingen, daß Büsching den Tag darauf ein feyerliches Versprechen darüber niederschrieb, welches beyde unterzeichneten, und diesen Bundesvertrag haben sie verschiedene Jahre lang auch in der Entfernung immer am 1. Febr. wieder erneuert. Büsching rühmt noch im Alter die guten Folgen dieses nicht kindischen, sondern wohlüberlegten Mittels. Am mehresten wirkte indeß, auch in moralischer Hinsicht, D. Hauber auf ihn; bey diesem versammelten sich an jedem Sonntag gegen Abend die religiös gesinnten jungen Leute beyderley Geschlechts; Hauber setzte sich dann mitten unter sie und gab ihnen moralische Lehren und Ermahnungen. Oft wenn sie ihn verließen, traten sie noch gerührt von seinem Vortrag, in kleinen Haufen vor dem Hause zusammen, und stärkten sich in den gefaßten guten Vorsätzen. Bey vielen bewirkte es eine bleibende Besserung. "Die meisten," schrieb Büsching noch in seinem Alter, "beharreten an allen Orten, dahin sie nachmahls kamen, und in allen Umständen und Verhältnissen, in welche sie durch Gottes Vorsehung versetzt wurden, in dem christlichen und himmlischen Sinn, den sie in ihrer ersten Jugend annahmen." — "Ich habe in der Folge

die

die groſsen Vorzüge des Chriſtenthums, welches Hauber überzeugend lehrte, noch mehr eingeſehen, als ich an andere Oerter und unter andere fromme Leute kam; jenes war ohne beſondre und ſelbſt gemachte Form, ohne Sectirerey, ohne Phantaſie, dem Evangelium gemäſs; machte duldſame und allgemeine Menſchenfreunde, keine Sonderlinge, keine Sectirer." — "Das herrliche Evangelium des ſeligen Gottes, die Gedanken an Gott, an den Heiland der Welt, an den Himmel, haben mir von meiner erſten Jugend an unzählige Mahl das ſüſseſte und edelſte Vergnügen verſchafft, dem ich alles ſinnliche, eitle und ungewiſſenhafte Vergnügen ſehr gern und leicht aufgeopfert habe; ſie haben mich auch zur Erduldung aller Widerwärtigkeiten, und ſelbſt zum Tode, getroſt und freudig gemacht. Geſetzt, daſs ſich in der Jugend zuweilen auch etwas Phantaſtiſches darunter gemiſcht habe, ſo ſchadet das einem immer denkenden Menſchen, der Gott und ſeine Beſtimmung immer vor Augen hat, gar nicht, ſondern wird vielmehr eine Triebfeder zu vielem Guten und ein Stärkungsmittel in Widerwärtigkeiten." — Dieſe Stellen, die der Greis Büſching noch niederſchrieb, und doch dabey bekanntlich ein kühner Vertheidiger der proteſtantiſchen Glaubensfreyheit war, bezeichnen ſeine herrſchende religiöſe Denkungsart

besser, als es die sorgfältigste Schilderung eines Dritten zu thun im Stande wäre.

Bald darauf aber wurde der fromme Jüngling zum Märtyrer seiner sogenannten Pietisterey. Er mußte 1742 in Geschäften eine Reise nach Hannover machen, besuchte dort einen Freund seines Vaters, den Küchenschreiber Böttcher, und als dieser spöttisch nach den Pietisten in Stadthagen und nach Haubern fragte, bezeigte Büsching unverhohlen seine Achtung für diesen Mann, und den grosen Nutzen, den er selbst aus dessen frommen Stunden zöge; worauf ihn der Küchschreiber mit spöttischer Kälte entliess. Als Büsching nach seiner Zurückkunft seinem Vater auf Befragen diesen Vorgang erzählte, wurde er schon deshalb von dem hitzigen Manne sehr hart behandelt; und als der Vater einige Zeit darauf zufällig fand, dass sein Sohn den Auftritt mit dem Küchenschreiber treuherzig in sein Tagebuch eingetragen hatte, warf er in grosem Zorn seinen Sohn zum Hause hinaus, und verbot ihm aufs strengste, es je wieder zu betreten. D. Hauber tröstete ihn in seiner Noth, und das Ende war, dass ihm der Vater befahl, Stadthagen zu verlassen, und ihm dazu 50 rthl. gab, welches übrigens nur ein Theil eines ihm gebührenden Stipendiums war, das der Vater sch

für ihn gezogen hatte. Die Gattin des Hannöveriſchen Miniſters Münchhauſen war eine groſſe Freundin Haubers; Büſching bat im Febr. 1743 durch ſie um einen Freytiſch in Göttingen; aber es war zu ſpät. Eilf Jahre darauf kam Büſching als Profeſſor nach Göttingen, wohin er 1743 nicht als Student kommen konnte. Die Frau von Münchhauſen und eine verwittwete Hofräthin von Hattorf in Hannover, beydes Freundinnen von D. Hauber, beſchenkten ihn, und es wurde nun in Stadthagen beſchloſſen, daſs er noch Ein Jahr die lateiniſche Schule des Waiſenhauſes in Halle beſuchen ſollte. Je näher ſein Abſchied kam, deſto mehr unvermuthete Theilnahme zeigten viele gute Einwohner dieſer kleinen Stadt, ſo daſs ſelbſt ſein Vater dadurch gerührt wurde, und ſich wieder liebreich gegen ihn betrug.

Das Schuljahr auf dem halliſchen Waiſenhauſe verſtrich nicht ohne Nutzen für ſeine wiſſenſchaftliche Fortbildung. Seine äuſsere Frömmigkeit, die er auch hier beybehielt, paſste zu dem Tone im Waiſenhauſe. Er wurde von Freunden einige Mahl mit in die Herrnhuthiſchen Verſammlungen genommen, die ihn zwar erbaulich vorkamen, doch ſo, daſs er den von allem Sectenweſen entfernten Grundſätzen ſeines Hauber treu blieb. In-

deſs — dieſs ſey beygefügt, um die Stimmung jenes Zeitalters zu bezeichnen — wurde doch nach Hannover geſchrieben, er ſey des Herrnhuthismus verdächtig, und er erhielt von der Frau von Münchhauſen und von Hattorf darüber eigenhändige Warnungsbriefe!

Zu Oſtern 1744 wurde er theologiſcher Student in Halle, und fand bald einen Gönner an dem groſsen Siegm. Jac. Baumgarten, deſſen Schriften er bisher ſchon fleiſsig geleſen und ſelbſt ein brauchbares Regiſter über die Kirchengeſchichte deſſelben gemacht hatte. Baumgarten ſagte ihm gleich im Anfang ihrer Bekanntſchaft, er wolle ihn für die Univerſität erziehen. Er ſtudirte nun Philoſophie bey Georg Fr. Meier, Mathematik und Phyſik bey Krüger, das alte Teſtament bey J. G. Knapp, und verſäumte keine einzige Lehrſtunde bey Baumgarten, der ihm auch freyen Gebrauch ſeiner Bibliothek verſtattete. Dabey war er angeſtrengt fleiſsig zu Hauſe, ſo daſs man für ſeine Geſundheit beſorgt war; aber die Regelmäſsigkeit in ſeiner Lebensart verhinderte üble Folgen von dieſer Anſtrengung. Er ſtudirte Rollins Geſchichtbücher und fing eine Einleitung in den Brief an die Philipper an. Mit einigen ernſthaften Studenten, Semler, Krauſe, Barkhauſen, beſonders Muthmann, nachherigem

gem Hofprediger in Leiningen, hielt er gemeinſchaftliche Uebungen in frommen Geſinnungen. — Im 21ſten Jahre (1745) hatte er einen Huſten, den man für hektiſch hielt; nachher aber wurde ſein Körper ſtärker und dauerhafter. Oekonomiſch erhielt er ſich dadurch, daſs er Unterricht im Waiſenhauſe gab und Correcturen beſorgte, und im J. 1746 wurde ſeine erſte Schrift, nemlich die *Introductio in ep. Pauli ad Philippenſes* mit Baumgartens Vorrede gedruckt. Unter fleiſsigem Studiren, Unterricht in den erſten Claſſen der Waiſenhaus-Schule und verſchiedenen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen verſtrich ihm auch ſein viertes akademiſches Jahr; dann wurde er auf Baumgartens Betrieb Magiſter, erhielt von Haubern und ſeinen Hannöveriſchen Gönnerinnen unvermuthete Geſchenke, wovon er ſeine Diſputation konnte drucken laſſen und fing nun exegetiſche Vorleſungen über den Jeſaias, nachher auch über das neue Teſtament, an.

Als Mittel, durch die er ſich während ſeiner akademiſchen Jahre unſchuldig und frey von Verſuchungen erhalten, giebt er ſelbſt an, daſs er täglich und an jedem Tage mehrmahls aufs neue den Vorſatz gefaſst habe, Gott zu gefallen, früh Morgens, ſobald er erwachte, aus dem Bette ſprang, an Gott und an den Heiland der Welt dankbar dachte, und

unaufhörlich arbeitete, etwa eine oder zwey Stunden ausgenommen, die er mit Spaziergehen zubrachte; auch erwähnt er dabey seine frühe Verbindung mit vornehmern Personen beyderley Geschlechts. Zugleich ermuntert er junge Leute, die sich mit Ernst den Wissenschaften widmen, aber arm sind, bey dieser Gelegenheit zum Vertrauen auf Unterstützung; "sie müssen aber auch, setzt der gute Greis hinzu, zufriedenen Gemüths seyn, und ein müh- und arbeitsames Leben für das glückseligste Leben halten. Dass es dieses wirklich sey, wird die Folge meiner Lebensgeschichte reichlich bestätigen und unwiderleglich beweisen." Wie einfach und doch wie reich an Stoff zum Nachdenken ist diese Aufzählung der Mittel, ein guter Mensch zu werden! Die tiefste Speculation kann uns nichts sicherers lehren! – Eine kleine Sonderbarkeit ist es, dass er von sich erzählt, er habe sich in frühern Jahren mit niemanden, als mit seinem nachherigen Schwager Dilthey geduzet, und auf diese beobachtete Maasregel einen Werth legt.

Während seiner akademischen Jahre hatte er einige Reisen gemacht, zu seinen Eltern, wo er nun auch von seinem Vater sehr gut empfangen wurde, nach Rinteln, und zum Abt Steinmetz nach Kloster Bergen. In Hannover

nover wurde er nun von ſeinen frommen Gönnerinnen gut aufgenommen, und ſpeiſete mehrmahls bey der Frau von Münchhauſen. Als charakteriſtiſch für dieſe Verhältniſſe verdient Folgendes Erwähnung: Es war bey dieſer frommen Frau hergebracht, daſs wer einen unvorbereiteten Vortrag über ein Stück des Evangeliums zu thun im Stande war, dieſes auf ihre Bitten nach der Tafel in ihrer, ihres Hauſes und einiger dazu gerufenen Perſonen Gegenwart thun muſste. Auch Büſching wurde einige Mahl darum erſucht und ſie bezeigte ihm darüber ihre Zufriedenheit. —

Sein Freund Barkhauſen war nun ſchon einige Jahre Hofmeiſter bey den Kindern des Grafen Heinrich XXIV. Reuſs in Köſtritz, und Büſching, der ihn dort einmahl beſucht hatte, war dadurch dieſer ſchätzbaren Familie bekannt geworden. Im Jahr 1748 trug ihm der däniſche Geheimerath, Friedr. Rochus Graf zu Lynar, Schwiegerſohn des Grafen Reuſs in Köſtritz, den Unterricht ſeines älteſten Sohnes Friedrich Ulrich an, der bey den Groſsältern erzogen worden war. Büſching nahm dieſs als eine erwünſchte Gelegenheit an, ſich von Nahrungsſorgen zu befreyen und eine Zeitlang von dem akademiſchen Leben entfernt zu ſeyn.

Graf Heinrich XXIV. Reuſs in Köſtriz war ein Mann von ungemeinen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens und der Umgang mit ihm eine treffliche Schule für einen jungen Gelehrten; aber er ſtarb bald nach Büſchings Ankunft. Wichtiger wurde daher für dieſen die Freundſchaft mit dem gräflichen Rath v. Geuſau, der mit jungen Herrn aus der Reuſsiſchen Familie einige Mahl halb Europa durchreiſst war, und groſse Gelehrſamkeit und Weltkenntniſs beſaſs. Büſching, dem er mit groſser Freundſchaft zugethan war, verdankte ihm ſehr viel, wie er dieſes in den Biographien rühmt, die er vom Grafen Heinrich XXIV. und von Geuſau in in ſeinen Beyträgen gegeben hat.*) Seine freyen Stunden wendete er auf die Deutſche Umarbeitung des Vitringa über den Jeſaias, wovon nun der erſte Theil gedruckt wurde, und ſchon hier kam er in einen für ſein Alter ausgebreiteten Briefwechſel mit vornehmen Männern und angeſehenen Gelehrten. Auch übernahm er oft Predigten für den Pfarrer in Köſtritz.

Er war etwas über ein Jahr in Köſtritz gewesen, als der Vater ſeines Zöglings, der Graf

*) Beyträge zu d. Lebensgeſch. denkw. Perſonen, z. B.,

Graf Friedr. Rochus von Lynar, von dem däniſchen Hofe den Auftrag erhielt, als Geſandter nach St. Petersburg zu gehen, um die zwiſchen Dänemark, Schweden und Rußland ſtreitigen Punkte über die Herzogthümer Schleswig und Holſtein zu berichtigen. Der Graf von Lynar beſchloſs, ſeine Familie theils in Köſtritz, theils in ſeinem Wohnort Itzehoe zu laſſen, ſeinen älteſten Sohn Friedrich Ulrich aber, nebſt deſſen Hofmeiſter Büſching, mit zu nehmen, und hohlte ſie ſelbſt in Köſtritz ab. Vor der Reiſe hielt es Büſching für nöthig, um ſich, wie er ſagt, vor der heftigſten aller Leidenſchaften in dieſem Alter ſicher zu ſtellen, und einen Gegenſtand ſeiner *geſchäftloſen* Gedanken zu haben, der einzigen Perſon, zu welcher er eine zärtliche Neigung hatte, der Schweſter ſeines Freundes Dilthey in Stadthagen, eine Eröffnung zu thun; er ſchrieb an dieſes ſehr gebildete Frauenzimmer, ohne zu wiſſen, ob ſie nicht ſchon verheirathet ſey, und das Sonderbare ſeines Antrages, gerade vor einer langen und gefährlichen Reiſe ſelbſt fühlend; *unterwegs*, in Berlin, erhielt er von ihr einen Brief mit der erwünſchten Erklärung. — *Vor* ſeiner Abreiſe hatte er noch den Schmerz, den von ihm ſo verehrten Anton von Geuſau, der in ſeinem 54. J. in Köſtritz ſtarb, zu Grabe zu begleiten. Der Graf Friedr. Ro-

chus von Lynar, hatte groſſe Fähigkeiten und Kenntniſſe, viele Erfahrungen im Hofleben und in der politiſchen Laufbahn, und vorzügliche Tugenden; er iſt als theologiſcher und politiſcher Schriftſteller aufgetreten. Einen ſo geiſtreichen Mann begleitete jetzt der thätige und auf alles aufmerkſame Büſching auf einen wichtigen Platz; man denke ſich, welchen Nutzen er davon zog!

Am 1. Dec. 1749 traten ſie die Reiſe von Köſtritz an, ſie blieben einige Wochen in Berlin und Büſching hatte hier Gelegenheit, mit einer Menge wichtiger Perſonen Bekanntſchaft zu machen; eben ſo in Danzig, in Königsberg, und in einzelnen Landſitzen vornehmer Anverwandten oder Bekannten des Grafen. Sie machten dieſes Mahl die Reiſe ganz zu Lande durch Mitau und Riga.

Der Graf erwies dem gelehrten Hofmeiſter ſeines Sohnes alle mögliche Achtung; doch ſchränkte ſich Büſchings Umgang bey ſeinem dieſsmahligen Aufenthalte in Petersburg mehr auf die dortigen Gelehrten ein, als daſs er in Bekanntſchaft von Perſonen von politiſcher Wichtigkeit gekommen wäre. Er arbeitete an ſeinem Vitringa, und predigte mehrmahls mit Beyfall in verſchiedenen Deutſchen Kirchen; beſonders merkwürdig aber iſt

ſt es, daſs er auf der Reiſe nach Petersburg und beym Aufenthalt in dieſer Stadt das Mangelhafte der Hübnerſchen und Hagerſchen Geographie recht fühlbar gewahr wurde, und den Entſchluſs faſste, eine neue Erdbeſchreibung zu liefern, wodurch er ſich nachher ein ſo groſses Verdienſt, eben ſo ſehr um das Reich der Wiſſenſchaften als um das ganze praktiſche Leben erworben hat.

Sein Aufenthalt in Petersburg dauerte wider Vermuthen nur vom Januar bis in den Auguſt 1750. Man meldete nemlich dem Grafen von Lynar von Koppenhagen aus, daſs er nach dem Tode des Grafen Schulin in das Däniſche Miniſterium kommen würde, und ſo ſah er ſeiner Zurückberufung täglich entgegen; Graf Bernſtorf wurde aber Miniſter, und der Graf Lynar, der noch über ein Jahr in Petersburg als Geſandter blieb, erhielt nach ſeiner Zurückkunft zur Entſchädigung von dem Könige von Dänemark die Statthalterſchaft über Oldenburg und Delmenhorſt, wo er nachher allgemein geliebt lebte.*) — In jener Erwartung nun ſchickte der Graf ſeinen Sohn nebſt dem Mag. Büſching und noch einigen von ſeinen Leuten im Aug. 1750 zur See

*) Büſching giebt eine ausführliche Biographie von dieſem Grafen Lynar in den Beyträgen, IV, 75.

See wieder nach Deutschland. Sie hatten eine sehr beschwerliche und selbst gefährliche Seereise von 5 Wochen, und gingen dann durch Lübeck nach Itzehoe in das Haus des Grafen.

Er war kaum einige Wochen wieder in Deutschland, als er eine Reise nach Stadthagen machte, um seinen kranken Vater noch einmahl zu sehen. Er traf ihn auch in moralischer Rücksicht ganz verändert an, sanft und göttergeben. Der Vater wollte seinen Sohn wegen der ehemahligen Härte um Vergebung bitten, aber dieser unterbrach ihn durch Dankſagen und Einsprechen von Trost. Bey diesem Besuche bestätigte Büsching die Verlobung mit seiner Freundin Dilthey, und reiste nach Itzehoe zurück. Wenige Tage darauf starb der Vater an seiner Auszehrung.

In Itzehoe genoss er der edelsten Freundschaft mit einigen sehr gebildeten Stiftsfräulein, besonders mit Sophie Erneſtine von Alefeldt, mit der ganzen Familie derselben, und mit mehrern vornehmen und zugleich vortrefflichen Häusern in Holstein. Er predigte oft in Itzehoe, und man wünschte sehr, ihn hier als Prediger anstellen zu können; besonders aber beschäftigte er sich nun (1751) mit wirklicher Ausarbeitung seiner Erdbeſchrei-

ſchreibung, wurde aber von einigen Buchhändlern mit ſeinem Antrage abgewieſen, bis Bohn in Hamburg, auf Anrathen des Dichters Hagedorn, den Verlag übernahm, und Büſching 1752 eine kurzgefaſste Staatsbeſchreibung von Holſtein und Schleswig, als Probe und Ankündigung ſeines gröſsern Werks erſcheinen lieſs. Dieſs weit ausſehende Unternehmen, machte nun, daſs er von ſeiner Hofmeiſterſtelle befreyt zu ſeyn wünſchte, und er bat den Grafen von Lynar, der noch in Petersburg verweilen muſste, ſehr dringend darum; aber er muſste noch ſo weit nachgeben, daſs er bis zu Michaelis 1752 bleiben und mit ſeinem Zögling die Ritterakademie in Soröe beziehen wollte, von welcher damahls ein Graf Reuſs Oberhofmeiſter war. Dieſs geſchah, und begünſtigte die Einſammlung genauer geographiſcher Nachrichten aus dieſen Gegenden.

Er hatte während dieſer Zeit ſchon einmahl eine kleine Reiſe nach Coppenhagen gemacht, um ſeinen ihm unvergeſslichen Lehrer Dr. Hauber zu ſehen und aus deſſen Händen das heil. Abendmahl zu nehmen. Hauber hatte ihm ſein Haus und ſeinen Tiſch angeboten, wenn er Luſt hätte, ſeine angefangene Erdbeſchreibung in Coppenhagen auszuarbeiten. Als nun Büſching im Octob.

1752

Er reiste über Hamburg und Stadthagen nach Halle, wo er vor der Hand bleiben wollte, und wo er nach sechs Jahren seines Weggangs noch seine ehemaligen Lehrer und Freunde fand, und wurde von vielen derselben in seinen geographischen Arbeiten unterstützt. Er schrieb eine Dissertation *Vindiciae Septentrionis*, und kündigte ein Collegium über die Verfassung der vornehmsten europäischen Staaten an. Aber kaum hatte er es angefangen, als er von dem Hannövrischen Minister Münchhausen den Antrag erhielt, mit 200 rthl. Gehalt als *Prof. Philos. extraordinarius* nach Göttingen zu gehen und dort seine geographische Arbeit zu vollenden. Baumgarten suchte ihn zwar in Halle zu behalten, aber Büsching nahm den Antrag an, und kam den 27. Aug. 1754 in Göttingen an, nachdem er bey der Durchreise durch Hannover besonders die wichtige Bekanntschaft mit dem Hofrath und Bibliothekar Scheidt gemacht hatte, über welchen berühmten und thätigen Gelehrten er im 3ten Theil seiner Beyträge einen interessanten biographischen Aufsatz liefert. Scheidt wurde in Angelegenheiten der Göttingischen Universität von Münchhausen sehr öfters gebraucht, und stand schon dadurch einige Jahre hindurch mit Büsching in genauer Verbindung. Aber ausserdem waltete auch eine wahre und herzliche Freundschaft zwischen

ſchen beyden gelehrten Männern und Wahrheitsforſchern ob; denn dieſen letzten Nahmen verdiente Scheidt auch in theologiſcher Rückſicht. Er ſchrieb einſt an Büſching. (Beytr. III, 311.) "Ich glaube, ja ich bin deſſen gewiſs, daſs wir noch einen Reformator nach Luther haben müſſen; aber unſere Zeiten ſcheinen noch weit von dieſer glückſeligen Periode entfernt zu ſeyn. Doch der Herr wird die rechte Zeit wiſſen, da ein mehreres geſchehen kann, und ſie nicht verſäumen." — Ein Mann, der ſo dachte muſste natürlich des helldenkenden und muthigen Büſchings Freund ſeyn.

Der Göttingiſche Kanzler Mosheim wurde bald Büſchings vorzüglicher Gönner, und freute ſich, ihn, auſser ſeiner philoſophiſchen Profeſſur, noch zum Adjunct der dortigen theologiſchen Facultät ernennt zu ſehen. Und ſo fing denn Büſching ſein Profeſſorleben in Göttingen damit an, daſs er ein katechetiſches Collegium, mit praktiſchen Übungen der Studirenden verbunden, und öffentlich über die politiſche Erdbeſchreibung las; aber ſein Hauptgeſchäfte blieben die ſchriftſtelleriſchen geographiſchen Arbeiten, weswegen er auch den Antrag des Miniſters nicht annahm, zugleich Univerſitätsprediger zu werden. Aus eben der Urſache, weil die Lage, in die er

gekommen war, die Arbeit an ſeinem Hauptwerke ſo begünſtigte, ſchlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von den däniſchen Miniſtern geſchah, nach Dännemark zu kommen und zu Herlufsholm eine neue Schule anzulegen.

Im Frühling des J. 1755 vollzog er endlich auch zu Stadthagen die Ehe mit ſeiner Freundin Chriſtiane Dilthey, die in der reformirten Kirche erzogen war, aber auf Scheidts Vorſtellung, daſs es doch in Göttingen auffallen könnte, wenn ein lutheriſcher Theolog eine reformirte Frau habe, ſich von ihrer Verheirathung an zur lutheriſchen Kirche hielt; "obgleich, ſagt Büſching, dieſer Anſtoſs bey erleuchteten Chriſten nicht Statt finden ſollte." Sie lieſsen ſich in Hannover von dem Paſtor Jacobi, (nachherigen Generalſup. in Celle) das heilige Abendmahl reichen, "und dieſer weiſe Mann ſprach da von keinem Uebergang von der reformirten Kirche in die lutheriſche, ſondern von dem Zweck des Herrn bey der Stiftung ſeines Abendmahls, und machte eine Handlung daraus, die bey aller Kürze ſehr rührend und angenehm war."

Dieſe ſeine Gattin verdient in Büſchings Biographie eine ausführliche Erwäh-

wihnung. Sie hatte einen ſehr gebildeten Geiſt, und ohne ihre verſtändige und fromme Denkungsart hätte Büſching die zum Theil angreifenden Schickſale ſeines Lebens wahrſcheinlich nicht ertragen, oder doch viele der reinſten und edelſten Freuden weniger gehabt. Sie war zu Cöthen 1728 gebohren, wo ihr Vater Stallmeiſter war; beyde Aeltern genoſſen der Gunſt der Naſſau-Siegenſchen Prinzeſſin Charlotte Fried. Amalie, die an den regierenden Grafen von Schaumburg Lippe verheirathet wurde und ſo auch die Diltheyſche Familie mit ihr nach Stadthagen zu ziehen veranlaſste. Ihre Mutter war eine ſchätzbare Frau und auſser den weiblichen Arbeiten brachte es Chriſtiane im Clavierſpielen und in der franzöſiſchen Sprache zu einer groſsen Fertigkeit. Sie hatte den Zutritt zu der Fürſtin und zu mehrern vornehmen Familien in der Gegend, wodurch ihre Bildung immer mehr gewann, ſo, daſs ſie nebſt ihrer Mutter von der Fürſtin den Auftrag erhielt, drey Gräfinnen von der Lippe bey ſich zu erziehen. D. Hambers vortrefflicher Unterricht über moraliſche Gegenſtände vollendete die Bildung der unter ſo günſtigen Umſtänden aufwachſenden Chriſtiane; ſie dachte hierüber ſo ernſthaft, wie ihr Bruder, Büſchings Jugendfreund, und trat ſogar jenem oben erwähnten Bunde zur Beförderung religiöſer

für die Universität noch wünschenswerther wurde. Inzwischen hatte Büsching sein seitheriges theologisches System geprüft, und war, mit Verlassung der Baumgartenschen, auf folgende Ideen gekommen: "Man müsse diejenigen Stellen der Bibel aufsuchen, welche die Hauptwahrheiten der Religion in ausdrücklichen Worten enthielten; diese müsse man für göttlich-gewisse Sätze halten, und davon sorgfältig die Schultheologie, die Folgerungen, über welche die gelehrtesten Forscher selbst verschiedener Meinung wären, als problematisch und weniger wichtig unterscheiden." — Seine Freunde, unter andern Hauber und Scheidt riethen ihm, mit diesen neuen Ideen so lange zurück zu halten, bis er wirklich Professor der Theologie sey; aber Büsching hielt es für ehrlicher, jetzo ehe er öffentlicher Lehrer dieser Wissenschaft sey, seine Meinung über die Schultheologie bekannt zu machen; halte man ihn alsdann zu einem theologischen Amte für unfähig, so wolle er sich darein zu finden suchen, und dann seine Zeit auf andere Wissenschaften, als die Theologie, wenden. Der helldenkende Scheidt schrieb ihm darauf: er läugne nicht, dass seine ersten Einwürfe gegen Büschings Entschluss nach Menschenfurcht schmeckten; — "ich sage also nach näherer Ueberlegung der Sache: wenn Gott ihnen Freu-

dig-

digkeit ſchenkt, etwas, auch wohl etwas Hartes zu leiden, und Ihre Fortüne der Wahrheit aufzuopfern, ſo ſollen Sie in Gottes Nahmen zufahren, und das Werk dem Druck übergeben. Vielleicht gefällt es Gott, ſolches überſchwenglich zu ſegnen, und die beſorglichen Leiden von Ihnen abzuwenden, u. ſ. w." — Büſching blieb bey ſeinem Entſchluſs, meldete ſich bey der Göttingiſchen theologiſchen Facultät zur Doctorwürde, und übergab ihr zugleich handſchriftlich ſeine *Epitome theologiae e ſolis ſacris literis concinnatae et ab omnibus rebus et verbis ſcholaſticis purgatae*, die er als Inauguraldisputation wollte drucken laſſen. Der damalige Dechant D. Feuerlein ſtieſs ſich an die Behauptung, daſs der Geiſt Gottes ſich auch bey denen zur Seligmachung wirkſam erzeigen könne, die nie Gelegenheit gehabt hätten, das Evangelium kennen zu lernen, aber dabey gutgeſinnte Menſchen wären. Der Greis D. Heumann und D. Ribov erklärten ſich zwar für Büſchings Meinung; dieſer aber gab nach und ſtrich die Stelle; doch würde er ſie, ſetzte er gleich hinzu, in die zweyte Ausgabe des Buchs wieder einrücken. Weiter hatte er keinen Anſtoſs bey den Göttinger Theologen, disputirte alſo den 7. Aug. 1756 öffentlich über ſeine als Diſſertation gedruckte Epitome und wurde Doctor der Theologie. Gleich darauf lieſs er dieſe

Abhandlung in Octav drucken, rückte die ausgelassenen Stellen ein, und fügte noch einen Anhang von problematischen Aufgaben bey, wohin er viele Lehrsätze rechnete, die zeither in der Theologie als erwiesene Sätze gegolten hatten.

Münchhausen hatte anfänglich gar keine Bedenklichkeiten und wünschte ihm (d. 13. Aug.) zur erlangten Doctorwürde Glück. Aber schon im September fing der Conf. Rath Götten in Hannover, Münchhausens Beichtvater und sein Rath in theologischen Angelegenheiten der Göttingischen Universität, an, den redlichen Büsching der Heterodoxie zu beschuldigen, und als habe er wichtige Lehren des Christenthums mit unter die ungewissen oder unwichtigen Sätze gerechnet. Münchhausen ahndete unangenehme Folgen für seine Lieblingstochter, die Universität, und gab also, doch ohne eigne Überzeugung von der Verwerflichkeit der theologischen Ideen Büschings, den eifrigen Vorstellungen seines Beichtvaters nach. Büsching bekam am 14. Jan. 1767 ein Rescript, worin ihm, da er in der Epitome von den recipirten Lehrsätzen der lutherischen Kirche abgewichen sey, aufgegeben wird, künftig nichts theologisches drucken zu lassen, was er nicht vorher an das geheime Consilium nach

nach Hannover zur Cenſur eingeſchickt habe; auch ſolle er ſich vorerſt der theologiſchen Vorleſungen, beſonders der dogmatiſchen enthalten. Zugleich ſchickte ihm der Miniſter einen theologiſchen Aufſatz von Göttern, der, wie Büſching ſagt, eine ſchwache und grundloſe Kritik der Epitome enthielt. Büſching ſendete den Aufſatz mit treffenden Randanmerkungen wieder zurück, und beſchwerte ſich in einem Schreiben an das geheime Conſilium und in Briefen an die einzelnen Miniſters ſehr freymüthig und nachdrücklich über dieſes Verfahren, den Inſinuationen ſolcher Formular-Theologen Gehör zu geben. "Und wenn, heißt es in ſeinem Schreiben an Münchhauſen, Ew. Excell. mich unter der Bedingung, nichts als die gewöhnliche Schultheologie zu lehren, zum Kanzler der Univerſität machen und mir einige tauſend Thaler Gehalt verſprechen wollten, ſo würde ich ſolches Glück unterthänig verbitten." Er ſagt darin, daſs er in ſeiner jetzigen Lage kein theologiſches Wort mehr werde ſchreiben und drucken laſſen; daſs Freunde der Wahrheit ſeinen Bemühungen Beyfall geben würden, indem er weiter nichts gethan, als daſs er die göttlich gewiſſen Wahrheiten mit den Worten der heiligen Schrift geſammelt, in eine natürliche Verbindung geſetzt und den Weg betreten habe, den der ſelige Luther zu bah-

nen angefangen, den aber ſeine Schüler bald verlaſſen, und dadurch bis hieher die Klagen einſichtsvoller Wahrheitsforſcher veranlaſst hätten. — Die Sache machte in Hannover allgemeines Aufſehen und Büſching wurde auf das heftigſte verläumdet; der Hofrath Scheidt und der Paſtor Jacobi ſchrieben ihm allein noch Troſtbriefe, hatten aber ſeinetwegen vielen Kummer auszuſtehen.*) Am auffallendſten war es, daſs D. Baumgarten, der, mit dem Beyrath Büſchings, welcher darum war gefragt worden, damahls die wirkliche Vocation zum Cancellariat nach Göttingen hatte, ſich zu Büſchings Gegnern geſellte, und theils in Privatbriefen an den Miniſter Münchhauſen, theils bey Gelegenheit der Anzeige einer Schrift ſeines ſpätern Schülers Heilmanns, öffentlich Büſchings Unternehmen ſehr tadelte. Der gelehrte Baumgarten, den man mit Recht als den Reſtaurator der gründlichen wiſſenſchaftlichen Theologie gegen die Anmaſsungen des ausgearteten und mit Gefühlen ſpielendem Pietismus anſehen kann, mochte es nemlich nicht ſo laut geſagt wiſſen, daſs die wahre Religionslehre etwas ſo einfaches und in wenigen

*) Jacobi hatte nicht lange vorher auch von der Verketzerungsſucht gelitten. S. Nekrol. 1792. 1, 213.

zigen Sätzen beſtehendes ſey, weil es ihm ſchien, als ob dadurch die Theologie als Wiſſenſchaft, als Gelehrſamkeit zu ſehr von ihrer Würde verliere u. etwas gar zu Populäres werde, welches ohne gelehrte hiſtoriſche und exegetiſche Kenntniſſe doch bald wieder neuen Miſsdeutungen u. Zuſätzen von Seiten frommer aber ungelehrter und ſchwärmeriſcher Chriſten werde unterworfen ſeyn. Dieſer Beytritt Baumgartens beſtärkte die Parthey in Hannover in ihrem Eifer gegen Büſching; der geheime Juſtitzrath Struben muſste noch ein politiſches Bedenken gegen die Epitome ſchreiben, welches Büſching wieder freymüthig beantwortete, und zugleich dem Miniſter das ehemalige Verſprechen, ihn zum Profeſſor der Theologie zu machen, mit Dank förmlich zurück gab. Münchauſen, froh, daſs ſich der Handel dem Ende näherte, ſchrieb ihm d. 20. Febr. 57. "Es iſt mir lieb, daſs Ew. Hochw. meinem Anrathe Statt geben wollen; es kann vieles wahr, und dennoch nicht rathſam ſeyn, zu ſagen. Sie können und werden ſich mit andern nützlichen Wiſſenſchaften ſo lange beſchäftigen bis auf eine oder die andere Weiſe der Anſtand gehoben iſt."

D. Semler war um jene Zeit Präſes bey einer Disputation, worin Büſchings Epitome angegriffen wurde. Büſching nahm das

das übel und ſchrieb an ihn; Semler ließ ſich in ſeiner Antwort über einzelne Punkte ein, doch auf eine ſehr beſcheidene Art. Allein Büſching wurde dadurch nicht ganz befriediget, und man ſieht, daſs er noch als Greis eine gewiſſe Unfreundlichkeit gegen Semler beybehielt; da Semler hingegen in ſeiner Selbſtbiographie mit uneingeſchränkter Hochachtung von Büſching ſpricht. Semler dachte in ſeinen ſpätern Jahren gewiſs über bibliſches Chriſtenthum mit Büſching ſehr übereinſtimmend; aber damahls (1757) war es ſehr begreiflich, daſs er manches mit Überzeugung an Büſchings Epitome tadeln konnte; denn Semler konnte mit Recht glauben, zu jener Zeit, wo kaum die die durch den ausgearteten Pietismus in Verachtung gebrachte philologiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit durch Baumgarten, der darüber ſo mancherley zu leiden hatte, wieder gehoben worden ſey, müſſe er als Baumgartens Schüler deſſen mühvolles Werk fortſetzen, und als akademiſcher Lehrer die Würde der theologiſchen Gelehrſamkeit, der Büſchings einfache, blos bibliſche Theologie nachtheilig zu ſeyn ſchien, aufrecht erhalten. In den letzten Zeiten von Semlers Leben hatten ſich die Umſtände geändert; Semler glaubte da mehr, daſs eine abſprechende Philoſophie, unterſtützt durch die

indeſs

indeſs gemeiner gewordenen Waffen der philologiſchen und hiſtoriſchen Gelehrſamkeit, die Bekenner des poſitiven Chriſtenthums zu bedrücken drohe, und da ſuchte er alles in der Religion auf Rechtſchaffenheit der Geſinnungen und Ausübung ihrer Vorſchriften, die der Gelehrſamkeit ſo leicht entbehren könne, zurück zu führen, und in dieſer Lage würde er ſicher nun dem Unternehmen Büſchings ſeinen Beyfall nicht verſagt haben. — — —

Büſching ſchrieb noch 1758 als Erläuterung ſeiner Epitome eine deutſche Schrift "von dem Vorzuge der bibliſchen Theologie vor der akroamatiſchen," ohne ſie vor dem Druck an die Geheimeraths-Stube nach Hannover zur Cenſur zu ſchicken. Sie verſchaffte ihm die Freundſchaft ſeines nachherigen Collegen Spalding, der damals noch Paſtor zu Barth in Pommern war.

So verlohr ſich mit den Jahren 1756 und 57 das Aufſehen, das dieſer Streit verurſachte. Büſching hatte zwar nur gegen 400 rthl. Gehalt in Göttingen; aber der Miniſter lieſs ihm oft kleine Geldgeſchenke machen, er hatte die Poſtfreyheit durch das Hannöveriſche, welches ihm jährlich bey ſeinem ausgebreiteten geographiſchen Briefwechſel einige hundert

dert Thaler erſparte, und alle Bücher, welche er brauchte, beſaſs entweder die öffentliche Bibliothek ſchon, oder ſie ſie wurden doch ſogleich angeſchafft. 1759 wurde er ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, und die erſten Theile ſeiner Geographie hatten ſchon jetzt die dritte Auflage erlebt. Er konnte ungeſtört an ſeiner Erdbeſchreibung arbeiten, und lehnte die Anträge ab, die ihm geſchahen, unter denen einer nach Riga als Rector der Schule vorzüglich annehmlich war. Denn durch ſein Buch über die Bildung der Hofmeiſter und Informatoren, worüber er in Göttingen Vorleſungen hielt, hatte er ſich als gründlichen Denker über das Schul- und Erziehungsweſen gezeigt, und daher kamen die Anträge dieſer Art.

In den Zeiten des 7jährigen Kriegs von 1757–61 hatte Göttingen bekanntlich ſehr viel zu leiden, beſonders als es die Franzoſen beſetzten. Es wurden ihm in dieſer unruhigen Zeit vier Kinder gebohren, und Krankheiten in der Familie erhöhten noch die Beſchwerde, die durch den Mangel an nothwendigen Bedürfniſſen entſtand. Im Decbr. 1760 ward Büſching von einem hitzigen Fieber ſo heftig befallen, daſs er glaubte, daran ſterben zu müſſen, und ſchon ſeine Gattin vorbereitete. An dem ſchlimmſten Tage der Krankheit kam ein Brief von dem

dem Kirchenconvent der lutheriſchen Peters-Gemeinde in Petersburg, worin Büſching zu ihrem Paſtor berufen wurde, da man ſich der bey ſeinem Aufenthalte in Petersburg in dieſer Gemeinde gehaltenen Predigten noch mit Beyfall erinnerte, und durch ihn auch die beſchloſſenen neuen Schulanſtalten gehörig einzurichten hoffte. — Den Tag darauf dictirte der Kranke, der wieder Hoffnung zum Leben geſchöpft hatte, ſeiner Gattin eine Antwort, worin er den Ruf annimmt, im Fall die Gemeinde ſeine Herſtellung und die Niederkunft ſeiner Gattin abwarten wolle, und er hoffen dürfe, daſs dasjenige, was er in ſeiner Erdbeſchreibung von Rußland ſage, ihm dort keinen Verdruſs machen werde. Da die Bedenklichkeiten gehoben wurden, ſo reiſte er im Jun. 1761. mit den Seinigen ab. Münchhauſen war nun bereit, ihm gröſsere Anerbietungen zu machen; allein er hatte den Ruf angenommen, ohne erſt anzufragen, und ſo war ſein Abzug von Göttingen nun nicht rückgängig zu machen; aber dennoch bewies ſich der Miniſter jetzt und nachher noch immer fort als ſeinen Gönner.

Die Urſachen, warum er zu einer ſo beſchwerlichen Ortsveränderung bereit war und ſeine ruhige, der Schriftſtellerey ſo günſtige

Lage

Lage in Göttingen verlieſs, war unſtreitig, theils ſeine Ueberzeugung, einem ſolchen unveranlaſsten Rufe, als einem Winke der Vorſehung folgen zu müſſen, theils weil es ihm noch immer fort gekränkt zu haben ſcheint, daſs er nicht in die theologiſche Facultät kommen konnte, da es ihm hingegen ſehr wohl that, daſs eine evangeliſche Gemeinde, ungeachtet man ihn als Irrlehrer verdächtig zu machen geſucht hatte, ihn ſo weit hin und mit ſo vielem Aufwande zu ſich berief.

Seine durch eine kaum aus dem Wochenbette gekommene Gattin und vier Kinder, von denen das eine beym Anfang ſehr krank war, beſchwerliche Reiſe ging über Hannover und Stadthagen nach Hamburg, und allenthalben erhielt er als ein ſchon berühmter Gelehrter, viele Beweiſe von Achtung. Von Hamburg aus reiſte er nach Elmshorn, wo er ſich von dem Probſt Gruner zum Predigtamte ordiniren lieſs, und in Itzehoe genoſs er die Freuden des Wiederſehns beſonders mit ſeiner Freundin Soph. Ern. v. Alefeld. Ueberall, wo er durchreiſte, und beſonders in Lübeck, wo ſich damahls der Herzog von Mecklenburg aufhielt, war er wirkſam für ſeine geographiſche Nachrichten-Sammlung. Nach einer glücklichen Fahrt von etwa 10 Tagen zur See kam er am 24. Jul.

1761

1761 zu Petersburg an, wohin ein halbes Jahr vorher, ehe noch Büsching etwas von seinem eignen Rufe ahnden konnte, sein Jugendfreund und Schwager Dilthey als reformirter Prediger gegangen war, mit welchem er also nun ganz unvermuthet wieder in Einer Stadt vereiniget lebte.

Die Einrichtung der dortigen Petersgemeinde ist so, dass die kirchlichen Angelegenheiten von dem Kirchenconvente, der aus den Patronen, den zwey Predigern und den Aeltesten besteht, abhängen. Der erste Prediger Treffurt war ein beschränkter, an Formeln hängender Mann; aber Büsching gab sich alle Mühe, mit ihm in Eintracht zu leben. Uebrigens erfuhr Büsching eine sehr gute Aufnahme, er wurde reichlich und zum Theil fürstlich beschenkt, und für alles, was er bey dem Verkaufe seiner Sachen in Göttingen eingebüsst hatte, entschädigt. Krankenbesuche, Leichenbegleitungen und Parentationen nahmen einen grossen Theil seiner Zeit weg, so dass er gemeiniglich nur nach einer kurzen Vorbereitung und ungekünstelt predigte. Ueber seine homiletischen Grundsätze sagt er selbst sehr schön so: "den einigen wahren Gott und seinen gesandten Sohn Jesum zur Anbetung, Liebe und dankbarsten Verehrung anzupreisen, u. zum Gehorsam gegen seinen Wil-

len zu bewegen; die Anhänglichkeit der Menſchen an die ſichtbaren, eiteln und vergänglichen Dinge zu mäſsigen, hingegen ihre Gedanken, Wünſche und Beſtrebungen auf das Unſichtbare, Vollkommne und Ewige zu ziehen, ſie zum ſtarken und freudigen Vertrauen auf Gott zu bringen, und ſie überhaupt davon zu überzeugen, daſs ſie nicht glückſelig ſeyn könnten, wenn ſie nicht gut wären, — das iſt der Hauptzweck aller meiner Predigten geweſen."

Das wichtigſte was er in dieſer Stelle that, war die Einrichtung einer neuen Schule, deren von dem vorigen Paſtor Zuckmantel entworfenen Plan er verbeſſerte, dem Kirchenconvente vorlegte, und zu deſſen Ausführung aufgemuntert wurde. Es beſtand zwar ſchon ſeit lange eine mit vier Lehrern verſehene Schule bey dieſer Gemeine; aber die Einrichtung war ſo mängelvoll, daſs man allgemein eine gründliche Verbeſſerung wünſchte. Knaben und Mädchen ſollten nun nach Büſchings Plan, auſser dem Unterricht im Deutſchen, Ruſſiſchen, Franzöſiſchen und einige auch in der lateiniſchen Sprache, in allen für das praktiſche Leben nöthigen Kenntniſſen nicht allein unterwieſen, ſondern auch in Fertigkeiten geübt, und auf dieſe Art Unterricht und Erziehung möglichſt mit einander ver-

bunden werden, alles nach geläuterten Grundſätzen, und ſo, daſs die zum Studiren beſtimmten Jünglinge noch beſondern Unterricht erhielten, das Ganze aber dahin abzweckte, verſtändige und geſchickte Menſchen für alle Stände zu bilden. Die Schule ſollte nach ſeinem Plan ſich ſelbſt unterhalten, nur das ſchon angefangene ſteinerne Gebäude gab die Gemeinde dazu her. Er lieſs zwey Nachrichten über den Plan der Schule drucken, der Kirchen-Convent übertrug ihm die Direction und am 1. Oct. 1762 kam die Schule mit 50 bis 60 Knaben zu Stande. Er übernahm die zeithérigen vier Lehrer der Schule, die bis dahin aus der Kirche waren beſoldet worden, um ſie nun blos durch das eingehende Schulgeld zu bezahlen, ſuchte ſie für ſeine Ideen brauchbarer zu machen, lieſs neue Lehrer kommen, und das angefangene Gebäude zu ſeinem Plane einrichten, woraus eine ſolche Mannigfaltigkeit der verſchiedenſten gelehrten und ökonomiſchen Geſchäfte entſtand, daſs er, ſo feurig und thätig er war, doch zuweilen muthlos wurde und den Unternehmungen zu unterliegen glaubte. Im erſten halben Jahre war er täglich Vor- und Nachmittags in der Schule, unterrichtete ſelbſt, gab Anleitung, und brachte es durch dieſe auſserordentliche Anſtrengung dahin, daſs im April 1763, beym Anfang des zweyten Schulhalben-

476611

jahrs 300 Schüler und Schülerinnen von vielerley Nationen und christlichen Partheyen, Deutsche, Russen, Kalmucken, Armenier, Italiäner, Franzosen, Engländer, Schweitzer, Schweden, Esthen, Letten u. a. vorhanden waren. Der nachherige berühmte Technolog, Hofr. Beckmann in Göttingen, und der Oberhofpred. D. Stark in Darmstadt, kamen als junge Gelehrte von Göttingen an diese neue Schule; es wurde eine doppelte Pensionsanstalt für Knaben und für Mädchen angelegt, in der griechischen Religion durch einen griechischen Mönch Unterricht ertheilt, und alles Entworfene kam allmählig in Gang. Der alte Generalfeldmarschall Graf von Münnich, der seit Peters III. Thronbesteigung aus Sibirien zurück und wieder Patron der Gemeinde war, stand in der freundschaftlichsten Verbindung mit Büsching, ehrte ihn, rühmte ihn und seine neue Schule der Kaiserin Katharina II, wirkte von dieser ein Privilegium für die Schule aus, nach welcher sie von allen Polizey-Lasten frey seyn sollte, und munterte durch die grösten Zärtlichkeiten und Lobeserhebungen Büschingen auf, an seinem mühseeligen Platze nicht müde zu werden. Büsching war ihm dafür mit der grösten Verehrung zugethan. Einige reiche Glieder der Gemeinde schenkten zur Erbauung der Schulgebäude grosse Summen, zwey darun-

unter jeder 5000 Rubel, die Kaiſerin 5000 Rubel, der Groſsfürſt 1000, und Büſching ſelbſt, dem der Convent ein Geſchenk von 400 Rubeln aufgedrungen hatte, nahm nur 100 Rubel davon an, und die andern 300 widmete er zum Anfang eines beſtändigen Fonds für die Schule, welcher durch ſeine fleiſsigen Collecten ſich ſchnell vermehrte. So glücklich war dieſs weitläuftige Unternehmen, das Büſchings ganze Thätigkeit ausfüllte, gediehen, als er im Herbſt 1794, nachdem die Schule zwey Jahre gedauert hatte, dem Convent Rechenſchaft von ſeiner zeitherigen Verwaltung ablegte, und zugleich um ſchriftliche Beantwortung zweyer Fragen bat: 1) ob man mit ſeinen Grundſätzen und ſeiner Verwaltung zufrieden ſey, 2) ihm, auf zeitlebens oder ſo lange er in Petersburg ſeyn werde, die alleinige Direction über die Schule beſtätigen wolle? Er ſelbſt geſteht ſpäterhin, daſs er der guten Sache wohl mehr genutzt haben würde, wenn er dieſs ſtillſchweigend für zugeſtanden angeſehen, und nicht auf eine feyerliche Erklärung gedrungen hätte. Man bewilligte nach einigen Debatten dieſe Forderung, aber es bildete ſich nun allmählig in dem Kirchenconvente eine ihm abgeneigte Parthey, die ihm von der Zeit an alles, was er für die Schule vorſchlug, ſehr erſchwerte. Büſching, der wie oben ſchon geſagt wur-

de, den Grundsatz hatte, nützliche Predigten vor einer gemischten Gemeine brauchten keine künstlichen Reden zu seyn, hatte, besonders bey den überhäuften Schulgeschäften, oft nur herzliche Vorträge gehalten, und manche Gemeindeglieder hörten daher einige junge Geistliche an andern deutschen Kirchen in Petersburg lieber, da diese, wegen ihrer wenigern andern Geschäfte, ausgearbeitete Predigten hielten; ausserdem hatte er oft über die Menge seiner Arbeiten geklagt, und die Furcht geäussert, er werde ihnen noch unterliegen. Diese beyden Punkte nahm seine Gegenpartey, zu der sich allmählig auch der Graf Münnich geschlagen hatte, zu einem Vorwande, um ihn zu kränken. Graf Münnich, den Büsching als herrschsüchtig und rechthaberisch gegen vornehme oder auch solche Personen beschreibt, denen er gewisse Vorzüge des Geistes zugestehen mußte, so freundlich und gefällig er sonst seyn konnte, versammelte im März 1765 den Kirchenconvent bey sich, ohne die beyden Pastoren, die nächst dem Patron die ersten Glieder eines regelmäßigen Convents waren, dazu zu nehmen; der Pastor Treffurt nemlich lag schon sehr schwach darnieder; und den Pastor Büsching liess er diesmahl nicht einladen. In diesem gegen die gewöhnliche Form versammelten Convente wurde beschlossen, noch einen

nen, dritten geſchickten Prediger anzuſtellen, damit die Gemeindeglieder ſich nicht nach andern Kirchen, wo jetzt beliebte Kanzelredner ſtünden, ziehen möchten und damit zugleich der D. Büſching in ſeinen vielen Geſchäften erleichtert würde. Auſserdem kamen darin noch einige Punkte vor, durch die ſich Büſching gekränkt glaubte. Gleichwohl wurde ihm das Protokoll dieſer Verſammlung zur Unterſchrift geſchickt. Da wurde nun der lebhafte, ſich ſeiner uneigennützigen Anſtrengungen bewuſste Mann unwillig, und gab eine freymüthige Gegenvorſtellung ein, worin er die Nullität dieſes gegen die Form gehaltenen Convents behauptete, und die ihn betreffenden Punkte widerlegte, indem er zeigte, daſs die Gemeinde in den letzten Jahren nicht abgenommen habe, daſs die Collecten ſtärker als jemahls ausgefallen wären, und daſs beſonders der von ihm geſtiftete Schulfond ſchon über 5000 Rubel betrage. — Man bezeugte ihm zwar durch eine Deputation von Seiten des Convents, es ſey jene Verſammlung nicht in der Abſicht um ihn zu kränken, gehalten worden; aber in einer Sitzung, zu der er nun wieder gezogen worden war, brachte der Graf Münnich doch wieder vielen ſpöttiſchen Tadel über die Regierung der Schule an, ſo daſs Büſching aufſtand, und feſt erklärte, er lege hiermit die

rection der Schule nieder, und es sey dies auch der letzte Kirchenconvent gewesen, dem er beygewohnt habe. Er bereitete seine Gattin darauf vor, dafs er wahrscheinlich unter diesen Umständen auch sein jetziges Predigeramt niederlegen, und, ohne noch einen andern Ruf zu haben, nach Deutschland zurückgehen werde. In einer folgenden Versammlung liefs Graf Münnich einen Aufsatz vorlesen, ob D. Büsching nicht zu Wiederübernehmung der Schuldirection zu zwingen sey; und da niemand sich dieser Maasregel zu widersetzen wagte, so wurden die drey Kirchenältesten abgeschickt, um Büschings Erklärung darüber einzuhohlen. Dieser tadelte sie, dafs sie ihre Rechte nicht gebrauchten und den Feldmarschall eigenmächtig handeln liefsen, erklärte ihnen aber nun sogleich, "dafs er sein Predigeramt an ihrer Kirche niederlegen werde, da er wohl sähe, dafs es sonst ohne Spaltung der Gemeinde nicht abgehen würde, und an dieser wolle er unschuldig seyn; er werde also ohne weitern Ruf, im Vertrauen auf Gott nach Deutschland zurück gehen." — Ob man nun dies nicht für Ernst hielt, oder ob Münnich es unter seiner Würde glaubte, nachzugeben, genug, man that keinen förmlichen Schritt, diesen Entschluss rückgängig zu machen, und so kündigte Büsching nach seiner nächsten Predigt

digt im April ſeinen Vorſatz der erſtaunten Gemeinde von der Kanzel an. Die Folge war, daſs ſtarke Bewegungen in der Gemeinde entſtanden, und man Unterſchriften von verſchiedenen Zünften zuſammen brachte, wodurch ſie Bericht von den vorgefallenen Streitigkeiten verlangten, und ihren lieben Prediger behalten zu wollen bezeugten. Büſching bewog ſie mit groſser Mühe, ihm das Memorial zu geben, und rieth ihnen, ruhig zur Wahl ſeines Nachfolgers zu ſchreiten, indem ſein Entſchluſs feſt gefaſst ſey. Er ſelbſt hielt die Vorbereitungs-Predigt vor der Wahlverſammlung; aber es entſtand Unruhe, man beſtürmte ihn in ſeiner Wohnung, Prediger an dieſer Gemeinde zu bleiben, und man kam mit der Wahl nicht zu Stande. Büſchingen griffen dieſe Vorfälle auſserordentlich an; er hatte wirklich geglaubt, zeitlebens in Petersburg zu bleiben, beſonders da es auch ſeiner Gattin hier ſehr wohl gefiel und ſie ſich ganz in die daſige Lebensart gefunden hatte.

Sein Entſchluſs, nach Deutſchland zurück zu kehren, machte in Petersburg groſſes Aufſehen und die Kaiſerin Katharina ſtellte den Grafen Münnich darüber zu Rede. Sie lieſs dem D. Büſching durch ihren Miniſter Teplow den Antrag machen, mit

Ablegung seiner theologischen Würden, in Dienste bey der Petersburger Akademie zu treten, und sich seinen Gehalt selbst zu bestimmen; sie wollte ihn bey seinen geographischen Arbeiten unterstützen und durch ganz Europa postfrey machen. Büsching konnte sich aber dazu nicht entschliessen, da er es einmahl der so sehr in ihn dringenden Gemeinde abgeschlagen hätte, bey ihr zu bleiben, und sonst dadurch einen grosen Anstos geben würde. Die Kaiserin rechnete darauf, ihn dereinst wieder zurück rufen zu können, und sagte ihm das bey der Abschieds-Audienz selbst.

Er hatte durch wohlthätiges Ausleihen und Verschenken etwa 500 Rubel Schulden gemacht; aber die Gräfin Lestocq legte bey einem Besuche diese Summe in sein Zimmer, und er erhielt überhaupt so viele Geschenke, dass er seine Rückreise sehr gut davon bestreiten und noch einige Monate in Deutschland mit seiner Familie davon leben konnte. —

Für einen Mann von seinen Kenntnissen und Verbindungen waren die vier Jahre, die er in Petersburg zubrachte, eine äuserst wichtige Periode. Als er 1761 ankam, lebte die Kaiserin Elisabeth noch; also fiel in diese Zeit die kurze Regierung Peters III, und

und die merkwürdige Thronbeſteigung der Kaiſerin Katharina. Es iſt für einen Mann ſeines Standes auſſerordentlich, mit wie vielen der wichtigſten Perſonen in Petersburg er auf einem vertrauten Fuſs ſtand; Münnich, Bestuchef, Woronzow, Panin, Rumänzow, Leſtocq und mehrere, gehören darunter; der Etatsrath Müller, der berühmte Schriftſteller und Reiſende, war ſein vertrauter Freund. Die Folge dieſer Verbindungen waren die höchſt intereſſanten Nachrichten, die er nachher über Rufsland in ſeinem hiſtoriſchen Magazin lieferte. Vieles davon, was er erſt im neunzehnten Jahrhundert bekannt zu machen für gut hielt, fand ſich noch unter ſeinen reichhaltigen Papieren gefunden haben.

Für die Gemeinde hatte er in dieſen vier Jahren vieles gethan; ihre Kirchenakten von 1721 bis 1764 geordnet, und eine Geſchichte der Kirche abgefaſst; die neue Schule errichtet, (die jetzt noch fortblüht) durch ſeine Thätigkeit bis dahin ungewöhnlich groſse Collecten für die Kirche und Schule zuſammen gebracht, (für die Kirche allein betrugen die Collecten und Geſchenke in den vier Jahren 46000 Rubel, für die Schule aber 73000 Rubel;) einen Schulfond geſtiftet, die Rechte der fremden Kirchen in Petersburg bey einem har-

harten Anfall auf dieselben (S. seine eigene Lebensgesch. S. 447 ff.) auf das muthigste vertheidigt, und durch treue Verwaltung seines Predigtamts viele Glieder seiner Gemeinde zum Guten gelenkt. Auch hat er die Materialien zu seiner 1766 erschienenen Geschichte der luther. Gemeinden im Russischen Reich, 2 BB., mit vieler Mühe zusammengebracht. Was für rührende Beweise von Liebe und Dankbarkeit er beym Abschied erhielt, muss man in seiner eignen Erzählung nachlesen; sie übersteigen das Gewöhnliche bey weitem und sind der ausserordentlichen Thätigkeit und Aufopferung angemessen, in welcher er diese 4 Jahre gelebt hatte.

Auf der beschwerlichen Seereise, zu welcher er sich den 13. Jun. 1765 in Cronstadt einschifte, starb ihm sein jüngster Sohn, der noch an der Mutter trank. Erst am 8. Jul. landete er auf der Insel Rügen, und wählte nun Altona zu seinem Aufenthalte, um da seine schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen, und den Ruf zu einem neuen festen Platze abzuwarten.

Er brauchte hier den jungen D. Struensee, nachherigen Dän. Staatsminister, zu seinem

nem und zu ſeiner Gattin Arzt,*) und durch kleine Reiſen und Ruhe erholten ſich beyde wieder von den Mühſeligkeiten der letzten Zeiten. Der hannöv. Miniſter Münchhauſen hätte ihn nun gern wieder nach Göttingen gehabt; Büſching verlangte hierzu, ſeinen vorigen Platz in der philoſophiſchen Facultät, 1000 Thaler Gehalt und Poſtfreyheit. Dies meinte der Miniſter jetzt noch nicht geben zu können, bot ihm aber einſtweilen eine Penſion von 400 rthl. an, wenn er, ſtatt in Altona, in Göttingen privatiſiren wollte; er hatte im Sinn, ihm nachher die Direction der Hofeldter und anderer Schulen zu übertragen. Aber Büſching ſagt, er habe ſich feſt vorgenommen gehabt, niemals eine bloſſe Penſion anzunehmen. — Er lebte in Altona ſehr vergnügt, nur allzu ſehr beſucht und in ſeinen Studien geſtört durch Gelehrte und andere, die durch Hamburg reiſten. Ob er gleich ohne feſtes Einkommen war, ſo fehlte es ihm weniger als jemals; die Hand-

*) Struenſee veranlaſste beſonders Büſchings Gattin, ſich von dem häufigen Genuſs des Thees zu entwöhnen, wodurch ſich ihre Kräfte ſehr erholten. Sie ſchätzte ihn als Arzt und deswegen ging ihr ſein nachheriges Schickſal ſehr zu Herzen, und lange konnte ſie ſich darüber nicht beruhigen.

Handwerker von ſeiner vorigen Gemeinde in Petersburg, als ſie hörten, er lebe in Altona ohne ein Amt, colligirten noch 420 Rubel, andere reichere Glieder der Gemeine lieſſen anſehnliche Geſchenke auszahlen, und die Gräfin Leſtocq, deren vielfältige Freygebigkeit gegen ihn er ſelbſt königlich nennt, ſchenkte ihm in dieſem einen Jahre 1200 Rubel, ſo daſs er über 2400 Thaler in Einem Jahre einnahm, und die 1000 Rubel, die er in Petersburg für ſeine Meublen gelöſet hatte, noch erübrigte.

Der gelehrte und fromme Berliniſche Ober-Conſiſt. Präſident von Keffenbrink, der vorher Hofmeiſter bey einem Grafen Reuſs, und Hofrath in Greitz geweſen war, hatte ſeit langer Zeit die Verbindung und den Briefwechſel mit Büſching fortgeſetzt. Er trug ihm jetzt, auf Veranlaſſung des Preuſſiſchen Miniſters von Münchhauſen die Stelle eines Schleſiſchen Oberconſiſt. Rathes und erſten Paſtors an der Eliſabethen Kirche in Breslau an; ſetzte aber gleich hinzu, wenn ihm dieſes mit vielen Geſchäften belaſtete Predigtamt nicht annehmlich ſcheine, ſo hoffe er ihm bald eine Stelle in Berlin anbieten zu können. Dieſs geſchah auch im Aug. 1766, wo er ihm das Amt eines Directors der verbundenen Berliniſchen

ſchen und Cölniſchen Gymnaſien nebſt Sitz und Stimme im Oberconſiſtorium anbot, und zu Ende des Octobers trat Büſching dieſe Aemter ſchon an.

So ungemein und muſterhaft nun auch ferner in Berlin Büſchings Thätigkeit war, und ſo groſſe Verdienſte er ſich dadurch um das Schulweſen und die Literatur erwarb, (wovon hernach die Rede ſeyn ſoll,) ſo einfach waren von nun an die Schickſale ſeines Lebens. Er lebte hier allgemein geachtet und mit ehrenvoller Unterſcheidung, die er von vielen vornehmen Perſonen genoſs; aber er zog ſich ſoviel möglich zurück und brachte faſt alle Zeit, die ihm die gewiſſenhafteſte Beſorgung ſeiner Aemter übrig lieſs, mit gelehrten Arbeiten von mannichfaltiger Art zu. Ein hartes Schickſal traf ihn, als er 1777 am 22ſten April die treue und geiſtreiche Gefährtin ſeines Lebens, und zwar des unruhigſten und mühſeligſten Theiles deſſelben, unvermuthet an einem Stickfluſſe verlor. Es herrſchte eine heilige Freundſchaft zwiſchen beyden, die auf die gröſste gegenſeitige Achtung gegründet war. Ihr gebildeter Verſtand machte, daſs in den auſserordentlich vielen Verbindungen mit vornehmen und wichtigen Perſonen, in denen ihr Mann ſtand, auch ſie ihrer ſelbſt wegen geachtet wurde, und dadurch die Würde ihres

res Mannes unterſtützte. Sie hatte eine gröſse Anzahl gebildeter Freundinnen in ſo vielen Ländern und Orten, und viele Freunde ihres Mannes waren zugleich mit ihr durch gegenſeitige Achtung verbunden. Büſching liebte ſie noch immerfort mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers. Als die Gräfin Leſtocq 1769, alſo im 14ten Jahre von Büſchings Ehe, aus Riga durch Berlin kam, und daſelbſt ihre Freundin Chriſtiane Büſching, die immer fort eine groſse Neigung zum Reiſen behielt, mit ſich ins Karlsbad nahm, waren die ſechs Wochen ihrer Abweſenheit, welches die erſte während ihrer Ehe war, für ihn faſt unerträglich. "Verdenk mirs nicht, geliebte Chriſtiane!" ſchrieb er, "daſs ich mich über deine Abweſenheit gar nicht beruhigen und tröſten kann, und daſs ich dir dieſes in ſo vielen Klagebriefen ſchreibe. Ich weiſs mir in Wahrheit nichts zu helfen; ich ertrage deine Abweſenheit nur ſo, wie man ein ſchweres Leiden erträgt. Es iſt vergebens zu wünſchen und zu rathen, daſs ich anderes unſchuldiges Vergnügen ſuchen, und mir dadurch die Zeit verkürzen, oder vielmehr deine Abweſenheit erträglicher zu machen ſuchen möchte u. ſ. w." *)

So

*) Man kann ſich dabey der groſsen Zärtlichkeit des jüngern Plinius gegen ſeine Calpurnia

So blieb ſeine Empfindung gegen ſie bis zu ihrem Tode und ſelbſt nachher noch. Da ſie ſtark von Körper war, der ſich leicht verſchleimte, ſo war ihr jährlich ein ländlicher Aufenthalt ſehr erwünſcht. Büſching kaufte daher wenige Monate vor ihrem Tode einen kleinen Garten mit einer Sommerwohnung, und ſie freute ſich ſehr auf dieſen neuen Genuſs. Er hatte gleich beym Ankauf deſſelben beſchloſſen, daſs dieſes ſein und der Seinigen Begräbnisort werden ſollte, und hier liegt ſie auch nebſt ſeinen in Berlin verſtorbenen Kindern, und endlich ihm ſelbſt, unter Blumenbeeten begraben. Er brachte den erſten Sommer nach ihrem Tode ganz einſiedleriſch, nur mit ſeinen vielen Arbeiten umgeben, in dem Gartenhauſe, neben ihrem Grabe zu, und lieſs eine kleine Schrift zu ihrem Andenken drukken, die von der innigſten Zärtlichkeit durchhaucht

nia erinnern, die er mehrmals (Epiſt. Lib. VI, 4. 7.) auf gleiche Art bezeugt, beſonders aber VII, 5, wo er ſagt: *Incredibile eſt, quanto deſiderio tui tenear. In cauſa amor primum; deinde, quod non conſuevimus abeſſe. Inde eſt, quod magnam partem noctium in imagine tua vigil exigo: inde, quod interdiu, quibus horis te viſere ſolebam, ad diaetam tuam ipſi me, ut veriſſime dicitur, pedes ducunt, &c.*

haucht ist, und die man nicht ohne Rührung lesen kann. "Ich bin gewohnt, sagt er darin, täglich einigemal, so wie für meine Anverwandte, Freunde, Gönner und Wohlthäter, also auch für die Meinigen zu beten, und Christiane ist natürlicher Weise allezeit die erste gewesen. Einige Tage lang war es mir fast unerträglich, dass sie in meinem Gebete fehlte;" u. s. w. Dann habe er sich aber an den Gedanken zu gewöhnen gesucht, als ob er noch in Gemeinschaft mit ihr sey, und er erwarte zuversichtlich, mit ihr wieder versinigt zu werden. — Er liess eine Marmorplatte an das Gartenhaus, nahe bey ihrem Blumen-Grabe, einsetzen, auf welcher die von Ramler verfaßte Inschrift steht:

Hier verblühen
und
Blühen Tausendmahl wieder auf
Blumen der Erde.
Eine Blume verblühet hier,
die nur einmahl wieder aufblühet,
um ewig zu blühen.
Deinem Andenken sey diese Stätte
heilig
Polyxene Christiane Auguste
Dilthey.
Dir weihet sie dein Gatte
Anton Friedrich Büsching.
Berlin
Am 22. April. 1777.

In

In der folgenden Zeit vergröſserte er das Gartenhaus, und der Aufenthalt daſelbſt blieb ſeine tägliche und liebſte Erholung. Von den 7 Kindern, die ihm dieſe Gattin in Göttingen, Petersburg und Berlin gebohren hat, leben noch zwey Söhne, die beyde mit Ruhm in Königlich-Preuſsiſchen Civildienſten ſtehen.

Im December 1777 heirathete er ſeine zweyte Gattin, Marg. Cath. Eleon. Reinbeck, Tochter des Berliniſchen Predigers und Enkelin des Probſts Reinbeck; von ſechs, gröſstentheils zu früh gebohrnen Kindern aus dieſer Ehe überlebte ihn nur ein einziger Sohn.

So wie er bis dahin an allen Orten ſeines Aufenthaltes mit allgemeiner und ausgezeichneter Achtung war behandelt worden, ſo widerfuhr ihm dies auch in Berlin. Er wurde zu der Königin Eliſabeth, Friedrichs II. Gemahlin, und zu andern Perſonen der Königlichen Familie, oft zur Tafel geladen; da er aber niemahls eine Amtsarbeit darüber verſäumen wollte, ſo hat er, ihn in ſeinem Geſchäftszirkel und an ſeinem Schreibtiſche zu laſſen. Mit ſeinen Collegen und einigen andern der edelſten Einwohner Berlins lebte er auf dem freundſchaftlichſten

Fuſs; zuweilen machte er, beſonders in den erſten Jahren ſeines Berliner Aufenthaltes, kleine Reiſen, wovon er die eine mit ſeiner erſten Gattin nach Reckhan zu dem berühmten Domherrn von Rochow in einer eignen Schrift beſchrieben hat, die zwey Auflagen erlebte, (1771 und 1780) über die man hie und da wegen der Weitſchweifigkeit, womit kleine Umſtände erzählt werden, geſpöttelt hat, die aber, eben ſo wie die nach Kyritz in der Prignitz, voll wichtiger Bemerkungen für die Staatswiſſenſchaft iſt.

Die Geſchichte ſeiner Verdienſte um das Berliniſche Schulweſen hat an ſeinem berühmten Nachfolger, Hrn. Doctor Gedicke, (dem wir hier nachgehen,) einen würdigen Zeugen und Beſchreiber gefunden. Kurz vor Büſchings Ankunft in Berlin hatte man den Entſchluſs gefaſst, die beyden ſehr verfallenen Gymnaſien, das Berliniſche und Köllniſche mit einander zu vereinigen, und neben dem Gymnaſium noch zwey Bürgerſchulen in Berlin und Kölln beſtehen zu laſſen. Büſching ſagt es mehrmals von ſich, daſs er niemahls eine beſondere Neigung zum Schulſtande gehabt hätte; aber da dieſer muſterhaft gewiſſenhafte Mann einmahl gewohnt war, nicht nach Neigung, ſondern blos nach ſeiner Pflicht zu handeln, ſo hatte er ſchon in

Pe-

Petersburg mit der gröſsten Thätigkeit im Schulfache gearbeitet, und war eben ſo bereit, in Berlin abermahls alle ſeine Kräfte mit möglichſter Aufopferung für die Schulanſtalt zu verwenden, zu deren Verwaltung ihn die Vorſehung erwählt hatte. Es war kein leichtes Werk, was ihm hier zu treiben oblag. Die vorhandenen wenigen Lehrer waren gröſstentheils alt und ſtumpf; die Beſoldungen dürftig; die Abtheilung der Lectionen in öffentliche und Privatſtunden hatte oft Verwirrungen und Feindſchaft unter den Lehrern hervorgebracht; die Disciplin war geſunken; das Schulgebäude glich einem ſchmutzigen Kerker, indem die Lehrzimmer einige Ellen tiefer als die Straſse waren; zwey Lehrſtuben waren nur durch Bretter einige Ellen hoch getrennt, ſo daſs man in keiner von beyden Klaſſen laut ſprechen durfte, u. dgl. m. Büſching lieſs ſich nicht abſchrecken. Er brachte den erſten Winter damit zu, den Lectionsplan zu berichtigen, die Lehrer nach ihren Fähigkeiten anzuweiſen, und das Aeuſsere des Gymnaſiums, ſo gut es ſich thun lieſs, zu verbeſſern. Am 29. May 1767 übernahm er feyerlich die Direction; das vereinigte Gymnaſium wurde mit 20, die Berliniſche Schule mit 43, und die Köllniſche mit 5 Schülern eröffnet. Aber mit jedem halben Jahre mehrte ſich das Zutrauen des

Publikums und die Anzahl der Schüler. Und wie hätte das auch anders seyn können! Täglich war Büsching in allen drey Schulen, um die Zucht und Lehrart zu beobachten, hielt seine Lehrstunden über Geschichte der Philosophie, der schönen Künste, der Literatur und Religion mit der sorgfältigsten Vorbereitung, und übernahm oft selbst in den untersten Klassen freywillig Vicariatstunden für verhinderte Lehrer. Das Studium der griechischen Sprache kam nun in die Höhe, es wurde eine öffentliche französische Lection eingeführt, und Unterricht im Zeichnen. Das Gymnasium ward dazu bestimmt, nicht blos Jünglinge für die Universität zu erziehen, sondern auch künftige Officiers, Oekonomen, Kaufleute, Künstler und solche, die sich für einen subalternen Platz bey den Landescollegien bestimmten, vorzubereiten; die beyden Schulen sollten theils wirkliche Bürgerschulen seyn, theils dem Gymnasium vorarbeiten.

Der ehemahlige Unterschied zwischen öffentlichen und Privatlectionen hörte jetzt ganz auf, und die Lehrer wurden durch erhöhten fixen Gehalt entschädigt. Es wurde ein öffentliches sehr mäfsiges Schulgeld eingeführt, das in Eine gemeinschaftliche Schulcasse nebst den andern Hebungen zur Unterhaltung der Schule flofs, und von einem Rendanten verwal-

waltet wurde. Durch die zunehmende Frequenz ward die Summe des einlaufenden Schulgeldes nach und nach beträchtlich vermehrt, und ungeachtet man bey dem ersten Plane nur auf 700 Thaler gerechnet hatte, so kam es doch bald dahin, dass im Durchschnitte jährlich mehr als das Doppelte dieser Summe einkam, so dass am Ende 1500 rthl. die Etatsmässige Summe wurden.

Büschings Lieblingsidee war, dass jeder Lehrer sich auf Ein Hauptfach einschränken, und dieses durch alle Classen lehren sollte. Diese Einrichtung hat offenbar viel Gutes, und sein Nachfolger hat sie auch beybehalten, in so fern nicht andere, noch wichtigere Rücksichten in der Ausführung eine Modification nöthig machen. Er fasste nun nach und nach fast für alle Zweige des Unterrichts Lehr- und Lesebücher ab, über lateinische und französische Sprache, über Naturgeschichte, Historie, Geschichte der Religion, der bildenden Künste u. s. w., unter denen sein Entwurf der Bildhauer- und Steinschneidekunst (Berlin 1772. St. 1. u. 2.) und seine Geschichte der zeichnenden schönen Künste (Hamburg 1781) zugleich wahre Geschenke für das ganze Deutsche Publikum geworden und keinem Kenner und Liebhaber dieser Fächer entbehrlich sind. Es wäre theils nor-

theilhafter, theils angenehmer für ihn gewe-ſen, ſeine Zeit der Vollendung ſeines groſſen geographiſchen Werks zu widmen; aber er that lieber auf Einkommen und Ruhm Verzicht, um ſeiner Schule möglichſt nützlich zu werden.

So lebhaft er war, ſo ſuchte er doch die Disciplin auf ſeiner Schule mehr durch gelinde Mittel zu bewürken, und bat alle Lehrer dringend, ſich der körperlichen Strafen in der erſten Aufwallung des Unwillens ſo viel immer möglich zu enthalten. Er beſuchte die Lectionen aller Lehrer, theils um ſich von dem Fleiſſe und von den Fortſchritten der Schüler zu überzeugen, theils durch ſeine Erkundigungen und durch ſeine Gegenwart bey den Lehrern überall den Geiſt des Fleiſſes und der Ordnung zu beleben; natürlich geſchah dies anfangs häufiger, als nachher, wo allenthalben Lehrer nach ſeiner Wahl angeſtellt waren.

Vor ſeiner Direction waren gar keine öffentlichen Prüfungen mehr angeſtellt worden; ſo weit waren dieſe Schulen in der Achtung des Publikums geſunken, daſs ſich niemand mehr hierum bekümmerte. Er führte nun ſolche Prüfungen ein, die von aller Täuſchung entfernt waren und ihren Zweck auf das beſte

beſte erreichten. Er liefs jedesmal zur Einladung Programme drucken, deren Inhalt nicht gelehrt war, aber immer in Bezug auf Pädagogik ſtand, und die beſonders dadurch ein zweckmäſsiges Local-Intereſſe erhielten, daſs er darin von den jedesmahligen Veränderungen, die bey der Schule vorgefallen waren, Nachricht gab, und beurtheilende Schilderungen der abgehenden Gymnaſiaſten beyfügte. — ein ſo lobenswürdiger Gebrauch, daſs ihn auch derjenige, der in dieſem Fache unbeſtritten einen der erſten Plätze einnimmt, ſein Nachfolger Gedicke und andere Schulmänner, denen ihr Beruf wichtig iſt, nachgeahmt haben. Er ſchrieb immer Deutſche Programme, theils damit ſie mehr geleſen werden möchten, theils weil er ſelbſt geſtand, daſs er auf den Ruhm eines eleganten lateiniſchen Styliſten keinen Anſpruch mache. Er ſprach in dieſen Gelegenheitsſchriften oft mit den Aeltern über die Hinderniſſe, die durch die Zerſtreuungen einer groſsen Stadt, der Erziehung der Jugend in den Weg gelegt würden, über Arbeitsliebe, über Lehrmethoden, über Studirſucht, über den Begriff eines Gelehrten u. ſ. w. Daſs er überhaupt kein mechaniſcher Schulmann war, ſondern über ſein Fach viel geleſen und gedacht hatte, zeigte ſchon ſein 1760 herausgegebener Unterricht für Informatoren und Hofmeiſter, und

dann die zweckmäßigen Instructionen, die er beym Antritt seines Berlinischen Amtes für alle Lehrer und ihre Lectionen entwarf.

Sein Urtheil über junge Leute, das sich auf einen so geübten Beobachtungsgeist gründete, war gemeiniglich sehr treffend; und der herzliche väterliche Ton, mit dem er in feyerlichen Anreden die Jünglinge auf die Akademie einlieſs, machte einen dauernden Eindruck.

Aber er war nicht blos ein ruhmwürdiger Schulvorsteher, sondern auch ein eben so vortrefflicher Lehrer. Er besaſs die nöthige Deutlichkeit und Lebhaftigkeit in einem hohen Grade, und nichts empfahl auch einen Lehrer in seinen Augen mehr, als ein munterer Vortrag. Alle hörten ihn daher gern, und auch für den schwächsten unter seinen Zuhörern war sein Vortrag nicht ganz verlohren. Er lieſs sich ungern abhalten, seine Lectionen ohne Zeitverlust anzufangen, und Einladungen, selbst bey den vornehmsten Personen, konnten ihn zu keiner Versäumniſs bringen. Er hielt es für Pflicht des Lehrers, sich auf alle Lectionen, selbst auf die leichtesten und in den untersten Claſſen, sorgfältig vorzubereiten.

Er

Er trug gewöhnlich die Geschichte der Religionen, der Philosophie und der schönen Künste vor; und in frühern Zeiten hielt er auch wöchentlich eine Lehrstunde über die politischen Zeitungen. "Er baute, sagt sein ehemaliger Schüler, Hr. Prof. Spalding, seinen Unterricht in der Geschichte der Wissenschaften meistens auf gesammelte Stellen der Alten, um Sprachstudium soviel als möglich das Geschäft seiner Lehrlinge, auch in den nicht dazu bestimmten Lehrstunden, bleiben zu lassen. Bey dem Vortrage der Geschichte der Philosophie erklärte er es ausdrücklich für seinen Zweck, daß des Sectengeistes weniger dadurch werden müsse. Daß kaum etwas abentheuerliches denkbar sey, das nicht einmal in irgend einem gelehrten Kopfe genährt worden, hörten wir oft genug von ihm. Aber dabey hütete er sich vor jeder scurrilischen Herabwürdigung grosser Denker, die etwa in einzelnen Sätzen oder in ganzen Systemen mochten gefehlt haben. Er liefs dem Streben nach Wahrheit, um welche es ihm selbst so sehr zu thun war, stets Gerechtigkeit widerfahren, und lehrte uns, bald die Ahndung einer spätern, bald vollendeten Entdeckung, in kaum verständlichen Sätzen erkennen, bald den Scharfsinn selbst in mifslungenen Untersuchungen bewundern. Die Tendenz der edelsten Geister

zu

pitals unternehmen, und so die Ausführung einmüthig beschlossen.

Nun gingen mühselige Jahre für ihn an. Der Bau der ansehnlichen neuen Gebäude für das Gymnasium und dessen Lehrer nebst der Reparatur und Benutzung der alten wurde wirklich in den Jahren 1786 bis 1788 vollendet. Er war immer dabey gegenwärtig, und ging mit seiner Aufmerksamkeit bis in das Einzelne. "Es war natürlich," erzählt Hr. Dr. Gedicke, "dass manche seiner Ideen und Vorschläge nicht durchgängigen Beyfall fanden; noch mehr hatte er mit den Schwierigkeiten des beschränkten Locals zu kämpfen. Nach vieler Anstrengung und manchem Verdruss war endlich alles überwunden, und im October des J. 1788 konnte er selbst seine neue Wohnung beziehen. Aber leider ward seine Freude durch die, in eben diesem Jahre anfangende, schwere, langwierige Krankheit sehr verbittert. Schon im May 1788 zeigten sich die ersten Anfälle derselben. Es war wohl unläugbar, dass die überspannte Thätigkeit bey dem neuen Bau zur Zerrüttung seiner Gesundheit sehr vieles beygetragen hatte. Die Krankheit äusserte sich zuerst durch Krämpfe in der Lunge, und durch eine grosse Engbrüstigkeit; bald darauf vom Octbr. 1788 an durch öftere Stickflüsse von solcher Heftigkeit,

keit, daſs es zu bewundern war, wie er ſie dennoch überſtand. Endlich zeigten ſich auch unverkennbare Spuren der Waſſerſucht. Sein Zuſtand war in dieſen letzten 5 Jahren äuſserordentlichen Abwechſelungen unterworfen. Es gab Wochen und Monate, wo die Hoffnung einer völligen Wiederherſtellung ihn und noch mehr jeden ſeiner Freunde belebte; aber kaum hatte man ſich dieſer Hoffnung gefreuet, ſo ward ſie wieder durch neuere heftigere Anfälle vereitelt. Wenn er eine zeitlang ſich etwas erleichtert fühlte, ſo gönnte er ſich keine Ruhe mehr; er fing dann ſogleich wieder an, Unterricht zu geben; aber kaum hatte er ſelbſt und ſeine Freunde das angenehme Schauſpiel ſeiner wieder entfeſſelten Thätigkeit genoſſen, ſo hielten neue ſchwerere Feſſeln ihn wieder zurück in der Einſamkeit ſeines Studierzimmers. Nach neuen Kämpfen folgte neue Hoffnung des Sieges, und mit den erſten Strahlen dieſer Hoffnung wieder neue Verſuche eben der Thätigkeit, deren er in geſunden Tagen gewohnt war. Aber auch ſelbſt mitten im Kampf mit unausſprechlichen Leiden konnte er nicht unthätig ſeyn. Immer traf man ihn entweder mit einer gelehrten Arbeit oder für das Gymnaſium beſchäftiget, an. Denn wenn er auch das Zimmer nicht verlaſſen konnte, ſo war dennoch ſein Geiſt immer im Gymnaſium ge-

genwärtig. Er erkundigte ſich nach allem, ließ ſich von allem Bericht geben, bekümmerte ſich um jede Lection, um jeden Schüler. Arbeit war ihm Bedürfniſs, ja eine Art von Arzney für ihn; wenigſtens ließ ſie ihn Stundenlang Schmerzen und Leiden vergeſſen. Noch im J. 1790 ſchrieb er in ſeinem Programm von dem Krankenbette aus dieſe äuſſerſt rührenden Worte, die eine wirklich groſse und preiſswürdige Geſinnung ausdrücken: „Gefällt es Gott, meinen Aufenthalt „auf der Erde zu verlängern: ſo wolle er mir „auch ſo viel Kräfte verleihen, daſs mein irdiſches Leben bis auf den letzten Augenblick in nützlichen Arbeiten thätig ſeyn „könne; denn ſonſt wäre es für mich kein „wünſchenswürdiges Leben, ſondern nur etwas, das nach ſeinem Willen und Wohlgefallen ertragen werden muſs und ſoll. Nach „meinem ſehnlichen Wunſche müſſe mich die „wichtigſte und annehmungswürdigſte aller „Vocationen, der Beruf zum Himmel, nicht „nur in geſchäftlicher und nützlicher Arbeit „antreffen, ſondern auch zu höhern Geſchäften tüchtig finden. Denn ſelbſt ein Himmel ohne Geſchäfte, wenn er gedacht „werden könnte, wäre nicht für mich.“ — Wirklich war er ein Muſter gelaſſener Ergebung in den Willen der Vorſehung, ein Muſter eines philoſophiſch-chriſtlichen Heroismus

ismus in Erduldung der hefftigsten und langwierigsten Schmerzen.

Als ihm aber doch die Last der Direction bey der anhaltenden Krankheit zu schwer wurde, trug er d. 31. May. 1791 selbst darauf an, dass ihm der Ober-Conf. Rath Gedicke, der bisherige Director des Friedrichwerderschen Gymnasiums, beygesezt werden möchte. Ungeachtet er wohl wusste, dass dieser vortreffliche Schulmann in Absicht auf manche Schuleinrichtung anderer Meynung war, als er, und also nach seinem Tode Veränderungen in dem von ihm getroffenen Einrichtungen machen würde, so wünschte er sich doch keinen andern Nachfolger als ihn; er sagte das selbst in seinem Programm von 1792, und giebt die Ursache an, weil dieser verdiente Mann mit beharrlicher Anstrengung aller seiner Kräfte an der fortschreitenden Vervollkommnung der ihm anvertrauten Anstalten arbeiten, und das Mangelhafte daran immerfort verbessern werde. — Sein Antrag wurde ihm bewilligt, und Gedicke nahm es unter der Bedingung an, dass Büsching nichts von seinen Einkünften verlieren dürfe. Büsching that ihm wiederhohlte Vorschläge zu einiger Belohnung für die übernommene Mitdirection; "aber, sagt Gedicke, ich fand mich durch sein Zutrauen

und durch das wehmüthige Vergnügen, ihm den trüben Abend ſeines Lebens etwas erheitern zu helfen, hinlänglich belohnt." — Büſching konnte ſich übrigens doch nicht von den Geſchäften trennen; er beſorgte ferner noch alles, was er ſchriftlich und mündlich von ſeiner Stube aus beſorgen konnte, und conferirte ſehr fleiſsig über die Angelegenheiten des Gymnaſiums mit ſeinem Mitdirector.

Er hatte noch die Freude, mit dem Anfange des J. 1793 die völlige Realiſirung der Streitiſchen Stiftung zu erleben, und beſorgte noch die dabey erforderlichen mannichfaltigen und zum Theil kleinlichen Geſchäfte mit einer bey ſeinem Zuſtande faſt unglaublichen Thätigkeit; aber das erlebte er nicht, daſs die 800 rthl. die ſeit 1766 aus der Berliniſchen Kämmerey für die Schule verwilligt waren, auf alle folgenden Zeiten, als jährlicher Fond beſtätigt wurden; er konnte die königliche Genehmigung hoffen, aber ſie ſelbſt traf erſt nach ſeinem Tode ein.

Im Frühling des Jahres 1793 erregte ſein Geſundheitszuſtand wieder manche Hoffnung; aber bald fiel dieſe ganz dahin. "In der Nacht zwiſchen den 27. und 28. May deſſelben Jahres löſchte ein freundlicher Genius die Fackel, die ſo lange Licht und Wärme in en-

gen

gen und weiten Kreiſen verbreitet hatte. Er endigte ſein verdienſtvolles Leben im 69ſten Jahre ſeines Alters, nachdem er gerade volle 26 Jahre die Direction des Gymnaſiums (vom 29. May 1767 bis d. 28. May 1793) geführt hatte." — Sein Leichnam ward ſeinem Willen gemäſs ohne Gepränge, ohne Begleitung, um Mitternacht in ſeinem Garten beerdigt. Am 4ten Oct. 1793, wo ſein Nachfolger eingeführt und zugleich die erſte Gedächtnifsfeyer der Wohlthäter des Gymnaſiums begangen wurde, ehrte Hr. Prof. Spalding in einer vortrefflichen Gedächtnifsrede das Andenken des unvergeſslichen, preiſswürdigen Mannes, und Hr. D. Gedicke ſprach in ſeiner Antrittsrede von ihm mit aller der Wärme, die demjenigen natürlich ſeyn muſste, der ſo viele Tugenden, einen ſolchen Pflichteifer an ſeinem Vorgänger in der Nähe bewundert hatte, und durch die ganze Beſchaffenheit der Anſtalt, deren Vorſteher er nun wurde, zum Lobe deſſelben begeiſtert wurde. Dieſe Rede Gedicke's iſt nachher als Programm zum Oſterexamen 1794 gedruckt worden; noch ausführlicher ſchilderte er das Jahr darauf Büſchings Verdienſte in der Einladungsſchrift zum Examen 1795. Man hat hierbey das eben nicht alltägliche Vergnügen, einen verdienten Mann als Nachfolger eines andern verdienten Mannes in einem

wichigen Platze zu sehen, und sich dabey überzeugt zu halten, dafs das Lob, welches dem Vorgänger von dem Nachfolger ertheilt wird, nicht eine blofse Sitte der Höflichkeit ist, sondern aus dem innersten Herzen kommt.

Seine ihn überlebende Gattin hat auf sein Grab im Garten ein Denkmahl durch Schadows Hand errichten lassen, dessen Inschrift Gedicke mit Anspielung auf die Blumen und Fruchtbäume, unter denen er ruhet, entworfen hat. Die Göttin der Gelehrsamkeit und der Genius der Jugend betrachten weinend das Bild des edeln Greises. Die Inschrift lautet so:

Hier im Schoofs der Erde
Schlummert ihr Beschreiber
D. Anton Friedrich Büsching
geb. d. 27. Sept. 1724. gest. d. 28. May 1793.
Seines Lebens Blüthe welket nimmer;
Seiner Arbeit Früchte reifen für die Ewigkeit.
Sein Denkmahl sind seine Werke und seine Schüler.
Nur ihrer Liebe setzte dieses Denkmahl
Seine weinende Gattin
M. C. geb. Reinbeck.

*

Es

Es iſt faſt unnöthig, über die Denkungsart dieſes Ehrwürdigen noch beſonders etwas hinzuzuſetzen, da dieſelbe ſo deutlich aus ſeinem Leben und deſſen vielfacher Thätigkeit hervorleuchtet. Er ſelbſt ſchildert am Schluſs ſeiner Selbſtbiographie ſeinen Charakter ſo: "Ehrlich, redlich und offenherzig, dienſtfertig, gefällig und mitleidig; doch habe ich ſeit mehreren Jahren lernen müſſen, gegen viele Perſonen und in vielen Fällen hart zu ſeyn. Gott und dem Heiland der Welt aus Dankbarkeit aufrichtig ergeben, und derſelben Bekenner, ohne Kunſt und Verſtellung, auch ohne Furcht, durch vieljährige Erfahrung von der wahren und groſsen Glückſeligkeit, die dadurch erlanget wird, aufs ſtärkſte überzeugt; ſtark im Vertrauen zu Gott und völlig mit ſeinen Führungen zufrieden. Sehr lebhaft und feurig, nur kurzwährenden Heftigkeit in der Hitze geneigt, aber auch in manchem Fall für hitzig gehalten, wo nur natürliche und ordentliche Lebhaftigkeit war. Geſchwind und ſchnell, den Langſamen allezeit, den Muntern oft, und in einigen Fällen wirklich zu geſchwind, ſo daſs Übereilung daraus entſtehet, doch nicht ſo oft, als es dieſem und jenem vorkommt, der nicht gewohnt iſt geſchwind zu denken, ſich zu entſchlieſsen und zu handeln. Standhaft oft bis zum Schein des Eigenſinns; muthig, herzhaft und dreiſt, oft

in hohem Grade. — Mäfsig in allen Dingen, zufrieden mit Wenigem, Herr und Meister des Appetits. — Im Umgang mit selbst zu lebhaft und zu vielsprechend, also nach demselben gemeiniglich sehr unzufrieden mit mir selbst, und eben deswegen geneigt, den Umgang sehr einzuschränken und Gesellschaften zu fliehen. Von Stolz frey, aber nicht von Ruhmbegierde, doch in beständigem innern Kampf und Streit mit derselben, und bey hinlänglicher Überlegung vermögend, sie ganz zu unterdrücken. — So arbeitsam, dafs die Arbeit mit zu meinem Lebensbedürfnifs gehört, und dafs der Trieb zu derselben gröfser, als zu irgend einem sinnlichen Vergnügen ist." —

Seine Schnelligkeit, sich zu etwas Wichtigem zu entschliefsen, hing genau mit dem lebhaften Vertrauen auf die Vorsehung zusammen, von dem er durchdrungen war, welches besonders bey seiner Niederlegung der Petersburger Predigerstelle sichtbar wird. Die hohe Ehrlichkeit in allem, was er sagte und that, und der unverstellte Eifer, der ihn für alles Gute belebte, trugen vorzüglich dazu bey, ihm so viele Freunde, die von Seiten des Geistes und Herzens schätzbar waren, zu erwerben und zu erhalten, und zugleich Leute, die ihm nicht wohl wollten und ihm ent-

go-

gegen handelten, zu verwirren. Er liebte die Menſchen, und war zu jeder Aufopferung für das allgemeine Wohl bereit; guten Menſchen, die in nähern Verhältniſſen mit ihm ſtanden, war er mit Wärme ergeben. So wie überhaupt die Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle bis ins Alter ausdauerte, ſo erhielt ſich bey ihm mitten in ſeinem letztern Leiden und Beklemmungen eine Theilnahme an den angenehmen Begegniſſen ſeiner Freunde und der jüngern Welt, und eine kindliche Mitfreude, deren Züge jeden, der ſie hört, mit Rührung erfüllen müſſen. — Seine Gewiſſenhaftigkeit war ungeheuchelt, war ihm natürlich geworden und zeigte ſich überall in ſeinen Verhältniſſen und Geſchäften. Alles, was ihm oblag, betrachtete er als Pflicht, die ihm Gott auferlegt habe und richtete es mit Willigkeit und mit Eifer aus, ſelbſt wenn er auch für ſich keine entſchiedene Neigung dazu hatte. Dieſer pflichtmäſſige Gehorſam unter Gottes Willen zeigte ſich ſelbſt noch in ſeiner Ergebenheit beym Sterben; auch das ſah er als ein ihm von Gott auferlegtes Geſchäft an, bey dem er ſich pflichtmäſſig benehmen und ſo den Seinen durch ſein Beyſpiel in dieſen ernſthaften Tagen noch nützlich werden müſſe. *)

Als

*) Es wird vielen angenehm ſeyn, die vortrefliche hierher gehörige Stelle aus Spaldings Rede hier

Als Schriftſteller war er überhaupt fruchtbar, und zählt man die einzelnen Schulprogramme, ſo ſteigen ſeine Schriften über hundert hinaus, die man unter vier Hauptklaſſen bringen kann; nemlich: Lehrbücher, und ſolche, die ſich auf Schulen und Unterricht beziehen; — theologiſche; — hiſtoriſch-geographiſche; — und endlich bio-

hier ſelbſt zu leſen: *Ut erat impatiens deſidiae, ita Dei legibus obtemperare in agendo, ejus quaſi ſocius fieri in opere divino homines juvandi, neque gloriam ullam appetere amabat, quae disciplina Chriſtiana abhorreret. Talis ille erat, quoad ardore plus quam virili fervebat, ſenectute interim obrepente; talis perſtabat moribundus, quippe qui crederet, etiam morte conſtanter oppetenda, partem aliquam divinitus ſibi impoſiti negotii a ſe geri, neque ex immenſa hac civitate Dei, animam efflando, ſe exulem diſceſſurum. Eſt hoc, Auditores, eſt incredibile bonorum ſolatium, ſui ſimiles viros intueri, quam aequo animo mortem expectent. Praeſtitit Büſchingius civibus ſuis, et familiaribus imprimis, ultimum hoc officium, ut eorum oculos et animos paſceret viri conſtanter morientis ſpectaculo. Nimirum erat, quod vires et patientiam et fortitudinem ei ſufficeret. Mentis impri-*

mis

biographiſche. Sein Vortrag iſt nirgends geſchmackvoll, und in ſeinen hiſtoriſchen Schriften, Reiſebeſchreibungen und Biographien überaus weitſchweifig und wiederhohlend. Man ſieht es allen ſeinen Schriften an, daſs ſie von einem vielfach beſchäftigten Manne herrühren, der auf die äuſsere Einkleidung und auf abermahliges Überarbeiten keine Zeit und Aufmerkſamkeit verwendete, und auf deſſen ganze Jugendbildung die ſchöne Literatur und die muſterhaften Werke derſelben keinen beträchtlichen Einfluſs gehabt hatten.*)

Von

mis conſcientia, optimorum conſiliorum atque factorum teſtis, quae neque doloribus neque morte a nobis divelli poteſt, et, quae ſolet hujus comes eſſe et amica, ſpes immortalitatis. Quibus praeſidiis firmatum quid eſt, bone Deus, quod poſſit perculſere et affligere?

*) Unter die Eigenheiten ſeiner Schreibart gehört eine vernachläſſigte Interpunction; er ſetzt z. B. ſelten ein Colon vor die angeführten Worte eines Andern, dahingegen er dies Interpunctionszeichen an ſonſt ungewöhnlichen Stellen braucht. Wenn er vom Chriſtenthume ſpricht, ſagt er gemeiniglich: das herrliche Evangelium des ſeeligen Gottes (nach 1 Timoth. 1, 11.) — Einen Theo-

Von ſeinen pädagogiſchen Schriften und Schulbüchern iſt ſchon oben bey der Darſtellung ſeines Verdienſtes um das Berliniſche Schulweſen geſprochen worden. Seine Programme waren mehrentheils ſehr kurz und er wendete nicht vielen Fleiſs darauf, weil er glaubte, daſs dieſe Art Blätter doch ſelten mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen würden; aber ſie wirkten doch manches Gute wegen der verſtändigen Wahl ihres Inhaltes und wegen des herzlichen Tones, der darin herrſchte. Seine Lehrbücher der verſchiedenen Zweige des Schulunterrichts ſind zwar neueſter Zeit gröſstentheils durch noch zweckmäſsigere verdrängt; aber theils haben ſie dieſe vielleicht mit veranlaſst, theils beſitzen einige darunter, wie oben erwähnt wurde, einen groſsen Werth und ſind noch nicht übertroffen.

Seine theologiſchen Schriften hatten, wie man aus ſeinen Streitigkeiten in Göttingen ſieht, alle die lobenswürdige Richtung, das Chriſtenthum immer mehr von menſchlichen Zuſätzen zu reinigen und es in ſeiner Lauterkeit darzuſtellen. Das war der Zweck ſei-

Theologen, den er loben will, nennt er oft einen vortreflichen Evangeliſten, z. B. Haubern. — S. Beyträge B. VI. p. 40. — Und ſo andere Kleinigkeiten mehr.

ſeiner Epitome, und auch ſeiner Harmonie der vier Evangeliſten. ("Die vier Evangeliſten mit ihren eigenen Worten zuſammengeſetzt und mit Erläuterungen verſehen. Hamburg, 1766. 8.") — In der "Unterſuchung, warum und durch wen der freyen evangeliſch-lutheriſchen Kirche die ſymboliſchen Bücher zuerſt aufgelegt worden. 1789. 8." — trat er noch als Greis mit Muth auf, und erklärte ſich gegen die verbindende Kraft unſerer ſymboliſchen Bücher. In der Schrift ſelbſt drückt er die Frage ſo aus: "Wenn und durch wen das Joch der ſymboliſchen Bücher zuerſt aufgelegt worden;" und ſo hieſs es auch urſprünglich auf dem Titel; aber auf Veranlaſſung der Cenſur änderte er denſelben. — Es mag ſeyn, daſs er dieſe Unterſuchung nicht beſtimmt genug angeſtellt und ſie nicht erſchöpft hat, (S. A. L. Z. 1789. III, 237) aber es zeigt doch von ſeinem nach Wahrheit forſchenden, muthigen Geiſte, daſs er ſich dieſe wichtige Frage zu beantworten vornahm, und es nutzte auf jeden Fall der guten Sache einer freymüthigen Unterſuchung, daſs ein ſo frommer Verehrer und Freund des Chriſtenthums es doch mit ſeiner treuen Anhänglichkeit an daſſelbe vereinigen konnte, ſich ſo laut und freymüthig gegen die verbindende Kraft und gegen die Nothwendigkeit der vorhandenen ſymboliſchen Bücher

zu erklären, indem er sich theils auf die Natur solcher Symbole, theils und vorzüglich auf die Geschichte ihrer Entstehung berief. — Seine Geschichte der evangelischen Kirchen in Russland (1766) und in Polen und Lithauen (1784-88.) sind schätzbare Beyträge zur neuern Kirchengeschichte.

Sein grösstes Schriftstellerisches Verdienst hat er indess unstreitig als Geograph. Bis auf seine Erdbeschreibung hatte weder Deutschland noch irgend eine Nation ein solches Werk von der Art, dass es auf wissenschaftliche Behandlung, und auf einige Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Er behauptet also den ersten Platz unter den Geographen unserer Zeit und seine Erdbeschreibung, die seit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen ist, und während der Lebzeit ihres Verfassers acht rechtmässige Ausgaben erlebt hat, ist nach den unvollkommnen Versuchen seiner Vorgänger das erste classische Werk in diesem Fache, dem bis jetzt noch keine Nation ein ähnliches an die Seite stellen konnte. Es umfasst Europa und von den übrigen Erdtheilen nur das russische Asien; allein die Menge der in demselben zusammengedrängten Nachrichten, die vor ihrer Aufnahme sorgfältig geprüft wurden, ist so gross, dass sie den Kenner mit der grösten Achtung und Bewunderung über den

aus-

ausdauernden Fleiſs des Sammlers erfüllt. Systematiſcher Geograph iſt Büſching nicht, in dem Sinne, wie es z. B. Gatterer iſt. Man findet daher weder in der allgemeinen Einleitung zu ſeiner Erdbeſchreibung, noch auch in den Einleitungen zu jedem einzelnen Lande, Data und Winke, die auf eine Ueberſicht der Erde und ihrer Theile, nach ihrer natürlichen urſprünglichen Beſchaffenheit, nach Gebürgen, Strömen und dergl. hindeuten. Auch in der mathematiſchen und phyſikaliſchen Erdbeſchreibung iſt er zu kurz und mangelhaft. Sein groſses, allgemein anerkanntes und noch von Niemand übertroffenes Verdienſt bleibt, die für den Plan und Umfang des Werks, mit kluger Auswahl des Zweckmäſsigen, allgemein Brauchbaren veranſtaltete, u. mit möglichſter Sparſamkeit der Worte zuſammengedrängte, überaus vollſtändige Topographie der einzelnen Länder, die beym Nachſchlagen nur in ſeltenen, weniger bedeutenden Fällen in Verlegenheit läſst. Seine Einleitungen zu den beſondern Länderbeſchreibungen enthalten nicht nur ſchätzbare Nachrichten von der Beſchaffenheit eines Landes überhaupt, von deſſen natürlichen Producten und Fabricaten, von den verſchiedenen Verhältniſſen der Einwohner in Anſehung ihrer Induſtrie, ihres Handels, der Literatur und kirchlichen Verfaſſung, ſondern ſie zeichnen ſich auch beſonders

ders dadurch vortheilhaft aus, daſs ſie über die verſchiedenen Zweige der Staats- und Regierungs-Verfaſſung, die auf den Flor des Landes und die Cultur der Einwohner den gröſsten Einfluſs haben, einiges Licht verbreiten, und dem Leſer über manche ſonſt unerklärbare Erſcheinungen in der bürgerlichen, wiſſenſchaftlichen und kirchlichen Verfaſſung den nöthigen Aufſchluſs geben. Zu Büſchings Zeiten wurden Nachrichten dieſer Art noch allgemein als Staatsgeheimniſſe verborgen gehalten, und auch noch jetzt am Ende unſers Jahrhunderts, weis man von manchem Ländchen innerhalb den Gränzen Deutſchlands in jener Rückſicht ſehr wenig. Ein ausgezeichnetes Verdienſt Büſchings iſt es daher, daſs er es wagte, die Schranken einer ängſtlichen übelverſtandenen Politik zu durchbrechen und dem Urtheile ſachverſtändiger Männer ein weiteres Feld zu eröffnen. — Seine Reiſen, der Aufenthalt in fremden Ländern und die zahlreichen Verbindungen mit wichtigen Männern trugen vorzüglich dazu bey, den unermüdeten Geographen in den Stand zu ſetzen, das zu leiſten, was er geleiſtet hat. Sein "Magazin für die neuere Hiſtorie und Geographie. Zwey und zwanzig Theile in Quart; von 1767 bis 1788." enthält eine Menge ſehr wichtiger Actenſtücke, und konnte gleichfalls nur von einem Man-

Manne herausgegeben werden, der theils selbst der Zeitgenosse und Zuschauer wichtiger Begebenheiten, theils in Verbindung mit bedeutenden Staatsmännern gewesen war. — Die "wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten u. s. w.", die er in 15 Jahrgängen von 1773 bis 1787 herausgab, waren das einzige kritische Blatt, das wir über diese wichtigen Producte im Reich der Wissenschaften, in Deutschland hatten, und bis jetzt hat es noch nicht gelingen wollen, ein anderes, den geographischen Charten und der dazu gehörigen Literatur gewidmetes Blatt, unter unsern Landsleuten wieder in Aufnahme zu bringen.

Gehörig ausgearbeitete Biographien hat er nicht geliefert; aber die biographischen Nachrichten von wichtigen Personen unter den Staatsmännern und Gelehrten, die wir theils in seinen Beyträgen (1783 bis 89) theils in eigenen kleinen Schriften von ihm haben, sind wegen der bewährten Gewissenhaftigkeit des Erzählers und wegen seiner vielfachen Bekanntschaft mit merkwürdigen Personen, sehr wichtig für die neuere politische und Literatur-Geschichte. Wer auf Annehmlichkeit des Vortrags Verzicht thun kann, findet beym Durchlesen derselben so viele wichtige und glaubwürdige Nachrichten, dass,

man dem vielerfahrnen Greise herzlich für die Mühe dankt, die er sich, besonders gegen das Ende seiner Laufbahn, nahm, die guten und edeln, oder auch sonst wichtigen Menschen, mit denen er in Verbindung gewesen war, dem Andenken der Nachwelt zu übergeben.

Den 22. Aug. 1791

starb

Johann David Michaelis,

Professor der Philosophie zu Göttingen, königl. Grosbrit. und Kurbraunschweig-Lüneburgischer geheimer Justitzrath, Ritter des Königl. Schwedischen Nordstern-Ordens etc.

Es wäre doppeltes Verbrechen, einen Mann, dem die Dankbarkeit von dem ganzen gelehrten Europa gebührt, mit kaltem Blute ins Todtenregister einzutragen, und man ist daher bey keinem so sehr, als bey ihm, in Gefahr, über der Stimme seines Ruhms und dem Glanze seines litterarischen Verdienstes

seine

seine Schwächen und Fehler zu vergessen. Aber strenge Wahrheitsliebe, die seinen moralischen, wie seinen gelehrten Charakter prägte, würde ohne Zweifel ihm selbst für die beste Huldigung seines Biographen gelten, und überdiess sind die kleinen Flecken seines Bildes durch so hervorstechende Züge der Grösse ersetzt, dass die letztern durch jene nur noch mehr hervorgehoben und in ihr volles Licht gestellt zu werden scheinen.

Michaelis war zu Halle den 27. Febr. 1717 geboren, und der einzige Sohn des damaligen Professors der Theologie und der orientalischen Sprachen, Christian Benedict. Den ersten Schulunterricht ertheilten ihm bis Michaelis 1729 mehrere Hauslehrer, deren einer ihn unaufhörlich bey dem Vater verklagte, weil der lebhafte Knabe durch das langsame Lesen der Schriftsteller und durch das grammaticalische Analysiren rebellisch ward. Einem unter ihnen, dem zu Lüneburg als Prediger gestorbenen Zur Linden verdankte er das Meiste, indem dieser die lateinischen Autoren cursorisch mit ihm las und ihn bis zum mechanischrichtigen Lateinschreiben brachte. Auch rückte er unter ihm in der Geographie und Geschichte nach Hübner, ziemlich vor; aber das Griechische wurde bis in das letzte halbe Jahr des Hausunterrichts ausgesetzt, ein Versehen, das Michae-

lis nie wieder gut machen konnte. Nun ging er in die öffentliche Schule des Waisenhauses wo gerade der Unterricht im Griechischen schlecht war; über das Hebräische hörte er schon damals einige Collegien bey seinem Vater. In der Theologie hatte er Baumgartens Unterricht, der ihm auf der Schule besser als hernach auf der Universität gefiel. Indessen machte er sich damals in einigen Stücken eine eigne Theologie, und ward, da er im Anfange des funfzehnten Jahres confirmirt werden sollte, als ein halber Pelagianer befunden. Am meisten verdankte er Baumgarten in der Philosophie, die er für die Schüler in Selecta und für Studenten zugleich las. Obgleich die Wolfische Philosophie damals in Halle aufs äusserste verboten war, so lehrte man sie doch unter der Firma des Waisenhauses mit Weglassung einiger Stücke, z. B. der vorher bestimmten Harmonie, von denen blos historischer Unterricht ertheilt wurde. Mit diesen Vorlesungen zufrieden hörte er nachher auf der Universität nie philosophische Vorlesungen, da sie, wenn er in ihnen bisweilen hospitirte, ihm nur lange Weile machten, und er das Trügliche der damaligen Wolfianischen Modebeweise fühlte. Am vortheilhaftesten war ihm in den letzten anderthalb Jahren in Selecta der Unterricht Goldhagens, der als Uebersetzer des Herodot bekannt und als

Rector zu Magdeburg gestorben ist. Ueberhaupt war ihm Selecta desto nützlicher, je weniger Schüler in derselben saßen, da die Meisten aus den vorhergehenden Classen abgingen, und je mehr praktische besonders Disputir-Uebungen hier gehalten wurden. So disputirte Michaelis geraume Zeit mit Goldhagen allein, indem beyde wechselsweise bald den Opponenten, bald Respondenten machten, eine Uebung, die ihn, nach seinem eignen Geständnisse, sowohl an das Lateinreden, als an das ordentliche Denken gewöhnte, und für seine künftigen Studien reichlich gewuchert hat. Sein erster lateinischer Lehrer auf der Schule, Boltzius, nachher Prediger der Salzburger in Georgien, machte ihn schnell zum prosodischrichtigen lateinischen Versemacher; auch wurden von ihm in der Folge lateinische Gedichte gedruckt; seitdem er aber nach Göttingen gekommen war, gab er dieses Geschäft als Pedanterey auf. Den einzigen Vortheil hatte er davon, dass er den Virgil sehr lieb gewann, ihn unaufhörlich las, und beynahe auswendig behielt, so, dass dieser Dichter bey ihm die Stelle der Grammatik vertrat, gegen welche er immer eine Abneigung fühlte. Unter seinen Mitschülern, einem Reiske, Alexander und Nathanael Baumgarten, Krüger, und Mittelstädt, war seines Genies wegen der letzte sein Liebling.

So wenig er sich auch dem damals auf dem Waisenhause beliebten Pietismus hingab noch überall für religiöse Eindrücke sehr empfänglich war, so blieb er doch nicht ungerührt bey den Religionsvorträgen, die Baumgarten auf der Schule hielt, und die noch im späten Alter seinem Gedächtnisse vorschwebten. — Er mußte Ostern 1733 die Universität beziehen, da die Classe in der er bis jetzt war, einging. In dem Programm, das Baumgarten damals für die Abgehenden schrieb, erhielt unser Michaelis die Note: Man dürfe sich viel von ihm versprechen, *si illos scopulos praetervectus fuerit*, die er erst in der Folge von seinen Commilitonen, gegen welche der Lehrer geäußert hatte, daß M. ein Religionsspötter werden würde, verstehen lernte. Daß diese Ahndung unerfüllt blieb, wissen unsere Leser.

Auf der Universität war mancher Zweig des Unterrichts sehr ärmlich. So wurde z. B. Gelehrten-Geschichte und Bücherkunde fast gar nicht getrieben; auch hatte die Universitätsbibliothek in Halle viele Lücken. Seine Wahl eines Studiums war so gut wie zufällig, obgleich nicht völlig willkührlich, da die Aeltern voraussetzten, daß er Theologie studiren würde, und der Vater dabey den Wunsch zu hegen schien, ihn einst in der Professur der morgenländischen Sprachen zu sei-

seinem Nachfolger zu erziehen, ob er gleich zum akademischen Leben eben keine Neigung bey sich spürte.

Sobald er auf die Universität kam, gab ihm der Vater Wolfs Metaphysik, ein damals noch halb verbotenes Buch, in die Hände. Er las, ward, ohne es zu wissen, ein Wolfianer, und gleichwohl gefiel ihm das Ganze nicht; insbesondere aber schien ihm der Beweis von dem Satze des zureichenden Grundes auf dem Doppelsinne einer deutschen Redensart zu beruhen. Gerade diese Zweydeutigkeit eben dieses Buches gab 25 Jahre nachher der Berliner Akademie der Wissenschaften Veranlassung zu der Preisaufgabe vom Einflusse der Sprache in die Denkungsart und der Denkungsart in die Sprache des Volks, und Michaelis Abhandlung erhielt bekanntlich 1767 den Preis. — Mit desto mehrerm Eifer legte er sich auf Mathesis, die er vornehmlich beym Prof. Lange studirte, dessen Unterricht jedoch nicht über Wolfs Anfangsgründe hinausreichte; vorzüglich gewann er einige Theile der angewandten Mathematik lieb. Zum Studiren der Geschichte, dem er sich am liebsten gewidmet hätte, war in Halle keine recht erwünschte Gelegenheit. Gebauer füllte seine universalhistorischen Stunden mit Spitzen aus, und beging

so grobe Fehler gegen die europäische Staatengeschichte, dass sie selbst der junge Michaelis wahrnahm. Ludwigs Reichshistorie wurde ihm doch auch etwas durch den ganz juristischen Blick und den übertriebenen Patriotismus für das Haus Brandenburg verleitet. Griechisch musste Michaelis grösstentheils für sich selbst aus den Autoren lernen, da er ausser den Collegien über das N. T. bey seinem Vater, nur bey dem gelehrten Schulze über einen Theil Homers und Herodians, aber auch desto besser hören konnte. Er hörte bey seinem Vater über die ganze Bibel, über das Rabbinische, Syrische, Arabische, und, nebst dem Dr. Clausewitz, einen damaligen Collegen des alten Michaelis, und Boysen, auch das Aethiopische. Die Schwäche seines Vaters, gesuchte Vergleichungen orientalischer Wörter mit deutschen anzustellen, fühlte er schon damals mehr, als manche seiner Comilitonen, z. B. Semler, der sich oft Mühe gab, auf ein mit einem Arabischen ähnliches deutsches Wort zu rathen. Die Baumgartensche akademische Theologie missfiel ihm wegen der tabellarischen Einförmigkeit, wegen des beständigen Dictiren, und wegen der mangelhaften Beweise. Kirchenhistorie lehrte ihn Knapp, den er gern hörte und dessen vertrauter Freund er wurde. Frühzeitig ermahnte ihn sein Vater das Predigen nicht zu versäumen,

men, indem es dem letztern in Absicht einer theologischen Professur hinderlich gewesen war, dass er nicht predigen konnte. Dieser benutzte daher die Gelegenheit, dass der Sohn bey einem Pfarrer auf dem Lande die Brunnencur brauchte, ihm eine Predigt auftragen zu lassen, die den ganzen Beyfall des Dorfes erhielt. Er predigte hernach in Halle noch häufig, und zwar immer mit Beyfall, noch häufiger in England, nie aber in Göttingen. Um sich zum akademischen Vortrage vorzubereiten, mußte er in der Schule des Waisenhauses in den obersten Classen unentgeltlichen Unterricht im Lateinischen und Hebräischen ertheilen, eine Uebung, die er sehr nützlich fand. Er las zum Behufe des Unterrichts im Latein die Röm. Autoren durch und abstrahirte sich bey seiner Lektüre Sprachbemerkungen, die er seinem Exemplar von Fabers Lexicon beyzeichnete. Classiker pflegte er für sich laut und in einem weg zu lesen, doch so, dass er da, wo er anstieß, einen Strich am Rande machte; und beym zweyten Durchlesen waren gewöhnlich alle Schwierigkeiten verschwunden, eine Erfahrung mehr, die für die Nützlichkeit des cursorischen, wiewohl deshalb nicht flüchtigen Lesens, spricht. In Rücksicht seiner Denkungsart änderte er sich in einem Stücke auf der Universität merklich. Anstatt, dass sie auf der Schule

religiös, aber auch nicht unmoralisch war, stimmte sie sich nun, durch den Misverstand einiger Bibelgebote, auf welche er die buchstäbliche Auslegungsmanier anwenden wollte, welche man ihm in der lutherischen Abendmahlslehre zur Pflicht gemacht hatte, in solche religiöse Aengstlichkeit um, dafs sie einige Zeit selbst seiner Gesundheit nachtheilig ward. Die lange Weile, welche er nach und nach auf der Universität, die ihm nicht viel Neues mehr geben konnte, empfand, verbunden mit dem Vorschlage seines Vaters, vermochte ihn 1739 zu promoviren, welches unter dem Vorsitze des letztern, durch die Vertheidigung einer Dissertation *de antiquitate punctorum vocalium* geschah. Die zweyte *pro loco* über Ps. 22, 17. hielt er als Präses. Nachdem er beynahe ein Jahr mit ziemlichem Beyfalle gelesen hatte, trat er gegen Ostern 1741 seine Reise nach England an, wo er ein halbes Jahr länger, als anfangs beschlossen war, und also anderthalb Jahre blieb, weil er für den deutschen Hofprediger in London, Ziegenhagen, der kränklich war, die Nachmittagspredigt in der Schlofscapelle übernahm, oft auch Vormittags für ihn predigte. Dafs die Reise ganz ohne Plan und bestimmten Endzweck gewesen sey, bemerkt er selbst ausdrücklich; auch hatte er an Niemanden, als dem erwähnten Ziegenhagen

hagen, eine Empfehlung. Unterwegs machte er in Holland die Bekanntschaft des berühmten Schultens, und mit seiner Aufnahme in England, besonders aber in Oxford, wo er einen Monat blieb, hatte er vorzüglich, und sogar mehr als andere Deutsche, Ursache zufrieden zu seyn, wovon ein Grund, den ihm ein Engländer selbst entdeckte, der war, dass er nie geäussert hatte, in England bleiben zu wollen. Seinen Aufenthalt in England, und besonders in Oxford nutzte er bey weitem nicht, wie er gekonnt hätte. Verwöhnt durch den Umgang mit den damals berühmtesten Männern in England versäumte er es, mit Lowth, der nachher ein so grosser Mann und nächst Pringle sein wärmster Freund wurde, persönliche Bekanntschaft zu machen, und hörte ihn nur seine zweyte öffentliche Vorlesung *de poëſi ſacra Hebraeorum* halten. Die Bekanntschaft dieses Mannes würde ihm auch von der Bodlejanischen Bibliothek, auf welcher M. sich täglich von 10 Uhr Vormittags bis Nachmittags halb 2 Uhr unter den Handschriften einschliessen liess, eine reichere und wichtigere Aerndte verschafft haben. Denn Lowth war einer der ersten, der an der durchgängigen Übereinstimmung der hebräischen Codices in den Consonanten zweifelte. Dafür sah Michaelis nach den Aufträgen seines Vaters nur auf Punkte und gramma-

matische Kleinigkeiten. In einem Stücke äu-
derte sich seine theologische Denkungsart in
England ganz. Bücher und Umgang beson-
ders der mit Ziegenhagen, vollendeten in
ihm den Pelagianer. Im September 1742 rei-
sete er über Hamburg in sein Vaterland zu-
rück, und — man sehe den ängstlich gewis-
senhaften Pelagianer! Er suchte in Hamburg
den Senior Wagner hauptsächlich in der Ab-
sicht auf, um ihm seine Zweifel gegen die
übernatürliche Gnade vorzutragen, welche
jener keineswegs befriedigend löste. In
Halle las er nun wieder mit Beyfall, theils
über die Bibel, das Syrische, Chaldäische,
theils über Naturgeschichte und lateinische
Schriftsteller, eröffnete im Namen seines Va-
ters, der Bibliothekar war, die Bibliothek
und wurde bey Gelegenheit des Geschäfts,
dass er einen Katalog verfertigte, durch den
Verleger desselben mit dem Buchhandel be-
kannt; aber Mangel der Aussicht auf ein ver-
sorgendes Amt machte ihm Halle sehr widrig.
Desto willkommner war ihm Münchhau-
sens Antrag nach Göttingen, wohin er, vor-
nur als Privatdocent und mit einem sehr klei-
nen Gehalte um Michaelis 1745 abging.
Sein sehr warmer Freund ward im kurzem
der sonst etwas argwöhnische Haller.

1746 wurde er aufserordentlicher und 1750 ordentlicher Lehrer der Philosophie; nie aber hat er den Charakter eines Prof. der morgenländischen Sprachen gehabt, wie man ihn gewöhnlich nannte. 1751 erhielt er das Secretariat der neugestifteten Societät der Wissenschaften, entwarf lateinisch die Gesetze derselben, dirigirte nach Hallers Abgang seit 1753 die gelehrten Anzeigen, resignirte 1756 das Secretariat, wurde nach Gesners Tode 1767 Director der Gesellschaft, legte 1770 dies Amt wegen gewisser Mifshelligkeiten mit seinem Collegen nieder und trat zugleich auch als Mitglied aus der Gesellschaft heraus. Dennoch behielt er zeitlebens den Jahrgehalt von 200 rthl., den er als Director gezogen hatte. 1761 bekam er das Prädicat eines Hofraths.

Der siebenjährige Krieg, in welchem die Universität Göttingen überhaupt viel Auszeichnung genofs, war für ihn ganz besonders erträglich. Zwar waren 1757 die Professoren von aller Einquartirung frey; aber da diese Freyheit bey der neuen Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1760 aufhörte, so kündigte unserm Michaelis der General de Vaux selbst an, dafs sein Haus auf besondern Befehl des Marechal de France Broglio, künftig diese Immunität zu geniefsen habe. Auch

der

der nachher in Deutschland kommandirende General d'Etré erneuerte die Exemtion. Dieſs Alles, wie er bald erfuhr, auf die Vorſtellung ſeines warmen Freundes, des Arztes Thierry in Paris: Michaelis dürfe in ſeinen Geſchäften, und ſonderlich in der Abfaſſung der Fragen für die arabiſche Reiſegeſellſchaft, nicht durch Einquartirung geſtört werden. Thierry ſtand nemlich in guter Achtung bey dem Miniſter, unter deſſen Couvert auch Michaelis Correſpondenz mit jenem Gelehrten auf der franzöſiſchen Poſt ging. Kurz hierauf brachte ihm, ohne ſeine ausdrückliche Bitte, der Marquis de Loſtanges das Manuſcript von Abulfeda's Geographie, aus welchem er Abulfedas Aegypten wirklich edirte, aus Paris mit, und überlieſs es ihm auf unbeſtimmte Zeit zum Gebrauche unter der einzigen Bedingung, daſs die Hannöverſche Regierung dafür gutſagte. Dieſes Marquis wurde hierauf ſein genauer Freund, und veranlaſste es eigentlich, daſs 1764 die *Academie des Inſcriptions* unſern Michaelis zu ihrem Correſpondenten ernannte, welches ihm 1789 die in der That ſeine Ehre verſchafft hat, an Bartoli's Stelle wirkliches auswärtiges Mitglied zu werden. Zu der vorzüglichen Achtung der franzöſiſchen Generalität, welche Michaelis genoſs, trug nicht nur die Ordre, welche ihn von Einquartirung befreyte, ſondern insbeſon-

besondere die damals herausgekommene französische Uebersetzung der Fragen für die arabische Reisegesellschaft und seine durch Merian und Premontval französisch übersetzte in Berlin gekrönte Preisschrift *Dissertation de l'influence des opinions sur le langage* etc. das Ihrige bey. Auch die Officiere des Regiments *Royal Pologne*, das 1757 und 1758 in Göttingen lag, hegten gleichsam eine Nationalzuneigung zu ihm, da sie gröstentheils Schweden waren, und Michaelis viele, selbst vornehme Schweden, zu Zuhörern hatte. Selbst als Richelieu, im Fall er sich zurückziehen müsste, den grausamen Anschlag gefasst hatte, das ganze Land zur Wüste zu machen, und die Befehle, nicht blos Pechkränze, sondern auch andere das Löschen hindernde Materien in Bereitschaft zu halten, auch nach Göttingen gekommen waren; liessen ihm Officiere jenes Regiments davon durch einen seiner Zuhörer Nachricht ertheilen, nebst dem Rathe, Säcke, mit Wachstuch überzogen, wozu man ihm gleichfalls die Vorschrift gab, machen zu lassen, damit er seine Bücher, Schriften und andere nöthige Sachen durch ihre Officierpferde transportiren lassen könnte; ein Rath, der aus der Meinung der Officiere, dass blos Göttingen abbrennen sollte, entsprang. die Vorsehung vereitelte den Anschlag, und die Franzosen zo-

zogen unvermuthet in aller Stille ab. 1768 wollte er nach Berlin reisen, um bey Scholz das Koptische zu lernen; allein die Gefahr in jenen Gegenden bewog Münchhausen die zur Reise schon gegebene Erlaubniss schlechterdings wieder zurückzunehmen; und so sah er Berlin nie. Hier muss die Herausgabe seiner lateinischen Dogmatik (1760) bemerkt werden, weil sie aus seinen seit 12 Jahren mit besonderer Erlaubniss der königlichen Regierung gehaltenen dogmatischen Vorlesungen, welche er bisweilen für Juristen, bisweilen für Theologen hielt, und welche ihm ein paar Mal von der theologischen Facultät Anfechtungen zuzogen, entstanden ist. Man verklagte ihn in Hannover, beschuldigte ihn, dass er reformirt denke und das *absolutum decretum* lehre; er schickte daher zur Verantwortung seine Dictaten ein, und die Theologen wurden eines Bessern belehrt. Eine Hallerische Recension einer reformirten Dogmatik in den gelehrten Anzeigen, welche er damals dirigirte, verursachte eine nochmalige Beschwerde, deren Folge aber zu M. Zufriedenheit ein Reskript war, wodurch ihm die Censur in theologischen Artikeln, auch in dem, was die Rechte des Königs betrifft, aufgetragen wurde. Der Geheimerath von Schwichelt in Hannover schrieb ihm scherzhaft über seine Dogmatik: er wünsche, dass,

daſs, weil Michaelis, anſtatt etwas Nützlicheres zu ſchreiben, eine Dogmatik geſchrieben habe, die Theologen, wie Bienen über ihn herfallen möchten; ein Wunſch, der in Deutſchland nicht in Erfüllung ging, da das Buch, bey allen ſeinen Abweichungen vom gewöhnlichen Lehrtropus, weder viel Aufſehen, noch ſtarken Widerſpruch erregte. Ganz anders in Schweden, wo es bekanntlich confiscirt ward. Der erſte Schwede, der es nun mit Aufmerkſamkeit las, der Reichsrath, Graf Höpken, damals Kanzler der Univerſität Upſal, deren Werk eigentlich die Confiscation war, bezeugte über dieſs Verfahren öffentlich ſeinen Unwillen und ward ſeitdem Michaelis Gönner. Als Urſache der Confiscation ſoll man den 118 §. angegeben haben: *poſſintne ſine fide ſalvari, qui evangelium ſine ſua culpa ignorant?* Eigentlich aber ſoll Forskål, ein Schwede und einſt ſehr eifriger Zuhörer von Michaelis, der dem vornehmſten Profeſſor der Theologie zu Upſal in einer Disputation als *Opponens extra ordinem* ſehr beſchwerlich fiel, daran Schuld geweſen ſeyn; denn der Prof. glaubte, Michaelis richte ſeine Zuhörer ausdrücklich darauf ab.

In die Zeit des ſiebenjährigen Kriegs fällt auch der Anfang der auf Koſten des Königs von Dännemark, Friedrich des Fünften, nach

Arabien unternommenen gelehrten Reise. Diese war ganz das Werk von Michaelis. Er hatte an den verstorbenen Geheimenrath von Bernstorf geschrieben: dass man von dem glücklichen Arabien so wenig wisse, und dass durch die Reise eines verständigen Mannes dahin sonderlich für die Geographie, Naturkunde, Sprachkunde und Bibelerklärung sehr viel zu gewinnen sey; zugleich hatte er die Anfrage hinzugefügt: ob nicht der König von Dännemark, der so viel für die Wissenschaften gethan habe, über Tranquebar einen Gelehrten dahin schicken könne? Das sehr kleine Projekt wuchs bald unter Bernstorfs Hand. Michaelis musste einen ausführlichen Aufsatz machen; der Minister legte ihn dem Könige vor, dieser billigte ihn und erkannte unserm Michaelis die Direction der Reise und die Ernennung der Reisenden zu. Auch die Instruction des Königs an die Reisenden, welche den Fragen vorsteht, ist das Werk des deutschen Gelehrten. Zum Reisenden bot sich ein Herr v. Haven aus Koppenhagen, ein ehemaliger Zuhörer von Michaelis, an, welchen der König vorher nach Rom schickte, um das Arabische noch vollständiger zu lernen. Für die Naturgeschichte — denn der Plan dehnte sich glücklich aus — ward der Schwede Forskål gewählt. Der von Kästner auf Michaelis Bitte vorgeschlagene Me-

the-

hematiker war Niebuhr, welcher zugleich die Casse führen sollte. Nach dem ersten Plane sollte Afrika umsegelt, und dann die Reise von Tranquebar aus nach dem glücklichen Arabien fortgesezt werden. Auf einen andern, aber kostbarern und zugleich gefährlichern Weg, über Egypten und das rothe Meer, verfiel Bernstorf selbst, da M. nicht gewagt hatte, ihn vorzuschlagen; und so ist die Länderkunde durch diese Reise noch reicher geworden. Diesen Weg benutzten in der Folge Engländer und Franzosen, um geschwind Nachrichten nach Ostindien zu bringen. Die volle Frucht der Reise konnte freylich nicht gewonnen werden; theils weil die Fragen, welche den Reisenden nach Egypten nachgesandt wurden, an Niebuhr erst in Tranquebar, ehe er zum zweyten Male nach Arabien zurückreisete, an Forskål und Haven hingegen gar nicht gelangten; theils, weil vier von der Gesellschaft (Forskal, Haven, der Arzt und Maler, welche diese Reise mitmachten) starben und nur der einzige Niebuhr zurückkam; theils, weil sie, gegen die Instruction, keine vollständigen Tagebücher geführt hatten. Die Gegenparthey Bernstorfs in Dännemark ermangelte indessen nicht, die Reise verhaßt zu machen, indem sie sogar in Schwedische Zeitungen, die nach Dännemark gingen, setzen liess, dass Niebuhr

wirkte, und ihn bewog, die Correſponden
mit dem Miniſter nur auf die Fälle des Wohl
ſtandes und auf das, was die ſtrenge Pflich
forderte, einzuſchränken. Er nahm alſ
nachher an öffentlichen Angelegenheiten ſ
gut als keinen Antheil mehr.

Im Sommer 1766 bekam er Gelegenhei
zu den wichtigen Bekanntſchaften mit Prin
le und Franklin, welche mit Empfehlu
gen an ihn nach Göttingen kamen, und mi
deren erſterm, einem ſehr eifrigen und gewi
ſenhaften Religionsforſcher, er unter ande
über den Ausſatz der Häuſer in Moſe un
über die 70 Wochen Daniels correſpondirte
welche letztere Correſpondenz Pringle 177
in London drucken lieſs, nachdem M. ſchc
denſelben Gegenſtand im Jahre 1772 in de
Verſuch über die 70 Wochen Daniels bea
beitet hatte. Mit Franklin hatte er einſt be
Tiſche eine merkwürdige Unterredung. Ma
ſprach von Amerika, dem ſchnellen Aufblü
hen der engliſchen Colonien, u. ſ. w. un
als Michaelis den ſchon ehemals gehabten G
danken äuſserte, ſie würden ſich einſt vo
England trennen, behauptete dagegen Fran
lin geradezu die Unmöglichkeit eines ſolche
Abfalls, weil die wichtigſten Plätze der Am
rikaner den engliſchen Flotten ausgeſetzt wä
ren, und inſonderheit Boſton durch ein Bom
bardement leicht zerſtört werden könnte.

Ei

Ein doppeltes Verdienst erwarb sich M. um die Ehre der Societät der Wiss. vor dem Austritte aus derselben, das hier wenigstens Erwähnung verdient. Er überwand die vielen Bedenklichkeiten Münchhausens und Tobias Mayers selbst, die den letztern abhalten sollten, seine der Societät vorgelesenen Mondstafeln nach England zu schicken, wo sie, wie der Erfolg zeigte, die verdiente Aufmerksamkeit der Admiralität fanden, welche dem Verfasser oder vielmehr seinen Erben, wirklich einen, der auf die Bestimmung der Meereslänge gesetzten Preise (3000 Pf. Sterl.) auszahlen liess*). Indessen durften, wenn Mayer sich des Preises nicht unfähig machen wollte, diese Mondstafeln in den Commentarien der Societät nicht vorläufig abgedruckt werden. Den schon angefangenen Druck musste man also cassiren, und es entstand

*) M. bewies in dieser Angelegenheit ausserordentliche Betriebsamkeit und Thätigkeit für seinen Collegen, wie man schon aus seinem Briefwechsel mit Best im literärischen Briefwechsel Th. 1 sieht. Da Mayer vor Entscheidung der Sache starb, so vermachte er dem M. ein Legat, welches ihm ausgezahlt werden sollte, wenn er seinen Erben wirklich den Engl. Preis verschaffe, welches dieser auch bewirkte.

ſtand nun Streit darüber, ob 3 Bogen (ſoviel betrug das Memoire der Tafeln) oder 5 (ſo viel muſsten caſſirt werden) dem Verleger Luzac bezahlt werden ſollten. Es kam zu einem langwierigen Proceſſe und die Commentarien der Societät ſchienen darüber eines zweyten literariſchen Todes zu ſterben. Endlich zeigte ſich Dietrich geneigt, ſie in Verlag zu nehmen; Michaelis ſchlug vor, kein Honorar von Dietrich zu nehmen, damit er bey dem nicht ſehr lohnenden Honorar beſtehen könnte; dieſs wurde genehmigt, und ſo kam der Druck wieder in Gang. Hierauf (1770) trat er aus der Societät heraus.

1775 meldete ihm der Reichsrath Graf Höpken, daſs ihm vom Könige von Schweden der Nordſtern-Orden beſtimmt ſey. Die Veranlaſſung dazu gab die Vorſtellung des Grafen, daſs die Confiscation der Michaelisſchen Dogmatik eine Nationalſatisfaction nothwendig mache. Michaelis berichtete ſeine Bereitwilligkeit, den Orden anzunehmen, und der Reichsrath, Graf Schäffer überſandte ihm denſelben im Namen des Königs. Der neue Ritter nahm ſein mütterliches Wappen an, weil ihm kein väterliches hinterlaſſen war, mit dem ſelbſtgewählten Motto: *libera veritas.*

1782 überfiel ihn die damals grassirende Influenza, indem er Abends 9 Uhr beym Schreiben eine aufserordentliche Müdigkeit spürte, die so zunahm, dafs er endlich ohne Bewufstseyn vom Stuhle fiel. Alles Geschriebene bis auf das halbe Wort hatte den vollen Zusammenhang, und war nur mit immer schlaffer werdender Hand geschrieben. Aber eine weit härtere und langwierigere Krankheit hatte er 1784 auszustehen. Es war eine Gicht, an der er schon vor mehrern Jahren leiden mufste, aber diesmal mit einem gallichten Fieber und mit vielen krampfhaften Zufällen verbunden. Während derselben verlor er zwey seiner besten Freunde und Collegen, den Conf. Rath Walch, und den Otto Dav. Heinr. Beckmann. Von dieser Krankheit dauerten die Folgen gewisser Maafsen fort; denn selbst das Reiten, das ihm anfangs dienlich schien, mufste er einstellen.

Noch widerfuhren ihm kurz hintereinander drey Ehrenbezeugungen. Er ward 1787 Grofsbritannischer geheimer Justitzrath, 1789 auswärtiges Mitglied der *Academie des Inscriptions* zu Paris, und in demselben Jahre auch Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften zu London. Nie war er übrigens Prorector, und nie hatte er Lust, Professor der Theologie zu werden. Vom erstern suchte

und erhielt er jedesmal Dispensation; zu dem letztern konnte er früh durch einen auswärtigen Ruf gelangen, den der ausschlug, und in Göttingen war nur einmal davon die Rede.

Verheyrathet war er zuerst seit dem 28. October 1749 mit Joh. Christi. Friedrike Schachtrup, Tochter eines Kaufmanns zu Clausthal, die ihm nur einen Sohn, den jetzigen Hofrath und Professor der Medicin in Marburg, Christian Friedr. Michaelis gebahr, und 1759 starb. Das zweytemal verband er sich in eben diesem Jahre mit Luise Philippine Antonette, Tochter des Oberpostmeisters Schröder zu Göttingen, welche ihm Mutter von 9 Kindern geworden ist, von denen noch 1 Sohn, Gottfried Philipp, Doktor der Medicin, und 2 Töchter leben, wovon die ältere mit dem Rath Schlegel in Jena, die jüngere mit dem Prof. Wiedemann in Braunschweig verheyrathet ist.

Seit jener Krankheit im J. 1782 war M. nicht wieder zum vollen Gebrauch seiner vorigen Kräfte gekommen. Vorzüglich merklich aber verliessen ihn dieselben gegen das Jahr 1789. Im Sommer 1791 wurde die Abnahme seiner Gesundheit immer gröser; er fing zwar noch zu Anfang desselben Vorlesungen an, und hielt sie so lange es ihm möglich war; aber

aber endlich sah er sich dazu genöthiget, sie aufzugeben. Merkwürdig ist die Art, mit welcher er dieſs that. Er liefs seine Zuhörer, die sich, wie gewöhnlich, in seinem Auditorium, um ihn zu hören versammelt hatten, zu sich auf sein Zimmer kommen, und erklärte ihnen: "Er sey jetzt nicht im Stande, das angefangene Collegium zu vollenden; — sollten seine Kräfte zurückkehren, so werde er seine Arbeiten gewiſs fortsetzen; aber daran zweifle er sehr, und wolle also jetzt von ihnen wahrscheinlich auf immer Abschied nehmen." — Und eben so setzte er seine schriftstellerischen Arbeiten so lange, als es ihm nur irgend möglich war, fort. Von seinen Anmerkungen zum Neuen Testament zeigte er einem Freund noch wenige Wochen vor seinem Tode wohl 10 bis 12 Bogen Manuscript, die er in kurzer Zeit geschrieben habe. Als sich dieser aber nach den Supplementen zu den hebr. Lexicis erkundigte, bekam er zur Antwort: "daran könne er jetzt nicht arbeiten, dazu gehöre Genie," und nicht undeutlich gab er zu verstehen, er glaube nicht, daſs er je an diese Arbeit wieder werde gehen können. — — Da ihm derselbe zum letzten Mahl an einem Abend noch spät sprach, war er zwar in Rücksicht seines Körpers schon so schwach, daſs er kaum mit Sicherheit allein gehen konnte; aber demungeachtet zeigte er eine

bey

bey diesem körperlichen Zustand gewifs bewundernswürdige Festigkeit der Seele. So klagt er z. B., dafs er des morgens zu früh aufwache, und dann von sonderbaren Ideen beunruhiget werde; setzte aber gleich in eben dem determinirten Ton, der ihm sonst eigen war, hinzu: "Ich will aber nun auch gewifs gleich aufstehen, sobald ich erwache, und mich nicht von meinen Phantasien quälen lassen." — Vor dem Tode hatte er nicht die geringste Furcht; er wünschte ihn sich lange, und soll seinen Arzt in den letzten Monaten seines Lebens häufig gefragt haben: "Sterbe ich noch nicht bald?" Das Gefühl der abnehmenden Kräfte mufste ihm, dem einst so viele Kraft zu Theil ward, nothwendig das Leben zur Last machen, und nicht wenig trug gewifs auch dieses dazu bey, dafs er die Epoche seines gröfsten Ruhmes schon lang überlebt hatte, dafs sein akademischer Beyfall abnahm und sein Hörsaal nicht mehr voll war, endlich, dafs er sich so sehr isolirt sah. Seine ältern Freunde waren fast alle vor ihm gestorben, und im Alter errichtet selten Jemand, am wenigsten ein Mann wie Michaelis, noch neue Freundschaften. So starb er lebenssatt den 22. August 1791.

Was Michaelis als Lehrer seinen Zuhörern, als Schriftsteller einem grofsen Publikum,

kum, und als Gelehrter überhaupt der Welt war, läßt sich genau bestimmen, da Männer, die ihn nicht nur selbst hörten, sondern auch soviel Achtung gegen seine Verdienste und zugleich soviel Beurtheilungskraft zu einer gerechten und unpartheyischen Würdigung seines literarischen Charakters mitbrachten, uns sein Bild vorgezeichnet haben. Frey von manchen Pedantereyen der Katheder wußte Michaelis sein immer zahlreicheres Auditorium in dem natürlichsten Conversationstone, in dem strömendsten Zusammenhange, mit einer hinreissenden Sprache, unterstützt von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit der Darstellung und von einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit in Wendungen, Bildern und Vorstellungarten, auf das einnehmendste zu unterhalten. Seine Vorlesungen waren nach den zwar gründlichen, aber wenigstens nicht sogleich genießbaren eines Walch und Zacharia die stärkendste Erholung, da er seine Zuhörer mit Leichtigkeit zur Übersicht des Ganzen zu führen und dem Wesentlichen eines Vortrags auserlesene Beobachtungen über Sitten und Gebräuche, physische und historische Winke, überhaupt interessante Nebenbetrachtungen sehr geschickt einzuweben wußte. Freylich war es von dieser seltnen Vortrags- und Darstellungsgabe eine natürliche Wirkung, daß seine glühende Einbildungs-

dungskraft u. geläufige Zunge, da ihm die mannichfaltigsten Kenntnisse aus allen Theilen der Wissenschaften zu Gebote standen, oft in Erzählungen und Dramatisirungen einer Geschichte und eines Räsonnements überging, die ihn von seinem Ziele entfernen mußten; daß er nicht leicht Bilder, Anspielungen und Bonmots, die ihm auch nur auf halbem Wege entgegen kamen, verschmähte; und daß er sich dann selbst mit einem gewissen Wohlbehagen hörte. Da er sich auf jede Vorlesung den Tag vorher gewissenhaft vorbereitete, und jedes noch so oft gelesene Collegium, zumal in den ersten zwey bis drey Monaten, immer wieder von neuem überarbeitete, wozu es ihm bey seinen anderweitigen vielen Geschäften gleichwohl an hinlänglicher Zeit gebrach: so hatte er oft nur für die erste halbe Stunde pertinenten Stoff, und mußte nun, um die zweyte mit Ehren zu füllen, Alles herbeyziehen, was mit dem Hauptzwecke in der entferntesten Verbindung stand. So brachte er z. B. in die Erklärung des Jesaias eine Menge europäisch-statistischer und politischer Angelegenheiten, debattirte sie so angelegentlich, als möglich, und schob dabey zugleich einen grossen Theil von den Heften seiner Moral ein. Wenn er sich nun in der ersten Hälfte des Semester zu lange aufgehalten hatte, so fand er sich in der zweyten zu schnellern

Fort-

Fortschritten und eben deswegen zur Beobachtung einer gröſsern Präcision und zur Vereinfachung seines Vortrages genöthiget; daher war die letztere Hälfte seiner Collegien meist brauchbarer für die Anfänger, so wie die erstere für die Geübtern, die von ihm den ganzen Gang der Untersuchung lernen konnten. Gewöhnlich hielt er sich in seinen alttestamentischen Vorlesungen bey lexicalischen Spracherörterungen auf, gab eine Menge zerstreuter philologischer und kritischer Bemerkungen zum Besten, zeigte die gelehrten Kunstgriffe der Untersuchung, und ward so dem gelehrtern Zuhörer weit nützlicher, als dem groſsen Haufen, der für seinen Zweck in jeder Stunde zu viel und auch zu wenig lernte. Beym Neuen Testament nahm er auf Sprache und Eigenthümlichkeit derselben wenig Rücksicht, schränkte die Kritik nur auf das ein, wozu ihn die Wettsteinischen Collectaneen führten, suchte nur dann Varianten, wann ihm der gemeine Text nicht behagte, und dachte nie an eine durchweg verbesserte, auf feste Regeln gebaute Recension. Scharf und richtig unterschied er zwar in den Schriften der Evangelisten und Apostel das Ort- und Zeitmäſsige vom Allgemeinen; aber er würde doch sowohl hierin als in der Kritik des Textes weit mehr geleistet haben, wenn er sich hätte überwinden können, die Semlerschen

Auf-

Aufklärungen unbefangener und fleißiger zu benutzen. Hatte M. schon in seinen jüngern Jahren häufige Abschweifungen bey seinen Vorträgen geliebt, so war das noch viel mehr in seinem höhern Alter der Fall, wo er mit wahrer Redseligkeit oft eher von allem andern als von dem, was unmittelbar zum Zweck gehörte, sprach, Anekdoten erzählte, polemisirte, Gegenstände des Tages abhandelte, scherzte. — O daß unsere verdienten Greise so selten darnach streben und das zu genießen wissen, was die alten Schriftsteller als *honesta quies* so anziehend schildern!

Michaelis, der akademische Lehrer, ist von Michaelis, dem Schriftsteller, der Hauptsache nach nicht unterschieden. Derselbe Reichthum der Ideen, dieselbe Lebhaftigkeit des Vortrags, dieselbe Unerschöpflichkeit mannichfaltiger Kenntnisse, die eben so reichlich strömende Ader des Witzes; aber auch eben die Umständlichkeit, eben die Einmischung einer Menge Anekdoten, eben das Streben nach Bonmots, eben die Geschmacklosigkeit mit den weitschweifigsten Wiederholungen. Dazu kam, daß er in den letzten 20 Jahren im eigentlichen Sinne Vielschreiber ward, eine Ausartung, zu welcher freylich arbeitsame und für die Wissenschaften interessirte akademische Lehrer sich so leicht verfleh-

führ

fühlen können, und welche bey einem M. vielleicht noch durch Durst nach Ruhm und durch kaufmännische Betrachtungen begünstiget wurde. Dieſs Alles darf indeſſen Niemanden abhalten, einen wohlgegründeten ſchriftſtelleriſchen Ruhm anzuerkennen. Aber dieſen Ruhm verdankt er vorzüglich derjenigen wohlthätigen Geiſtesrevolution, wozu ſeine Reiſe nach Holland und England nur die erſte fruchtbare Bewegung gab. Einige vom J. 1739—1745 zu Halle herausgegebne Schriften, worin er ſich der Welt als Bibelphilologe ankündigt, laſſen den Mann noch nicht ahnen, der er zehn Jahre nachher zu werden begann und zwanzig Jahre darauf vollkommen war. Die gelehrten Göttingiſchen Bekanntſchaften mit den vielſeitigſten Köpfen, mit den gelehrteſten, hellſten, betriebſamſten Männern aus jedem Fach, der Beſitz der vortrefflichſten Hülfsmittel an den reichen Schätzen der königl. Bibliothek, gaben ihm nach der Erweiterung ſeiner wirklichen Kenntniſſe, groſse Vielſeitigkeit und Gelehrigkeit des Geiſtes, welche ihn zur Cultur mehrerer Felder der Gelehrſamkeit geſchickt machte. Seine Studien nahmen eine ganz veränderte Richtung. Er lernte Bibelerklärer werden, ohne durch die Brille der Dogmatik und Polemik zu ſehen, kümmerte ſich weniger um das ſtrenge Richtmaaſs der

seiner gedachtesten und gelehrtesten Werke, durch seine Abhandlung von den Ehegesetzen Mosis, welche die Heirathen in die nahe Freundschaft untersagen, und, durch sein Mosaisches Recht, wo die scharfsinnigsten politisch-philosophischen und historischen Erörterungen mit ihren Resultaten den Sprachentwicklungen freundschaftlich die Hand bieten. Wie viel neue einzelne Ideen sind nicht in seinen Dissertationen und Commentationen niedergelegt, an deren frühern die Meisterhand unverkennbar ist. Mit der Erklärung des A. Test. stehen noch seine Anmerkungen und Abhandlungen zu Lowth's *Praelectionibus de poesi S. Hebraeorum* und seine Fragen an die nach Arabien Reisenden in Verbindung. Wenn man in England die Arbeit von Lowth mit nichts geringerm, als mit dem Bisthume von London und mit einer Stelle in der dasigen Gesellschaft der Wissenschaften belohnen zu können glaubte: was hätten wohl die auserlesenen Kenntnisse des Morgenlandes und der profanen Litteratur verdient, welche Michaelis in seinen Zusätzen zum Buche des Bischofs darlegte? Wenigstens war die unbegränzte Achtung bey den Engländern und bey Lowth selbst seine Belohnung. Seine arabischen Fragen aber, das Resultat eines grosen Gedankens, der unserm Michalis in einem noch nie versuchten Umfange glückte, mach-

machten seinen Namen zuerst in Frankreich bekannt, indem die Akademie der Inschriften die Reisenden mit ihren Aufträgen beehrte; u. man konnte sich daselbst, bey aller darin dargelegten Sprachgelehrsamkeit, nicht überzeugen, dass ihr Verfasser ein Philolog sey, sondern er wurde wegen der vielen und feinen naturhistorischen und medicinischen Kenntnisse, die zwar eigentlich dem (damals in Göttingen wohnenden) Hofrath Büttner zugehörten, aber doch durch die Manier der Behandlung Michaelis Eigenthum geworden waren, für einen Arzt gehalten. — Seine Arbeiten über das N. T. stehen bekanntlich weit unter denen über das Alte. Wollte ein junger Mann, wie er, einen Heumann, den damaligen Monopolisten, im Fache der neutestamentlichen Exegese, der mit reichen Collectaneen den Geist des Widerspruchs und der Neuerungssucht, um sich geltend zu machen, verband, hinter sich zurücklassen: so musste er einen in Deutschland minder betretenen Weg einzuschlagen suchen. Dies war der Weg der englischen Paraphrasen. Michaelis schloss sich an Clark, Hammond, Whitby, Dodridge, Benson, Peirce an, übersetzte Benson's Paraphrase und Anmerkungen zum Briefe Jacobi lateinisch und setzte eigne Anmerkungen dazu; liess Peirce's ähnliche Arbeit über den Brief an die Hebräer in gleicher

Form folgen; und nahm schon auf Hallets Paraphrase Pränumeration an, als die geringe Anzahl der Pränumeranten ihn merken liefs, dafs der Geschmack für diese Behandlungsart sich ziemlich verloren habe. Dennoch konnte er sich von der einmal beliebten Methode nicht wieder ganz losreifsen. So wenig auch, besonders die Pauliniſchen Briefe, sowohl von Seiten der Sprache, als der Kritik und des Inhalts damals bearbeitet waren, so sind doch der eignen Ideen in M. unabhängigen Werken über jene Schriften wenige, und selbst seine Erklärung des Briefes an die Hebräer ist mehr scharfsinnig und gelehrt, als zweckmäfsig und brauchbar. Desto mehr erhöhte er sein Verdienst um das N. T. durch zwey andere Werke, welche seinem Andenken immer Ehre machen werden, durch seine Einleitung in die göttlichen Schriften des N. Bundes und durch seine Anmerkungen für Ungelehrte über das N. Test. Das erstere, wenn gleich durch Weitschweifigkeit ermüdend und oft zu einseitig und absprechend, war gleichwohl bis jezt an Vollständigkeit und Gründlichkeit das einzige Buch in seiner Art, mit welchem nunmehr aber Hänleins Einleitung wetteifert; das zweyte, als eine zusammenhängende Sammlung von seinen mehrmals geprüften Erklärungen und Räsonnements über das N. Test., setzt den Leser völ-

völlig in den Stand, den Geſichtspunkt, aus welchem der gelehrte Mann dieſen Theil der Bibel betrachtete, genau zu faſſen. — Mögen alſo immerhin in M. ſchriftſtelleriſchem Charakter eine gewiſſe Sucht, den, Univerſalgelehrten zu machen; Mangel an durchgängiger unpartheyiſcher Gerechtigkeit gegen manche ſeiner Zeitgenoſſen, mit welchen er ſich auf Einer Laufbahn befand; zuweilen auffallende Geſchmackloſigkeit; und die Dreiſtigkeit, ohne genugſame Kenntniſs der Kirchengeſchichte und ohne Beſtimmtheit philoſophiſcher Begriffe das Gebiet der Dogmatik und Moral zu beſtreifen, — mögen dieſe Flecken an dem groſsen Manne noch ſo unverkennbar ſeyn: ſo verſchwinden ſie doch gegen den Glanz ſeiner eben ſo unverkennbar groſsen Verdienſte, und ſeine Werke werden wegen der Menge kritiſcher und philologiſcher Materialien für die Bibel; ſeiner Urtheile über die Vorſtellungsarten Anderer; ſchätzbarer Winke zu weitern Nachforſchungen immer unentbehrlich; ſie werden des weitumfaſſenden Gebrauchs, den er für die Interpretation von den morgenländiſchen Dialekten und von allen noch ſo heterogenen Wiſſenſchaften mit ſo viel eigner Kenntniſs und mit ſolcher Eigenthümlichkeit der Manier machte, und wegen des philoſophiſchen Geiſtes und Räſonnements, der in ihnen lebt, immer bewundert

bleiben. Mit einem Wort, M. hat ungemein viel zu einem verständigern, liberalern Bibel-Studium und zu Verbreitung der morgenländischen, insonderheit arabischen Literatur beygetragen, welche durch ihn Modestudium wurde. In der Geschichte der Literatur wird man es immer erwähnen, dafs er hierin Epoche gemacht habe. In seinen jüngern Jahren trat M. auch als schöner Geist, in der Uebersetzung der 4 ersten Theile der Klarisse auf, welcher Arbeit man itzt freylich keinen Geschmack abgewinnnen würde. Als Politiker und Finanzier zeigte er sich in dem Räsonnement über die protestantischen Universitäten.

M. Charakter mag sich uns darstellen, wie er aus unbezweifelten Thatsachen hervorgeht, ohne gutgemeynte Künsteley und Nachhülfe. Das vornehmste Triebwerk, das schon in seiner Jugend in ihm wirkte, war eigentliche Achtung für das, was er als Pflicht ansah, die einfache, lautere Rücksicht auf Recht und Unrecht, und eine unzweydeutige Entschiedenheit für Alles, was ihm Sache des Gewissens war. So sehr man die pietistische Aengstlichkeit, in welche er in seinen Studentenjahren verfiel, als er gewisse moralische Bibelgebote wörtlich verstehen wollte, beklagen mufs; so sehr leuchtet doch dabey die Ehr-

Ehrwürdigkeit einer allgemeinen moraliſchen Geſinnung hervor, welche lieber den quälendſten Zweifeln Gehör gibt, als daſs ſie ſich der Unbequemlichkeit einer Sittenvorſchrift durch ſelbſtgeſchaffne entſchuldigende Dunkelheit oder durch die Tücke geſuchter Ausflüchte entſchlüge. "Hätte ich, ſagt er ſelbſt, damals bemerkt, was vollkommne und geläufige Kenntniſs der griechiſchen Sprache hier zur Auflöſung von dergleichen Zweifeln thun könnte; ſo würde ich eigentlich aus Gewiſſenhaftigkeit ſie mit dem gröſsten Eifer ſtudirt und es auf Univerſitäten weiter gebracht haben." Von eben dieſem Zuge zeugt folgende gleichfalls von ihm ſelbſt erzählte Anekdote. Einer ſeiner Zuhörer gab ſich im ſiebenjährigen Kriege damit ab, Spion zu ſeyn, und der Hannöveriſchen Armee auſserhalb Göttingen allerley Nachrichten zu bringen. Einmal glaubte er, eine ſehr wichtige zu haben, die zu rechter Zeit angebracht, die Ueberrumpelung der Stadt (Göttingen, welche von den Franzoſen beſetzt gehalten wurde) bewirken könnte und bat, weil er in der Stadt kein Pferd erhalten konnte, Michaelis mit voller Entdeckung der Abſicht um das ſeinige. "Ich antwortete ihm, ſagt dieſer, daſs ich es nicht thun könnte, und die Sache wider mein Gewiſſen wäre. Vielleicht möchte man fragen, ob ich nicht als Patriot hätte anders handeln ſol-

sollen? Nach meinen Grundsätzen konnte ich es nicht." Aengstliche Gewissenhaftigkeit und moralischer Rigorismus, machten den Charakter seiner sittlichen Denkungsart aus.

Was sich schon von selbst erwarten läßt, daß an diese strenge Pflichtliebe sich eine Wahrheitsliebe anschließen werde, welche da, wo es die unabhängige Würde und Wichtigkeit gilt, keine Ausnahme kennt, und ihr jede Neigung ohne Bedenken aufopfert, das ist auch hier der Fall. Auf Partheylichkeit und unverdienten Glimpf durfte selbst Michaelis Freund nicht rechnen, gesetzt auch, daß jener darüber die Vortheile der Freundschaft hätte aufgeben müssen; und man könnte ihn in dieser Rücksicht eher zu strenge als zu nachgiebig finden. Einen Beleg hiersu giebt sein verändertes Verhältniß gegen den Kritiker Kennicott. M. hatte von dem Werke desselben im Ganzen sehr rühmlich gesprochen. Beyde waren Freunde und Correspondenten. Gleichwohl deckte dieser jenem in einer Recension des ersten Theils seines Alten Test. beträchtliche Mängel auf. Dieß verdroß Kennicot, der geglaubt hatte, Freundschaft müsse der Wahrheit vorgehen; und ein solches Mißverständniß schien unserm M. Grund genug, sich zurückzuziehen. "Da er so von Freundschaft dachte, hatte ich auch kei-

keine Luſt, ſie je wieder mit ihm zu erneuern, und habe ihm nachher auf ſeine Briefe zwar höflich, aber kalt geantwortet." Mängel, die ihm eben nicht zur Ehre gereichen konnten, geſtand er ſelbſt dann ein, wenn dieſe Geſtändniſe ihm weſentliche Vortheile entzog. Daher verbat er ſo dringend das Bibliothecariat, welches er durchaus übernehmen ſollte, indem er ſeine Unkunde in der Litterärgeſchichte bey dem Miniſter anklagte. So ſchien bey ihm die Liebe zur Wahrheit überhaupt Aufrichtigkeit, ſtrenge Beurtheilung und Würdigung ſeiner ſelbſt, und eine ſeltene Geradheit der Seele zu erzeugen. Dabey fehlte es ihm aber freylich auch nicht an einem lebendigen Gefühl ſeiner wahren und allgemein anerkannten Größe, die ihn wohl zuweilen etwas vornehm auf ſeine Nebenbuhler, Gegner und überhaupt auf ſeine meiſten Landsleute herabſehen lieſs. Hiermit war eine gewiſſe Eitelkeit auf den Ruhm, ein Univerſal-Gelehrter zu ſeyn, auf äuſsere Ehrenbezeugungen, ein gewiſſes Streben nach Beyfall der Menge vorzüglich unter ſeinen Zuhörern verbunden. Dieſe Eigenſchaft ſchlich auch mit ihm in ſeinen Hörſaal, und machte oft ſeine Vorleſungen weniger genieſsbar. Der kaltblütigere, lernbegierigere Theil ſeiner Zuhörer durfte von da an nur auf Unterhaltung, nicht mehr auf eigentlichen Unterricht rech-

rechnen, wann etwa ein Fremder von seinen scharfen, alle Winkel des Auditoriums durchlaufenden Auge ausgespäht wurde. Der ward sicher mit ein paar Bonmots unterhalten, die weil sie meist auf Wissenschaften, welche ganz ausser dem Gebiete der Theologie und Bibel lagen, vorzüglich auf Jurisprudenz, Beziehung hatten, den Gast nothwendig überraschen und mit Bewunderung des Lehrers erfüllen mussten. Der grosse Mann war zuweilen klein genug, sich an dem vollen Gelächter der rohern Menge, und dem gefälligen Lächeln der wenigen gebildeten zu vergnügen, — so zu vergnügen, dass ers nicht selten recht mühsam darauf anlegte, dass diese Zeichen des Beyfalls in das Ende der Stunde fallen mussten, da er dann unter lautem Jubel, gleichsam im Triumphe aus dem Hörsaale weggieng, und noch in der Thüre einen danksagenden Blick an die Zuhörer zurückwarf.

Die mannichfaltigen Proben der Uneigennützigkeit, welche M. gab, dass er z. B. nach Gesners Tode die Direction des philologischen Seminars unentgeldlich übernahm, widerlegen den Vorwurf niedriger Habsucht und Eigennützigkeit. Freylich wusste er den Werth des Geldes zu schätzen, es auf jede erlaubte Art zu erwerben und aufzusparen; sah gern sein Auditorium voll, schenkte nicht leicht

leicht jemanden das Honorar, liefs sich vom Buchhändler, so viel er nur erhalten konnte, bezahlen. Dies zusammen zog ihm häufig den Vorwurf des Geizes zu. Allein eine gewisse kalte Härte ausgenommen, die wohl in seiner Natur lag, und dadurch, dafs er nie aus eigner Erfahrung kannte, was Noth sey, vermehrt wurde, war doch auch hierin seine Handlungs-Weise das Resultat seiner Grundsätze. Den Vorwurf hörte man am häufigsten, las ihn auch sogar in Romanen, dafs er so schwer zu bewegen sey, seine Collegien frey zu geben. Allein er handelte hierin seiner Ueberzeugung getreu, man müsse ärmern Leuten, (oder vielleicht richtiger: jungen Leuten von niedrigem Stande) das Studiren durchaus nicht erleichtern. Den Einwurf: "dafs auf diese Art mancher gute Kopf den Wissenschaften entzogen werde", beantwortete er sehr richtig: "Künste und Handwerker brauchen eben so sehr gute Köpfe als Wissenschaften." Ueberdiefs hatte ihn auch die Erfahrung mistrauisch und hart gemacht, dafs oft solche Zuhörer die Collegien frey baten, die beträchtliche Summen mit Ausreiten und auf Bällen vergeudeten. An einzelnen Beyspielen von Wohlthätigkeit gegen arme Studirende fehlt es doch auch nicht. Dem Gelde legte M. freylich einen sehr hohen Werth bey und er sprach recht eigentlich *con amore*, wenn er

z. B. in seinen Vorlesungen auf Geldsachen zu reden kam; aber gewiss sammelte er das Geld (wie dies bey den Geitzigen doch der Fall ist) nicht um des Geldes willen; er entzog sich und den Seinigen zuverlässig nichts, machte einen seinem Stande vollkommen gemässen Aufwand, und gab in die Armencasse reichlich. Nur auf der Strasse gab er keins Allmosen und eben so wenig erhielten der Regel nach reisende Bettler etwas von ihm, die zu ihm auf die Stube kamen. Diese Leute, glaubte er, hätten der Regel nach die Präsumtion gegen sich. Diess ist ein Beweis, dass er nicht im Charakter des Geizigen sammelte, dass er bey seinem ausserordentlich grossen Erwerb dennoch kein Reicher, sondern nur ein wohlhabender Mann ward; allerdings hielt er aber den Reichthum für ein grosses Gut, und er pries's ihn auch in seiner Moral, "weil er uns unabhängiger von andern mache, und uns dadurch in vielen Fällen die Erfüllung mancher Pflicht sehr erleichtere." Das Gefühl seiner Superiorität ging zuweilen in etwas über, das der Herrschsucht ähnlich sah, der Unwille gegen seine Widersacher, deren er freylich nah und fern manche hatte, ergoss sich in bittern Spott und in Satire, seine Heftigkeit entfernte Viele von ihm; er hatte unter seinen Collegen nur wenige Freunde und man beschuldigte ihn der

Un-

Unverträglichkeit. Diese Leidenschaften mochten die Quelle seines so lange dauernden Mißverständnisses mit der Gesellschaft der Wissenschaften seyn. Aber so gut er beleidigt werden, Freundschaft und collegialische Verbindung verlassen und zürnen konnte; so konnte er doch auch verzeihen. Er suchte den Verdacht gegen das wiederkehrende Wohlwollen seines Herzens zu entfernen und eine ihm widerfahrne, nun aber ausgeglichene Beleidigung konnte der Grund werden, daß er dem Beleidiger neue Wohlthaten erwies. Dieß war auf eine in der That interessante Art mit dem Hrn. von Haven der Fall, den er auf seine Bitte, ungeachtet mancher obwaltenden Bedenklichkeiten, zum Reisenden nach Arabien blos deswegen vorschlug, weil er ihm sehr grobe Unartigkeiten zu verzeihen gehabt hatte. Dieselbe gute Eigenschaft wird auch mit Recht in Heynens vortrefflicher *Memoria Michaelis* gepriesen, auf Veranlassung des Legats, welches M. der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, von der er sich doch schon längst getrennt hatte, vermacht hatte. Die Worte in M. letztem Willen lauteten so: "Der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, mit der ich viele Jahre in Verbindung gestanden habe, welche mir auf mehr als eine Weise nützlich gewesen ist, vermache ich 200 Thlr. in Louisd'or à 5 Rthl. und bitte

sie inständig, dieses sonst freylich nicht beträchtliche, noch meinem Wunsche gleiche Legat geneigt anzunehmen; ergreife auch diese Gelegenheit, sie noch beym Absterben meiner, ungeachtet der Aufhebung jener Verbindung fortdauernden Hochachtung und besten Wünsche für ihren Ruhm und für den Nutzen, den sie den Wissenschaften verschafft, zu versichern. Göttingen, den 20. May 1789."

Michaelis war, seine letzten Jahre abgerechnet, mehr als bloßer Gelehrter; er war Geschäftsmann, stand in einer Menge bedeutender Verbindungen, ward häufig um Rath ersucht, wirkte nach so vielen Seiten und auf so mannichfaltige Art, hatte so viele Erfahrungen gemacht, und war so aufgelegt, zu reflectiren, daß er aus dem Allen den Gewinn einer ausgezeichneten Klugheit ziehen mußte, so wie auf der andern Seite Klugheit nöthig war, um der gemeinnützige Welt- und Staatsbürger zu seyn, der er wirklich war. Es ist bekannt, wie viel er bey den Höfen von England, Dännemark und Preussen galt (er ward auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin); in welchem Ansehen er bey Münchhausen stand und wie viel Einfluß er dadurch erhielt. Mit Weltklugheit und Mäßigung benahm und behauptete er sich lange in diesem vertrauten Verhältnisse

mit

mit dem Minister und mit Würde zog er sich zurück, als der Minister kaltsinnig gegen ihn zu werden schien. Von seiner unermüdeten, regelmäfsigen, vielfachen Thätigkeit zeugen seine Unternehmungen und Schriften. Schwerlich möchte es möglich gewesen seyn, bey unregelmäfsiger Thätigkeit so viel zu leisten, als M. leistete. Besonders ist hier zu merken, dafs er nie in die Nacht arbeitete, und auch nicht vorzüglich früh aufstand. Von späten Arbeiten hielt er überhaupt nichts; und gewöhnlich pflegte er, wenn davon die Rede war, sein Mifsfallen zu äufsern und hinzuzusetzen: "der Herr giebt denen Schlaf, die er lieb hat." — Wer weifs, ob er nicht vorzüglich dadurch seine nützlichen Kräfte der Welt so lange erhielt.

Weder seine Talente, noch die Eigenschaften seines Herzens konnten sich in dem weitern oder engern Zirkel, im Umgange mit sogenannten guten Freunden, oder mit seiner Familie, als Gatte oder Vater verleugnen. Der Ort, an dem er lebte, die Universität, deren Zierde er war, verloren an ihm viel. Aber sein Andenken ehrt mit ihnen ganz Deutschland.

Es würde eine Lücke in Michaelis Leben und Charakter-Schilderung bleiben, wenn die Verhältnisse, Zwistigkeiten und Mifsverständnisse zwischen ihm und Reiske, die

bekanntermaſsen ſo viel Aufſehen erregt haben, hier ganz übergangen würden. Da nun über dieſe vor kurzen authentiſche und mit Aktenſtücken belegte Aufſchlüſſe von Ms. vertrautem Freunde, dem Hofr. Schlözer, in in einer Abhandlung Michaelis und Reiske im Journ. Deutſchland, Jahrg. 96 St. 5 N. 1. S. 163—228. gegeben worden ſind; ſo liefern wir hier als Anhang eine kurze Erzählung derſelben. Der erſte Streitpunkt betraf *Abulfedae vita Muhamedis a Gagnier versa*, mit Reiske's beygeſchriebenen Varianten und einem Mſcpt. des Abulfeda ſelbſt, welche Reiske im J. 1755 an Michaelis geliehen hatte und ihm erſt im J. 68 wieder abforderte. Auf das Mſcpt beſann ſich M. bald und gab es zurück, aber, daſs er Gagniers Überſetzung des Abulfeda von R. erhalten, war ihm bey ſeinen vielfältigen Geſchäften, durch die Länge der Zeit und bey der ihm eignen Vergeſslichkeit gar nicht mehr erinnerlich. Er leugnete es alſo ab oder vielmehr, er behauptete, das Exemplar des Gagnier ſey ſein Eigenthum. Letzterer Irrthum entſtand daher, daſs M. wirklich aus der Mosheimiſchen Auction ein Ex. des Gagnier, dem ebenfalls die Reiskiſchen Varianten beygezeichnet waren, beſaſs. Endlich klärte ſich die Sache auf. M. hatte 2 Gagniers liegen, fand den Reiskiſchen wieder auf und gab ihn ſeinem Ei-

Eigenthümer zurück. Der Verdacht der Falschheit, den Reiskens Wittwe in dieser Sache noch auf M. wirft, scheint daher wirklich von M. abgewälzt werden zu können. Der zweyte Anlafs zur Entzweyung jener beyden Männer waren die arabischen Typen, die Münchhausen auf Rs Antrag aus England kommen liefs. R. stellte dem Minister Münchhausen schriftlich vor, er habe viele wichtige arabische Schriften zu drucken; in London wären sehr vorzügliche arabische Typen, weswegen er bäte, Münchhausen möchte auswirken, dafs der König 2 Güsse dieser Typen machen liefse und den einen Göttingen, den andern ihm zum Abdruck arabischer Werke schenkte. Michaelis unterstützte diese Bitte. R. äufserte auf M. Bedenken, woher er denn die Kosten zum Abdruck arabischer Bücher bestreiten wollte: er werde den Verlag selbst übernehmen und gern daran wenden, was er nur erübrigen könne. Als Münchhausen von M. erfuhr, dafs ein vollständiger Gufs der arabischen Lettern auf 180 rthlr. kommen würde, bestellte er nur Einen Gufs für die Göttingische Universität und liefs Reisken durch M. melden, die Lettern sollten ihm auch zum Drucke seiner arabischen Schriften in Göttingen zu Diensten stehen. Das verstand R. nun so, als wollte man seine Werke in Göttingen

verlegen, und auf eigne Kosten drucken lassen. Aber M. suchte ihm darüber das Verständniss zu öffnen. R. antwortete und legte ein Dankschreiben an Münchhausen bey, welches M. zugleich mit dem Briefe, den R. ihm hierüber geschrieben hatte und welches den Minister ungeduldig machte, überschickte. Unrecht war es, dass M. Rs Privatbrief dem Minister zuschickte. In einem Briefe vom 28. Dec. 56. an M. äusserte Reiske den Wunsch zu einem Rufe nach Göttingen, wäre es auch zum Schein, weil seine Umstände dadurch dürften verbessert, und er mehr in Stand gesetzt werden, der arabischen Literatur zu nutzen. Er erklärte zugleich, er werde die arabischen Lettern nicht brauchen können, es sey denn, dass er nach Göttingen komme, oder dass man ihm eine beträchtliche Menge davon zum Gebrauch auf seine Lebenszeit überlasse. Er schreibt ganz im Tone der Verzweiflung über seine dürftige, hoffnungslose Lage, antwortet zuletzt auf den Vorschlag, ihn auf Reisen gehen zu lassen, den M. dem Minister gemacht zu haben gegen R. versicherte, und machte Bedenklichkeiten. "Michaelis war, fährt hier Schlözer S. 211 fort, ein Mann von strenger Moral, sogar von pietistisch-ängstlicher Gewissenhaftigkeit; aber er war dabey ein harter Mann, weil er aus väterlicher und Wai-

sen-

senhäuser-Zucht unmittelbar in volle Unabhängigkeit gekommen war; und wenn er gleich, wie die allermeisten Gelehrten, klein und dürftig angefangen, doch in seinem Leben nie Noth im eigentlichen Verstande gelitten hatte. Also — hatte er kein Gefühl von des, ihm im Alter gleichen, ihm in einigen Arten gelehrter Kenntnisse (z. B. im Arabischen) überlegnen und damals ohne alle Resourcen verlassnen Rs Lage; sondern haschte aus dessen Jammer, Klagen und Vorschlägen blos die Bitte um eine Scheinvocazion nach Göttingen auf, fand darin etwas Unredliches, sandte dessen Brief selbst mit einer nicht empfehlenden Vorbereitung an den Minister und veranlasste dadurch eine empfindliche Resolution v. 17. Jan. 57. Ohne Zweifel schickte M. diese Resolution dem unglücklichen Manne selbst zu. Dies war nun zum zweytenmal hart." Aus einer Art von Verzweiflung über dieses durch M. veranlasste harte Rescript liess nun R. eine grobe, aber viel Wahres enthaltende Invective gegen Michaelis in der Gesch. der königl. Acad. der schönen Wissenschafften zu Paris Lpz. 1757 S. 148—200 drucken. M. verschmerzte diesen Ausfall nie und rächte sich seinerseits seitdem durch beissende Spöttereyen, die er in seinen Vorlesungen über Rs Fehler und auffallenden Mangel an Geschmack ausgoss.

Den 22. May, 1792

starb in der churfächsischen Landstadt Döbeln

Johann Gottfried Illig,

Diaconus zu Döbeln.

De mortuis nil nisi vere.

In dem Zeitalter allgemein verbreiteter Cultur und feststehender Staats-Verhältnisse verlieren sich unter den Nationen solche Menschen immer mehr, die sich durch originelle abweichende Denkungsart über allgemein-interessirende Gegenstände und durch daraus entspringende Handlungen, auffallend vor ihren Zeitgenossen auszeichnen. Vorzüglich ist dies in Deutschland der Fall, wo zu den Ursachen, die wir mit andern Völkern von gleichem Grad der Cultur gemein haben, noch einige besondere kommen; ich rechne dahin: die Zerstückelung des grosen Volkes Deutscher Nation in so viele kleine Staaten; die hieraus entstehende Vervielfältigung von beschränkten Verhältnissen und Abhängigkeiten; die gröfsere Herrschaft, die das *qu'en dira-t-on?* eben deswegen über uns ausübt; und endlich auch die charakteristische Disposition der Deut-

Deutſchen für alles Gemäßigte, nach Regeln, oder wenigſtens nach Convenienz Geordnete. — Um ſo mehr zieht uns der feinere Landsmann an, der über die gezogene Linie, in der ſich Alles dreht, durch originelle Denkungsart hinüber ſchreitet; der nicht *fragt*: "was iſt allgemeine Sitte? was lehrt man bey Euch? wie hält man es dort? damit auch ich ſo lehre und halte;" ſondern der in ſeinem feurigen Geiſte und Herzen die innere Stimme findet, die zu ihm wie ein Gott ſpricht; der den Muth hat, ihr zu folgen, und, ſeinen eignen einſamen Pfad gehend, das Weiſen mit Fingern auf ihn und ſelbſt die ernſte Gefahr nicht fürchtet, — der mit einem Herzen voll Menſchenliebe die Seelenſtärke eines Märtyrers verbindet.

Ich denke, die Hauptzüge dieſes Bildes finden ſich in Sillig. Der Nekrolog zieht den Nahmen dieſes ſtarken und edeln Menſchen aus der Dunkelheit; er verdient, daß ihn Deutſchland kenne. Der Enthuſiasmus für Tugend hat etwas ſo Erhabenes, daß man nothwendig mit Achtung bey dem Manne verweilen muß, bey dem er Triebfeder ſeiner geſammten Thätigkeit iſt; der in einem nicht unbeträchtlichen Kreiſe mit dem Anſehen eines Vaters, ja ſelbſt mit dem Nachdrucke eines Apoſtels, Moralität und Religion beför-

befördert, und ohne äufsere Unterstützung und Begünstigung blos mit der Gewalt seines Geistes mächtig auf das Volk wirkt. Und wenn denn auch eben dieser Eiferer für Redlichkeit und Liebe zu Gott einige Sätze behauptet, die mit Gründen der Vernunft nicht gehörig unterstützt sind: so entzieht ihm deshalb der billige Beurtheiler seine Werthschätzung nicht, sondern sieht auf den edlen Willen, der alles Thun desselben belebt. Sillig gab noch dazu durch seine Meinungen seinem äufsern Schicksale eine unangenehme Wendung; er wurde bey dem redlichsten, gesetzmäfsigsten Willen, in der That das Opfer seiner Originalität; auch selbst das vermehrt noch unsere Theilnahme an ihm, und läfst zugleich so manchen Blick in das Leben ähnlicher Männer der alten und mittlern Zeit thun. *)

Sein Vater, Johann Ehrenfried, war Diaconus in Waldheim, wo auch dieser Johann Gottfried, am 13. Aug. 1734 geboren wurde. Seine ersten Kenntnisse hatte er in der dasigen Stadtschule gesammelt, war hierauf nach Meifsen auf die Fürstenschule gegan-

*) Diese hier folgende Biographie ist aus den glaubwürdigen Papieren zweyer unpartheyischen Zeugen entstanden.

gegangen, und hatte sich dann sechs Jahre lang in Leipzig, besonders unter Leitung der beyden Ernesti und noch mehr des D. Crusius der Theologie gewidmet. Seine Erziehung war es nicht, durch die er der feste und originelle Mann wurde, den man später in ihm erkannte. Er selbst erzählte von sich, er sey bis ins 14te Jahr ein weinerlicher Knabe gewesen. Seine Mutter war ihm im ersten Jahre seines Lebens gestorben, und der Vater hatte sich bey seinem weitläuftigen Amte, als Diaconus in Waldheim, wenig um ihn bekümmern können. "Auf der Fürstenschule in Meissen habe ich wohl, sagte er, gelehrte Sprachen gelernt; (er schrieb ein leichtes und gutes Latein) aber wenn ich an die herrschende Sittlichkeit denke, und was zur Beförderung derselben gethan ward, so kömmt mir jedesmal der Grau an." — Das meiste in Absicht auf Moralität verdankte er dem frommen D. Crusius in Leipzig und dessen Vorlesungen über die Moral.

Anfangs war er willens gewesen, Lehrer auf der Universität Leipzig zu werden; allein ein unvermutheter Beruf zum Diaconat nach Döbeln stellte ihn 1762 auf den Platz, wo er nach dem Willen der Vorsehung mit so vielem Erfolge wirken und so ungewöhnliche Erfahrungen machen sollte. Doch ehe man

dem die Menſchen Folgſamkeit und Achtung ſchuldig wären. Seine ſtarke Art ſich auszudrücken gab ihm daher oft den Anſchein einer groſsen Anmaſsung, und in der That brachte ihn auch wohl der allzugroſse Anhang und Beyfall, der von Jahr zu Jahr immer mehr wuchs, in den letzten Zeiten etwas von der Demuth ab, die ihm früher bey allem freymüthigen Weſen und hohen Tone, in welchem er zuweilen ſprach, ganz unbeſtritten eigen war. Daher war auch ſeine Art zu disputiren die allerheftigſte und gränzte oft an Beleidigung; viele Perſonen nahmen ſich deswegen ſorgfältig in Acht, mit ihm in Streit zu gerathen, weil ſie ſeine harten Ausdrücke fürchteten, die zwar nicht ſo böſe gemeynt waren als ſie lauteten, aber doch dazu beytrugen, ihm manchen Feind zuzuziehen, und ihn in einem nachtheiligen Lichte zu zeigen.

Seine Rechtſchaffenheit, die ganz auf Religion gebaut war, und aus ſeinem Glauben an Gott und Chriſtum, den er gegen jedermann freymüthig bekannte, herfloſs, war ſo anerkannt, daſs auch ſelbſt ſeine Feinde ſie nicht leugneten oder zu leugnen wagten. Er entbrannte recht eigentlich im Geiſte, wenn er unmoraliſche Dinge ſah oder davon hörte, und ſtrafte ſie mit Freymüthigkeit an Jedermann; dann ſchonte er auch ſeines beſten

Freun-

Freundes nicht und keines Standes; aber eben dieser Eifer für Recht war es, der ihm viele Feinde zuzog. Er konnte ein allgeliebter und allverehrter Mann seyn bey den ausserordentlichen Gaben und Liebenswürdigkeiten, die an ihm sichtbar waren, wenn er nur die Menschen mehr geschont, und die Welt nicht so gar ernstlich gestraft hätte; aber er verachtete alle Gunst und Achtung, die er nicht anders als mit Verläugnung des geraden Sinnes und des ehrlichen Mannes haben konnte, und wollte lieber Hass und Verfolgung leiden.

Er hatte einen solchen unerschrockenen Muth, dass er kaum wusste, was Furcht und Schrecken sey. In den grösten Gefahren sah man ihn unbeschreiblich ruhig und muthvoll, und wenn alle um ihn her zitterten und zagten und weinten, so war er der Einzige, der fröhlich war in Hoffnung und eines guten Ausgangs gewiss. Sein natürlicher Muth wurde durch sein starkes Vertrauen auf Gott und dessen Verheissungen noch erhöht. Bekümmerten und zur Traurigkeit und Schwermuth geneigten Gemüthern ward daher auch jedesmahl in seiner Gegenwart wohl, denn sein Muth theilte sich ihnen gleichsam mit.

Es war nicht zu verwundern, dass seine Predigten bey dem Volk so ungemeinen Bey-

fall fanden, und daſs die Menſchen viele Meilen weit auch in der rauheſten Witterung herbeykamen, ſo daſs ſie die weite und groſse Kirche oft kaum faſste. Seine Predigten waren nicht, wie gewöhnliche Abhandlungen eines Gemeinſatzes ausgearbeitet und abgemeſſen nach Regeln, ſondern freye Herzensergieſsungen über den jedesmahligen Text, über welchen er predigte, in einem Feuer und mit einem Strom der Rede, wie etwa Luther zu ſeiner Zeit mag geredet haben, und mit einer Popularität, die unnachahmlich iſt; er ſchrieb nichts auf, ſondern ſprach ganz aus der Fülle ſeines Herzens, und oft mochte er wohl kaum eine Stunde über ſeine Vorträge gedacht haben; denn alles, was er nur angriff, ging ihm mit Leichtigkeit von ſtatten.

So viel mag vorläufig hinreichen, um den Leſer für dieſen Mann von ungewöhnlichen Eigenſchaften zu intereſſiren, und die Schickſale begreiflich zu machen, die ihn gerade dieſer Eigenſchaften wegen trafen. Eine Nachleſe von beſondern Zügen ſeines Charakters und ſeiner Denkungsart über mehrere Gegenſtände ſoll weiter unten die Geſchichte ſeines Lebens beſchlieſsen.

Sillig hatte ſchon in Leipzig, da er noch den Vorſatz hatte, ſich zum akademiſchen

Docenten zu bilden, eine kleine exegetische Schrift drucken lassen;*) jetzt, nachdem er etwa 7 bis 8 Jahre im Amte war, trat er wieder als Schriftsteller auf mit der Untersuchung: "Warum mangelt es bey dem täglichen Wachsthum der Wissenschaften gleichwohl noch so sehr an guten Predigern? *Quibusdam somnia. Juven.* Leipz. bey Hilscher. 1771. 134. 8. 8." — Dies war die erste Schrift, die Sillig ohne Nahmen bekannt machte. Sie wurde durchgängig sehr vortheilhaft recensirt. Erst zählt er darin einige körperliche und angeborne Eigenschaften eines guten Predigers auf; dann rechnet er unter die erworbenen: Fertigkeit in der Muttersprache, richtige Declamation, geschickte Action, gründliche Erkenntnifs der göttlichen Wahrheiten und ein gutes Herz. Als allgemeine Ursachen von dem Mangel an guten Predigern nennt er: Mangel an Aufsicht über die studirenden Theologen; Verabsäumung derselben auf Schulen und Akademien in Absicht auf diejenigen Dinge, die einem guten Prediger unentbehrlich sind; ferner den Vorzug, den man der systematischen Theologie vor der biblischen einräumt; die allzugrosse Nachsicht gegen la-

*) *Triga regularum criticarum, quae multis V. T. locis varie vellicatis prodesse posse videntur. Lipsi. 1762. 4.*

lerhafte Prediger; den zu geringen Einfluſs der Gemeinde in die Wahl der Prediger. Als beſondere Urſachen werden von ihm angeführt: Beſtimmung noch ungeborner Kinder oder ſonſt ganz unfähiger Köpfe zu dem Predigtamte, und alſo der Zwang, aus dem mancher dieſen Stand wählt; niedrige Herkunft und Armuth vieler Prediger; die unzeitige Begierde, ein groſser Redner zu werden; Mangel an guten Freunden, die dem Prediger ſeine Fehler ſagen; Liebe zum Youngſchen Geſchmake; Beſtreben bibliſch zu predigen, indem man Sprüche auf Sprüche häuft; der Mangel an gutem Gedächtniſs; die vielen ſchlechten und Wirthſchaftspfarren; endlich die Verachtung des Standes. Alles dieſes iſt in einem muntern und witzigen, bisweilen zu jovialiſchen Tone vorgetragen; das Ganze enthält manche feine Bemerkungen und Spuren des Selbſtdenkens.

Kurz darauf erſchien von ihm: "Zuverläſſiger Briefwechſel über die merkwürdige Geſchichte eines zweyten Joſephs, in der Perſon des Sächſiſchen Amerikaners, welcher bisher in Döbeln geweſen iſt. Vier Stücke. Amſterdam, 1772. 248 S. 8." — Dieſe Schrift enthält die wahre Geſchichte eines aus Döbeln gebürtigen Tuchmacher-Geſellen, der in holländiſchen Dienſten nach Surinam ging,

ging, und daſelbſt durch eine Heirath ſein Glück machte. Er kam 1771 nach Döbeln und handelte überall als ein reicher und groſsmüthiger Mann. Die Geſchichte iſt mit geographiſchen und hiſtoriſchen Nachrichten über Surinam, auch hie und da mit moraliſchen Reflexionen durchwebt, und zeigt überall von der Denkungsart ihres für Tugend eifernden Verfaſſers.

Ungleich wichtiger für den Verfaſſer wurde ihrer Folgen wegen eine um dieſe Zeit von ihm in den Druck gegebene Predigt. Die Jahre der ſchrecklichen Theurung von 1771 und 1772 drückten auch Sachſen ſehr, und die allgemeine Calamität war ein Gegenſtand der täglichen Klagen, und wurde natürlich auch oft auf der Kanzel erwähnt. Als Sillig im J. 1772 nach der hergebrachten Gewohnheit am 10ten Sonntag nach dem Trinitatisfeſte die Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems von der Kanzel ableſen und dabey eine paſſende Ermahnung an ſeine Zuhörer halten muſste, hatte er ſich, wie er zu thun pflegte, einen kurzen Entwurf aufgeſetzt, den er dann erſt auf der Kanzel weiter ausführte. Dieſsmahl nun trug er die ſonderbare Behauptung vor: daſs alle diejenigen, welche durch die Hungersnoth an ihrer Geſundheit gelitten oder das Leben verloren hätten, ſehr groſse

Sünder, obgleich nicht in einerley Grade, gewesen wären; denn dem Frommen sey Schutz in der Theurung versprochen worden, Ps. 37, 19. 132, 15. 33, 18. 19., und allgemeine Landplagen würden in der Bibel stets für Strafen der Sünder ausgegeben. Im zweyten Theile sprach er davon, dass man nicht entscheiden könne, ob alle diese Verschmachteten verdammt worden wären; und im dritten Theile endlich beantwortete er die Frage, ob alle die, welche bisher dem Hunger und dem Tode entgangen oder gar durch die Theurung reich geworden wären, nur allein fromm seyen? Er theilt die Erretteten in drey Classen: Einige wären von jeher fromm und tugendhaft gewesen; andere wären durch das Unglück gebessert worden; noch andere aber beharreten in dem Bösen, und diese werde daher noch mehr Elend treffen. Diesen ruft er daher zu: "Ich sage euch im Nahmen des Herrn, der mich zum Wächter über sein Volk bestellt hat, und ich kann es euch nicht verschweigen; Wo ihr euch nicht bessert, so werdet ihr alle auch also umkommen. Bessere dich, Sachsen! bessere dich Döbeln! ehe sich Gott von dir wende, und er dich zum wüsten Lande und zur wüsten Stadt mache, darin niemand wohnt." — Nicht lange darauf kam er zu einem Prediger auf das Land, und hörte da, dass so ungleiche Urtheile

theile über diese Predigt gefällt würden und dass sie viele Verdrehungen und Missdeutungen veranlasste. Er war anfangs gar nicht gesonnen gewesen, diese Predigt drucken zu lassen; aber nun glaubte er, den falschen Auslegungen und Zusätzen nicht besser begegnen zu können, als wenn er sie öffentlich bekannt machte, weil er sich nicht vorstellen konnte, etwas Heterodoxes gepredigt zu haben.*) War aber vorher schon das Aufsehen gross, das die gehaltene Predigt erregte, so gab nun gar die gedruckte Predigt Veranlassung zu einer heftigen theologischen Streitigkeit. Der D. Ernesti in Leipzig sagte zwar: "Er wundere sich sehr, dass man einen solchen Lärmen über diese Predigt machen könne, dass sie nichts als den gewöhnlichen Postillen-Schlendrian enthielte." Aber so dachten die andern nicht. Wir übergehen hier die vielen Briefe, die Sillig darüber mit seinem Superintendenten, dem Hrn. von Braunsein Oschatz, mit mehrern gelehrten Theologen und mit vielen andern Unbekannten wechselte, und schränken uns hier auf

*) "Drey wichtige Fragen an die Christen seiner Zeit. Eine Predigt, am 10ten Sonntag nach Trin. zu Döbeln gehalten. Leipz. 1772." — Diese Predigt und einige Gegenschriften sehe man beurtheilt in der A. D. Bibl. Th. XX. p. 521.

die gedruckten Streitschriften ein. Die ganze Zahl derselben beläuft sich auf zwölf. Die härtesten, bittersten und eines gelehrten Streites unwürdigsten sind zwey von dem damaligen Stadtschreiber Wolf in Rosswein, und eine des M. Wagners in Marienberg; die billigsten und sanftesten Widerlegungen sind in drey Schriften des M. Oesfeld enthalten; und nur einige Bogen zweyer Ungenannten erschienen zu Sillige Vertheidigung. Soll diese Streitfrage aus der Bibel entschieden werden, so haben bekanntlich beyde Partheyen Stellen für sich anzuführen und es kömmt auf die Auslegungsart an, welche man als zulässig annimmt, die buchstäbliche oder die auf den Sinn und Zusammenhang sehende und zugleich andere Begriffe und Erfahrungen mit zu Hülfe nehmende. — So gern und heftig sonst Sillig im Umgang disputirte und so leicht er da aufzubringen war: so sehr wußte er in diesem langwierigen Streite an sich zu halten, worin er von einigen seiner Gegner auf das unglimpflichste behandelt und nur von wenigen mit Gründen widerlegt wurde. Dieses Schweigen zeugt von der Stärke seines Geistes, die man dann besonders beurtheilen kann, wenn man die bittern Angriffe seiner Gegner mit den Anmerkungen vergleicht, die er an seine Exemplare der gegen ihn gerichteten Angriffe beygeschrie-

schrieben hat. Auſser dem hat er noch, mehr, wie es scheint zu seinem Vergnügen, als für das Publikum, eine Vertheidigung seines Vortrages aufgesetzt, die zugleich eine Geschichte der ganzen Streitigkeit enthält, und gleichfalls mit Ruhe und ohne alle Persönlichkeiten nur die streitigen Sätze untersucht. *)

Von welchem Feuer für Beförderung des Guten auf neugebahnten Wegen dieser Mann durchglüht war, sieht man besonders daraus, daſs er an allem Neuen und Frappanten, was sein Zeitalter in dieser Hinsicht hervorbrachte, sogleich Antheil nahm. Jeder originelle Kopf, was für eine Tendenz er auch haben mochte, fand an diesem ungemeinen Mann seinen Schätzer, und er suchte Verbindung mit ihm, bis sich bey näherer Bekanntschaft zeigte, daſs ihr beyderseitiger Weg unmöglich derselbe seyn könnte. Wer sollte es denken,

*) Da dieser Streit längst vergessen ist, so kann die Herausgabe dieses Manuscriptes jetzt kein allgemeines Interesse haben; Doch würde sie vielleicht in einem der Kirchengeschichte gewidmeten Magazine, z. B. in dem Henkischen, einer Stelle nicht unwerth seyn, und darin würde sie wahrscheinlich die Familie des Verstorbenen hergeben.

ken, dafs Sillig mit so ganz verschiedenen Männern, als Bahrdt, Lavater und Basedow sind, von freyen Stücken in einen eifrigen Briefwechsel trat?

Sein Eifer nemlich, an der Reformation der Theologie Theil zu nehmen, die er, wie man schon aus dem oben angegebenen Inhalt seines Buchs über Verbesserung des Predigerstandes schliefsen kann, für nothwendig hielt, veranlafste ihn um das Jahr 1770 zu einem Briefwechsel mit dem Dr. Bahrdt. Wirklich lieferte er auch diesem einen Beytrag in seine "Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche." Riga, 1771. p. 183. Lange konnte wohl Silligs Verbindung mit Bahrt nicht dauern, da er bald sehen mufste, dafs Bahrdt unmöglich denselben Zweck haben könne wie er.

Wie sehr Erziehung als Sache der ganzen Menschheit dem edlen Sillig am Herzen lag, zeigten seine eignen, freylich wieder allzusehr originellen Schriften in diesem Fache, und sein Briefwechsel mit dem Dessauischen Institute, als Basedow das Philanthropin anlegte. Er unterstützte auch diefs Unternehmen thätig nach seinen Kräften mit einigen Beyträgen an Geld. Es ist rührend und erhebend zu lesen, wie diese, sich von Person nichs

ken-

kennenden und nur durch gemeinschaftlichen Eifer für die gute Sache vereinigten Männer, Basedow und Sillig sich gegenseitig zum Ausharren, Feststehen und Fortfahren ermuntern, sich ihre Erfahrungen mittheilen und ihre Herzen gegen einander ausschütten. Sillig brach aber diesen Briefwechsel ab, weil er glaubte, von den Lehrern des Instituts bey einer Bitte, seine Uebersetzung des Matthäus betreffend, *) nicht artig genug behandelt worden zu seyn. — Sillig hatte selbst eine zahlreiche Familie und also einen dringenden Beruf, über Erziehung nachzudenken, und so ist er auch als Schriftsteller über dieses Fach aufgetreten; aber mit ganz andern Grundsätzen, als derjenige vermuthen wird, der bis jetzt gelesen hat, dass er ein Beförderer der Basedowschen Bemühungen war, mit welchem er freylich den einen sehr wahren Grundsatz gemein hatte, dass Erziehung eine Angelegenheit von gröfserer Wichtigkeit für das ganze Menschengeschlecht werden müsse. Seinen Hauptgrundsatz über Erziehung findet man in

weni-

*) "Das neue Testament, Luthers Uebersetzung unbeschadet, zum täglichen Gebrauche für ungelehrte Christen aller Art durchaus verständlich aufs neue übersetzt. Matthaeus. Leipz. 1772. — Markus. ebend. 1778. — Lucas. 1781. — Johannes. 1785. 8.

wenigen Blättern mit folgendem Titel aufgestellt: "Ueber ein allgemeines, für alle Nationen brauchbares Mittel, gleich von den ersten Jahren ihres Lebens an Menschen absolut gehorsam und tugendhaft zu erziehen. Ein Dreyhellers-Pfennig eines Vaters von sieben Kindern zum heutigen Educationswesen. Frankf. und Leipz. 1781. 35 S. 8." — Der Verfasser bezeichnet dieses Mittel mit den Worten Salomos und Sirachs: Wer sein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe und züchtiget es bald. Zur nähern Bestimmung des bald denkt er sich drey verschiedene Temperamente: träge und schläfrige Kinder, meynt er, bedürfen der Ruthe am wenigsten und nur dann, wenn sie etwas lernen sollen; mittelmäßige Köpfe müssen schon früher durch dieses Mittel in Respect erhalten werden; bey feurigen und sehr lebhaften Kindern aber solle man nicht einmal das erste Jahr vorbey lassen, ohne die gehörige Strenge gegen sie zu gebrauchen. Junge Menschen, die ihren Verstand noch nicht brauchen könnten, müssten als Thiere behandelt werden. Diese Methode habe sich ihm durch siebenfache Erfahrung als gut bestätigt. Der Vortrag ist eifrig und heftig; eben so in der folgenden Schrift: "Erziehung, ganz allein Sache des Staats, *exceptis excipiendis*, sonst wird nichts draus. Als Pendant zum Universalmittel

tal des abſoluten Kindergehorſams für alle Nationen; oder: noch Ein Dreyhellerspfennig eines Vaters von ſieben Kindern zum heutigen Educationsweſen. Fr. und Lpz. 1788. 98 S. 8." — Um die Erziehung ganz zur Sache des Staats zu machen, wünſcht der Verf. folgendes: Ein eigenes Educations-Collegium für jedes Land und jede Provinz, eine militäriſche Einrichtung bey dem Schulweſen, ſo daß die Kinder in Liſten geführt und in Corporalſchaften eingetheilt wären; eine allgemeine Schulcaſſe; eine allgemeine Schulmethode, doch mit den gehörigen Abänderungen in der Anwendung bey Nebenumſtänden; gleiches Recht aller Unterthanen von jedem Stande, zur Erziehung das Ihrige beyzutragen; Entſcheidung des Staats, was aus den Kindern gebildet werden ſolle. Am Ende der Schrift iſt noch ein Vorſchlag zu einem Erziehungs-Inſtitute, das Sillig mit ſeinem Hauslehrer in Döbeln anlegen wollte.

Nach dieſer Theorie erzog er nun ſeine vielen Kinder wirklich. Er behandelte ſie im Anfang wie junge Thiere. Sie bekamen oft ſchon in den erſten Wochen, wenn ſie ſich heftig bewieſen, Schläge von ihm; dieſe aber hörten auf, wenn ſie fähig wurden, Vorſtellungen anzunehmen, und alsdann regierte er ſie

sie blos durch Gründe. "Wenn andere Leute, sagte er, anfangen, ihre Kinder zu züchtigen und zu schlagen, so bin ich fertig." — So viel es seyn konnte, liess er ihnen ihre Freyheit ohne viel Gebot und Gesetz; aber war etwas einmal befohlen, so mußte auch absoluter Gehorsam erfolgen. Durch seine würdige Gattin, die zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, erfreute ihn Gott mit Kindern von vielen Gaben des Verstandes und Herzens, welche ihm das sonst so schwere Geschäft der Erziehung überaus leicht machten, wobey er aber auch keine Kosten sparte. Er war so glücklich, zum Miterzieher seiner Kinder, einen jungen Mann zu finden, der in seinem Hause alt ward. Zwanzig Jahre lang war der vortreffliche Lehmann, jetzt Pfarrer in Schlöben bey Jena, sein Hausgenosse und Freund, der ihn in allen seinen Bemühungen für seine Kinder unterstützte. Zur Erleichterung des Unterrichts schaffte Sillig auch eine Menge Bücher an, und unter ihnen sogleich im Anfang die kostbaren Werke Basedows. Da man guterzogene Kinder, so lange sie noch nicht in die bürgerliche Gesellschaft eingetreten sind, Exempel ohne Proben nennen kann, wie einer unsrer geistreichsten Schriftsteller sagt, so kann nur über wenige von Silligs Kindern ein vollständiges Urtheil gefällt werden, da von 14 Kindern 11 in der

Kind-

t und Jugend starben. Der eine seiner
t jetzt (1797) als Hofmeister in Frey-
d zeigt jetzt schon durch ein edles Herz
en gebildetem Geist, dass seine Erzie-
cht misslungen ist. Unter jenen vier
hverstorbenen Kindern Silligs war
ne hoffnungsvolle Tochter Wilhel-
und ein vielversprechender Sohn,
lem, der nach des Vaters Tod im
95 auf der Universität Leipzig starb.
ern hat der betrübte Vater in der klei-
rift: "So dachte und so schrieb Wil-
ne Sillig in ihrem 16ten und letz-
ensjahre. Leips. und Dess. 1783. 55. S.
Denkmahl gesetzt. Sie war ein Mäd-
on vielen liebenswürdigen Eigenschaf-
it einer Menge Kenntnisse ausgerüstet
n einem fein empfindenden Herzen.
früh entstand zwischen ihr und ei-
nglinge, der noch Unterricht von Sil-
slehrer genoss, ehe er die Universität
eine Zuneigung, die bey den Verhält-
n einer kleinen Stadt ihr manche un-
me Stunden machte und ihre ruhigen
örte, ja die sogar die Quelle manches
aches für sie hätte werden können,
e länger gelebt hätte. Der Leser jener
n Blätter wird nicht ungerührt blei-
und Aeltern werden die Lehre daraus
n, dass Töchter von einem solchen

Tem-

Temperaments eine sehr sorgfältige Führung verlangen; daſs sanfte, gute, fein empfindende und nachdenkende Mädchen einer weit gröſsern Gefahr ausgesetzt sind und weit leichter in einen unglücklichen Liebeshandel verflochten werden können, als leichtsinnige und flatterhafte, auf die selten ein dauerhafter Eindruck gemacht wird. —

Einige Jahre später, als sein erwähnter Briefwechsel mit Bahrdt und Basedow, fing seine schriftliche Unterhaltung mit Lavater an, über die Kraft des Glaubens und des Gebets und über die Möglichkeit der Wunder in neuern Zeiten. Dieser Briefwechsel dauerte über zehn Jahre. Sillig theilte Lavatern seine gemachten Erfahrungen mit, um diesen zu überzeugen, daſs Gott durch ihn vermöge seines Glaubens Wunder gewirkt habe. Da aber Lavater nicht alles gleich als sichere Erfahrung gelten liefs, sondern immer vor Schwärmerey, vor Selbstbetrug und Täuschung warnte, und liebreich und brüderlich ihm Vorsicht empfahl, so brach Sillig diesen Briefwechsel nach ungefähr 12 Jahren auch ab. Diese Briefe Lavaters sind, wie Personen versichern, die sie eingesehen haben, äuſserst interessant, und er, den so viele einer ganz unbedingten Neigung zu allem Wunderbaren

ihren schuldig halten behält, in den Augen des Unparteyischen den Vorzug vor seinem feurigen und enthusiastischen Freund.

Silligs Glaube an wundervolle Einwirkungen Gottes gewann mit der Zeit immer mehr Stärke, verwebte sich immer fester mit seiner ganzen Denkungsart und erstreckte sich immer weiter. Unter seine sonderbaren Meinungen gehörte sein Urtheil über Aerzte und Wein, welches genau mit seiner buchstäblichen Schriftauslegung, mit seinem Glauben an die Kraft des Gebets und an Wunder zusammen hing. Wer in Krankheiten einen Arzt brauchte, hatte, seiner Meinung nach, keinen Glauben an die Wirkung des Gebets; Wein aber galt ihm für eine Art von Universalmedicin. Kein Arzt durfte in sein Haus, auch wenn alle die Seinigen bedenklich darnieder gelegen hätten, es wäre denn, dafs es die Kranken selbst begehrt hätten, welches aber nicht geschah. Seine würdige Gattin, die er gewifs recht zärtlich liebte, lag einmal auf den Tod krank, wurde mehrmals für todt gehalten, und brachte länger als ein Vierteljahr in dieser Krankheit zu. Alle Menschen legten es ihm übel aus, dafs er keinen Arzt brauchte, und glaubten gewifs, sie werde sterben. Allein er sagte immer: "Will sie einen Arzt, so wehre ichs ihr nicht; genug sie

stirbt nicht." Sie genafs auch wirklich, und dieſs bestärkte ihn in ſeiner Meinung. So machte er es auch in den Krankheiten ſeiner Kinder, wo man ſich wundern muſs, daſs die vielen Sterbefälle unter ihnen ſeinen Grundſatz nicht wanken machten. — Ja ſelbſt über Dinge des alltäglichen Lebens erſtreckten ſich ſeine ſonderbaren Meinungen. So hielt er z. B. in der Gärtnerey das Pfropfen und Okuliren der Bäume für menſchliche Künſteleyen. Daſs er ſo paradox dachte, kam nun nicht blos von ſeiner Lectüre her, ſondern auch von ſeinem überaus lebhaftem Geiſte, der ihm immer ganz eigne Seiten an den Dingen ſehen lieſs, und dann von gewiſſen Erfahrungen, die er gemacht hatte. Oft drückte er ſich auch paradoxer aus, als er wirklich dachte, weil er gern etwas zu denken gab, und weil er glaubte, die Wahrheit würke ſtärker und bleibender, wenn ſie paradox geſagt würde. Am Ende ſchadete es aber doch ſeiner eignen Erkenntniſs der Wahrheit, daſs dieſe Denkungsart die herrſchende bey ihm wurde.

Dazu kam, daſs er oft Erfahrungen machte, mit welcher wunderbaren Gewalt er auf ſeine Mitmenſchen wirkte. So hatte er in ſeinem Amte nicht ſelten mit Wahnſinnigen zu thun. Weil er oft geſehen hatte, daſs

dafs Widerstand solche Rasende nur noch mehr aufbringe, so drang er immer darauf, dafs man ihnen soviel als möglich zu Willen seyn möchte, und er nahm zuweilen solche Verrückte und wirklich Rasende in sein Haus auf, um Versuche mit ihnen zu machen, ob er ihnen helfen könne. So wurde er einmal zu einem jungen Bauerburschen gerufen, den man wegen Raserey an Ketten gelegt hatte, und welchen zehn Bauern kaum bändigen konnten. Er befahl, ihn loszuschliefsen, hiefs ihn mitgehen, und der Kranke folgte ihm auch in sein Haus wie ein Lamm nach. Er behielt ihn einige Tage und Nächte bey sich auf der Stube, kam auch wirklich mit ihm so ziemlich zurechte, so dafs sich der Kranke durch Worte lenken liefs. Allein Silligs Amtsgeschäfte erlaubten ihm nicht länger, den Versuch fortzusetzen, und der junge Mensch wurde, nachdem er Silligs Haus wieder verlassen hatte, nur noch rasender. — Einst ward ihm unter seine Hausthüre ein anonymer Brief hereingeschoben, welcher Aeusserungen enthielt, deren Urheber er kennen wollte. Am Schlusse seiner nächsten Sonntags Predigt forderte er also den Verfasser kraft seines apostolischen Ansehens zu sich. Doch dieser kam nicht. Er befahl ihm das zweyte Mahl noch nachdrücklicher, zu erscheinen. Noch immer kam er nicht. Zum dritten

ten Mahl brauchte er endlich fast die Formel, die Paulus gegen die Unreinen (1 Cor. 5, 3. 4. 5.) ausspricht, und noch denselben Abend stellte sich der Schreiber jenes Briefes bey ihm ein. — Auf dieselbe Weise schaffte er einem armen Mädchen einen Pelzmuff wieder, der ihr in der Kirche entwendet worden war.

Mit seinem theologischen System stand auch seine Vorliebe für die Juden in genauer Verbindung, von denen er glaubte, dass sie noch eine grosse Rolle in der Weltgeschichte spielen und eine herrschende Nation werden würden. Damit hing ferner seine apokalyptische Erwartung von der nahen Zukunft Jesu zusammen, und von einer Art von tausendjährigem Reiche, das er nicht mehr fern glaubte. Sprach er nun hiervon, so wurde er von manchem noch sinnlicher verstanden, als er es gemeynt hatte, und war es da wohl bey den übrigen Umständen zu verwundern, dass ihn schwärmerische Leute für den Elias oder für einen andern Propheten erklärten? ja, dass er endlich über das richtige Gefühl seiner Würde hinausging und wohl auch unbescheidner von sich zu sprechen schien, als seine eigne ruhige Vernunft es gut heissen mochte? Seit dem Jahre 1785 fing er alle seine Briefe mit dem Gruſse an: Gnade und Friede im Herrn; und besonders seit dieser

Zeit

Zeit wuchs die schwärmerische Meynung von sich selbst. Er zog oft Parallelen zwischen Jesus und sich, und freute sich, wenn ihm etwas begegnet war, das einige Aehnlichkeit mit einem Begegnisse seines Herrn hatte; in dieser Beziehung hat er besonders auch viele Stellen in Hessens Werken über die Lebensgeschichte Jesu, die seine Lieblingslectüre waren, mit vielfachen Zeichen angestrichen.

So wirkte er viele Jahre, verehrt von dem Volke, erweckte sich aber zugleich auch manchen Feind unter den höhern Ständen. Ungefähr von dem Jahre 1780 an war er in seinem Predigtstyle immer platter und härter geworden, hatte von Jahr zu Jahr mehr Sätze aus der prophetisch-apocalyptischen Theologie in seine Vorträge einfliessen lassen, hatte oft in dem entscheidendsten Tone gesprochen, und dadurch auf der einen Seite die niedern Classen seiner Zuhörer immer mehr für sich gewonnen, die höhern aber gegen sich eingenommen und sich sogar wirklich zu Feinden gemacht.*) Dieß wird, ungeachtet der vielen guten Eigenschaften Silligs,

*) Vielen Lesern des Nekrologs wird bey Silligs Biographie und besonders bey dieser Stelle der Prediger Z e i s e (Nekrol. 1794. II, 110) wieder in das Gedächtniss kommen.

ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daſs ſelbſt ausgezeichnete moraliſche Güte nur ſo lange von den gewöhnlichen Menſchen an andern erkannt wird, ſo lange der Mann, der ſie beſitzt, jene Menſchen nicht zu beleidigen ſcheint. Dieſer Schein war in der That gegen Sillig, und zwar um ſo öfterer, je raſcher er ſprach und handelte, und weil er ſeit 1770 die wenigſten ſeiner Predigten concipirte. Dieſs that er nur in den erſten Jahren ſeiner Amtsführung. Dann entwarf er blos weitläuftige Diſpoſitionen, die oft ſehr intereſſante und wichtige Gegenſtände behandelten. Dieſe werden in den vollſtändig vorhandenen Jahrgängen mit jedem Jahre kürzer, ſchränken ſich ſodann nur auf eine halbe Quartſeite ein, enthalten zuletzt nur das Thema mit den Haupttheilen und hören endlich mit dem J. 1778 gänzlich auf. Bey dieſer Art des Vortrags konnte er in ſeinem niedrigen Style nicht einmal immer unverfängliche Ausdrücke wählen und war alſo deſto mehr einer falſchen Auslegung und dem Miſsverſtändniſſe ausgeſetzt. So muſste es allerdings den Rath in Döbeln empfindlich beleidigen, wenn Sillig einmahl beyläufig in einer Sonntagspredigt von der geſammten Bürgerſchaft verlangte, "ſie ſollte Sorge tragen, daſs die Caſſe, aus welcher die Geiſtlichen und Schuldiener bezahlt zu werden pflegten, in Ordnung erhal-

erhalten würde, damit nicht Jahre lang sauer verdiente Besoldung rückständig bliebe; dabey brauchte er einige harte biblische Stellen und drohte sogar, nicht weiter zu predigen; ja, er erfüllte einmal sogar diese Drohung wirklich bey einer Wochenpredigt. Eben dieß that er einmal, als, seiner Vorstellungen ungeachtet, ein in der Nähe der Kirche wohnender Hauptmann während der Zeit der Predigt mit seiner Compagnie zu grosses Geräusch machte und zog sich dadurch ganz natürlich dessen Feindschaft zu. So kam es also, daß ihm eine Menge Menschen aus den vornehmern Ständen nicht wohlwollten, an welche sich dann manche seiner Amtsbrüder anschlossen, die ihm seinen Beyfall beneideten. Man wartete also nur auf eine Gelegenheit, um ihm schaden zu können.

Diese fand sich endlich scheinbar genug im Sommer 1790, als in der Gegend von Döbeln Unruhen der Bauern gegen ihre Gutsbesitzer entstanden. Diesen wurden die Spannfuhren aufgekündigt, und gerade um diese Zeit spannten die Bauern dem Prediger Sillig freywillig vor, um ihn nach Oschatz zu seiner Circularpredigt zu fahren. Bey solchen Auftritten mochten sie sich nun wohl zuweilen auf seine Autorität berufen, da er so oft gegen die Laster der grosen Welt sprach, und die göttliche Strafe dafür als nahe verkündigte.

Sillig erwartete freylich grofse Veränderungen in der Welt; aber nicht von Menſchen; ſondern unmittelbar von dem wiederkommenden Chriſtus, welcher der Erde eine andere Geſtalt geben, und der Ungerechtigkeit und aller Bedrückung ein Ende machen werde. Er war ſoweit entfernt Empörung und Aufruhr gegen die Obrigkeit zu billigen, daſs er vielmehr ſagte und predigte: "ein Chriſt muſs ſich — das iſt ſein eigner Ausdruck — eher ſchinden und ſchaben laſſen, ehe er ſich ſeiner Obrigkeit widerſetzt." — Da einmal einer ſeiner Anhänger in jenem Bauerntumulte der Meiſſniſchen Gegend zu ihm kam und ihm erzählte, was in ſeinem Dorfe vorgegangen ſey und was er für Theil daran genommen habe, ſo gerieth Sillig in ſeinen gewöhnlichen Eifer und ſagte in ſeiner Manier zu ihm: "iſt er des Teufels ganz und gar, daſs er ſo etwas gut heiſsen und daran Theil nehmen kann? bleib er mir vom Leibe; weiſs er, was einem Jünger Jeſu ziemt?" — Sillig hatte es mit mehrern Männern ſeiner Art gemein, daſs er den Ort ſeines Aufenthaltes zum Mittelpunkt des Ganzen machte, und die Spanne Zeit, worin er lebte, zur grofsen Zeit, welche die Weltregierung zur Ausführung ihrer Plane nimmt. Leſſing ſagt einmahl: "Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in

die

Zukunft; aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht, diese Zukunft beschleunigt, und wünscht, daſs sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblick seines Daseyns reifen; denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bey seinen Lebzeiten das Bessere wird! u. s. w." Dieſs war ganz der Fall bey dem rechtschaffenen Sillig. Er glaubte in diesem Jahrhundert noch, oder doch in Kurzem, groſse Dinge zu erleben, und diese Idee, die in ihm immer lebhafter und endlich die herrschende wurde, und die er nach seiner Redlichkeit jedermann ohne Unterschied mittheilte, zog ihm sein letztes trauriges Schicksal zu, indem es seinen Feinden, die ihn schon seit 16 bis 18 Jahren aufgelauert und manches Wort nachgeschrieben hatten, gelang, ihn gerade zu einer Zeit verdächtig zu machen, wo man mit Recht wegen aufrührerischer Gesinnungen unter dem Volk, besorgter als jemahls war. Und wirklich machte er es seinen Gegnern nicht schwer. Denn er drückte sich über diese Unruhen allerdings wohl zuweilen so aus, als ob dieſs das längſt von ihm verkündigte Strafgericht Gottes, und der Anfang der Rückkunft Jesu sey. Genug, er wurde im J. 1790. auf eine anonyme Anklage suspendirt. Man

erzählt, daſs eine bestimmte Predigt, wo er von der Gleichheit der Menschen vor dem Richterstuhle Gottes sprach und sich dabey des niedrigen Ausdrucks bediente: "Gott setzt dem Grafen wie dem Schinder einen Stuhl" die nächste Veranlassung zur wirklichen, obgleich nahmenlosen Anklage gegeben haben soll, indem ein Mann von vornehmen Stande, der Silligen in jener Predigt zum erstenmal hörte, jene Worte auf sich zog und sich dadurch beleidigt glaubte, wozu er auch Ursache gehabt haben würde, wenn Sillig, der aber vielleicht nicht einmahl wuſste, daſs er in der Kirche war, dieſs in bestimmter Rücksicht auf ihn gesagt hätte.

Sillig wurde also suspendirt und vor seinen Superintendenten, den Hrn. v. Brause, nach Oschatz zur Verantwortung berufen. Allein er appellirte gegen diese Suspension an den Churfürsten. Dieſs war der erste Fehler, der in seinem Processe von seiner Seite vorfiel. Nun ward er sogleich nach Dresden vor das Oberconsistorium gerufen, und langte am 5ten Sept. 1790 daselbst an. In dem noch an demselben Tage mit ihm angestellten Verhöre betheuerte er seine Unschuld, in Absicht auf die Hauptanklage (das Volk nämlich zu Unruhen gereitzt zu haben) gestand aber ein, "daſs er um der gemeinen Leute willen

plat

platt und niedrig gesprochen habe, und dass er es nicht für strafbar halte, in dem öffentlichen Vortrag Rücksicht auf prophetische Aussichten des alten und neuen Testaments zu nehmen." — Man deutete ihm sodann an, er solle sich in Dresden ruhig verhalten, den Ausgang der Sache geduldig abwarten und nicht einmahl von der Ursache seines Hierseyns sprechen; man würde ihm vielleicht auch eine Wache gegeben haben, wenn nicht ein angesehener Verwandter ihn in sein Haus aufgenommen und für seine Person gehaftet hätte; dieser edle Freund gab ihm auch während seines ganzen Aufenthaltes in Dresden unaufhörlich Beweise einer seltnen und treuen Freundschaft.

Der Superintendent musste jetzt Zeugenverhöre veranstalten; hier stimmten nun Geistliche, Schuldiener und andere unpartheyische Zuhörer seiner Predigten darin überein, dass Sillig seit mehrern Wochen ganz besonders dringend zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt habe. Gleichwohl ward hierauf noch nichts in seiner Lage geändert, weil nun der Rath in Döbeln namentlich als Kläger gegen ihn auftrat, und weil manche Scheingründe gegen ihn aus nachgeschriebenen Predigten einiger Candidaten angeführt werden konnten.

Un-

von alle dem weit entfernt gewesen, was einige darin dem Scheine nach haben finden wollen. Hätte ich mir das nur einmahl als möglich gedacht, daß mir daraus eine solche Verantwortung entstehen würde, so würde ich so viel Liebe für mich selbst und die Meinigen gehabt haben, mich derselben gänzlich zu enthalten. Heftiger Eifer für christliche Religion und Menschenheil hat mich in diese Noth gestürzt, weil ich mir der edelsten und redlichsten Absichten bewußt war, und mich daher um Worte, Redensarten und Ausdrücke gar nicht bekümmerte."

"Was das Rühmen besonderer göttlicher Offenbarungen betrifft, so muß ich sagen, daß sich meine Kenntniße blos auf meine Bibel gründen, und es ist mir nicht erinnerlich, daß ich mich jemahls gegen jemanden unmittelbarer göttlicher Offenbarungen ohne die Bibel gerühmt habe."

"Den Namen eines Propheten habe ich mir bisweilen deswegen gegeben, weil ich glaubte, daß man demjenigen, welcher Stellen des A und N. Test. von gegenwärtigen und künftigen Zeiten erklärt, gar wohl den Namen eines Propheten beylegen könne."

"Wenn der ein Schwärmer heißen soll, der bey einem feurigen Temperamente in einem freymüthigen Tone gegen die Übertretungen der Gebote Gottes bey jeder Gelegenheit eifert, so muß ich das leiden. Aber daß ich durch schwärmerische Vorträge Menschen aus allen Gegenden habe in meine Kirche ziehen wollen, diese Beschuldigung ist mir äußerst schmerzhaft. — Mein Patriotismus für Sachsen kennt keine Gränzen; Sachsen über alle Länder, ist mein Lieblingsgedanke."

"In meiner Seele ist keine Falschheit, der Fehler liegt blos daran, daß ich mir eine Verdrehung und falsche Auslegung meiner Redensarten nicht einmal als möglich gedacht habe; denn dann sollte mich Gott davor bewahrt haben. Für diesen Fehler habe ich diese 17 Monate hindurch nebst meiner ganzen Familie sehr nachdrücklich gebüßet. Niemanden, als Gott allein ist es bekannt, was meine Seele in der Stille gelitten hat. Mein guter Name liegt im Staube, Weib und Kinder sind anzusehen, wie verlassene Waisen, und sehen einer trauervollen Zukunft entgegen." —

Hierauf erfolgte nun das Endurtheil, daß Sillig zwar wegen der Erbitterung der Gemüthes

müther, seines Diaconats in Döbeln entnommen werden, aber einstweilen bis zu einer bessern Versorgung 400 rthlr. jährliche Pension erhalten solle;" woraus deutlich erhellet, dass man diese Entscheidung nicht als eine Strafe betrachtete, weil Sillig sich vorher kaum hundert Thaler mehr in seinem sehr beschwerlichen Amte hatte verdienen müssen.

Doch er genoss diese Ruhe nicht, die auch für seinen feurigen, thätigen Geist unerträglich gewesen seyn würde. Er hatte durch die höchste Anspannung seiner Kräfte, sein Schicksal als Mann zu tragen, zu viel gelitten. Getrennt von den Seinigen, bestürmt mit Briefen von Gattin und Kindern, und von einer Menge Glieder seiner Gemeinde, die alle Trost und Muth von ihm haben wollten, getadelt von allen seinen Bekannten, verspottet von seinen Feinden, stand er allein, nur in der Überzeugung von seinen Grundsätzen sich auf Gott stützend und schien dabey ruhiger und stärker als er war. Er kehrte krank aus Dresden zurück und überlebte sein Endurtheil nur etwa 4 Wochen. Eine heftige Nervenkrankheit entriss ihn seinem Schmerzensgefühl. Nach einer anderthalbjährigen Trennung erhielten die Seinigen nur einen lebenden Körper wieder, sein Geist war zerrüttet; und so hatten sie nicht einmal den Genuss

sei-

seiner letzten Tage, weil sich seine Krankheit mit Verstandesverwirrung anfing und ihm auch oft die Sprache raubte. Sie sahen ihn nur an den heftigsten Krämpfen leiden und endlich am 22sten May 1792 im 68sten Jahre sterben. So hatte das Leiden des Geistes einen Körper aufgerieben, der bis dahin einer unerschütterten Gesundheit genoss, und für ein Jahrhundert gebaut zu seyn schien.

O des starken, des guten, des edlen Mannes! wie hätte er in der Welt so viel noch wirken können, wenn er die Einseitigkeiten seiner Urtheile nur etwas bekämpfen, wenn er nur einigermaßen seinen Eifer und sein Feuer hätte mäßigen wollen, und nur auch einmal einen Rath von seinen verständigen Freunden angenommen hätte, die es gewiß wohl mit ihm meynten! Aber im Bewußtseyn seiner guten, reinen, untadelhaften Absichten entbrannte er sogleich für das, was ihm Beförderung der Ehre seines Gottes und des Glücks seiner Menschenbrüder dünkte, und der muthvolle Mann sah dann jede Einwendung als Furchtsamkeit schwächerer Menschen an. Wenn ihn einer seiner vertrautesten Freunde zuweilen bey solchen Gelegenheiten sanft daran erinnerte, daß (nach 1 König. 19, 9—14) der Herr dem Eiferer Elias nicht im Sturm und Feuer, sondern im stil-

len, sanften Staufen erschien: so sagte er oft: "Lassen Sie mich; es ist mir geheissen!" — oder auch zuweilen wie Christus zum Petrus: "Gehe hinter mich, du Satan! du meynest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist!" —

Wir sammeln nun noch zum Schluss einige zerstreute Züge, die zur sprechenden Darstellung dieses ausgezeichneten Mannes gehören.

Seine Bereitwilligkeit zu helfen und zu dienen, kannte fast keine Gränzen. Die Regel Jesu Math. 5, 42. Lc. 6, 35., übte er täglich. Denn fast täglich angelaufen von Morgen bis Abends von einer Menge Einheimischer und Fremder, persönlich und schriftlich, die alle Rath und Hülfe bey ihm suchten, liess er keinen ungetröstet, unerfreut, und ungeholfen von sich. Selbst wenn man ihn warnte, dass die Personen auf Betrug ausgingen, liess er sich in seinem Wohlthun nicht irre machen; denn er wollte lieber zu viel als zu wenig thun. War er nicht mehr im Stande, aus eignen Mitteln zu helfen, weil er eine starke Familie hatte, und durch schlechte Leute, denen er geliehen, um einen Theil seines Vermögens gekommen war: so half er doch durch freymüthige Fürsprache

bey

bey andern, und das Vertrauen, das man in ihn ſetzte, war ſo groſs, daſs man ihm ganze Summen Geldes zur beliebigen Austheilung unter Arme und Elende in die Hände gab, ohne daſs man Rechnung von ihm verlangte. Fremde, die als Bettelnde vor ſeine Thüre kamen und die er jetzt zum erſten Mahl ſah, nahm er, wenn ſie ſich nur einiger Maſsen als um der Wahrheit willen Leidende legitimiren konnten, in ſein Haus und an den Tiſch, oder, wenn das nicht geſchehen konnte, ſo gab er ihnen wenigſtens wochenlang Wohnung in der Stadt und alles, was ſie ſonſt nöthig hatten. In der ſchrecklichen Theurung von 1771 und 72 ſammelte er aus eigenem Antriebe in ſeiner Gemeinde weit über 100 rthl. und ſchickte ſie ins arme Erzgebürge, welches am mehrſten litt. — Einer armen Familie in Halle, die ſich ſchriftlich an ihn wandte, weil ſie ſeinen Nahmen durch den Ruf kannte, ſchickte er, ohne ſie weiter zu kennen, blos auf ihren flehentlichen Brief, gute Betten und Wäſche, ſehr viele Kleidungsſtücke für Eltern und Kinder und auch noch eine ziemliche Summe Geldes in mehrern Poſten, ob man ihn gleich warnte, daſs es die Leute wohl nicht werth ſeyn möchten, welches ſich auch am Ende ſo zeigte. — So ſammelte er einmal für einen, von dem Prediger Marſini in der Pfalz zu er-

richtenden Wittwenfiscus eine beträchtliche Summe. *) — Als seine Stiefmutter, die in ihrem Testamente eine Menge Legate für arme Verwandte, für Kirchen und Schulen gemacht hatte, dieses wegen Silligs nachher stark vermehrter Familie ändern wollte, war er es, der sie davon zurückhielt.

Seine strenge Gewissenhaftigkeit zeigte sich auf mannichfaltige Art. Alles Schwören hielt er für sündlich. Jedes seiner Worte war so durchaus der Wahrheit gemäss und er hielt dies so sehr für Pflicht, dass er nicht einmahl im Scherze eine Unwahrheit sagte; und er scherzte doch gern. Wüsste er etwas und er wurde darüber gefragt, fand es aber nicht für gut, die Wahrheit zu entdecken, weil sie etwa dem Andern Nachtheil bringen konnte, so pflegte er zu antworten: "Ich kann es nicht sagen." — Als Geistlicher war er von der Consumtions-Accise befreyt und hätte seine, in Döbeln verheirathete Tochter in Rücksicht auf Caffe und Zucker an dieser Freyheit Theil nehmen lassen können, ohne nur den geringsten Verdacht zu erwecken; allein er kam sogar der möglichen Bitte der Seini-

*) Wahrscheinlich ist diess dieselbe Wittwencasse, die Nekrol. 1794. I, 128. in Böhme's Biographie erwähnt wird.

Seinigen zuvor, und unterſagte voraus jede Erwähnung dieſer Sache. — Als ein Mädchen, das bey ihm diente, ſich verheirathen wollte, erlaubte er ihr ſogleich, aus ſeiner Küche ihrem Bräutigam Eſſen zu bringen, "damit ſie nicht Veranlaſſung bekäme, ſich durch heimliches Wegtragen zu verſündigen."

Obgleich der Geiſtliche die Katechumenen nur Ein Vierteljahr vor der Communion zu unterrichten gehalten iſt, ſo beſchäftigte er ſich mit ihnen mehrere Jahre vor und nachher. Daher war auch die Liebe, welche die Gemeinde für ihn hatte, auſſerordentlich und zeigte ſich beſonders während ſeines Proceſſes. Die Gemeinde reichte für ihn eine Bittſchrift ein, zu der ſich 600 Hausväter unterſchrieben hatten, und der weibliche Theil der Gemeinde, der ſeiner Sorgfalt beſonders anvertraut geweſen war, ſchickte noch eine eigne Geſandtſchaft, um für ihn zu bitten. Es wurden Collecten für ihn geſammelt, um ihn während ſeines langen Aufenthaltes in Dresden zu unterſtützen, und viele gaben dazu mit der gröſsten Freude und Bereitwilligkeit weit über ihr Vermögen. Sein Andenken iſt bey vielen unvergeſslich und ſeine Amtsführung wird noch lange geſegnete Folgen haben, weil er viele Kinder zu praktiſchen Chriſten und ſehr rechtſchaffenen Menſchen bildete.

Seine Gaben als Volkslehrer waren ungemein, und er hatte die höchste Popularität ganz in seiner Gewalt. Seine Rede floss im Umgang und in seinen Vorträgen wie ein gewaltiger Strom. Er durfte sich nie besinnen. So liefs ihn einmahl, wie ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählt, einer seiner Collegen Sonnabends Abends, als er eben zu Bette gehen wollte, bitten, Sonntags früh für ihn zu predigen. Sillig verirrte sich aber in Ansehung des Evangeliums, und las vor dem Altare das unrechte Evangelium, über welches er studirt hatte; er wurde darüber von seinem Collegen erinnert, und studierte noch in der Zeit, als der Glaube gesungen wurde, eine vollkommen durchdachte Predigt, so dafs niemand wissen konnte, dafs er sie nur eben entworfen hätte.

Seine oft so paradoxe Denkungsart über Theologie und einige andere Gegenstände ganz unbezweifelt darzulegen, dazu mögen einige Stellen aus Briefen von ihm dienen:

"1788. Es ist besser, Christum wissen bey Wasser und Brod, als durch alle Gelehrsamkeit der Welt, Ehre und Reichthum auf Erden zu erlangen."

"Es

"Es ist ein wahres Sprüchwort: Kommt Zeit, kommt Rath. Allein die heutige Welt will sich selbst versorgen, und läuft überall dem Allversorger vor, und erfährt hernach ihr voreiliges Sorgen mit ihrem Schaden. Mit der vierten Bitte kommt man allemahl tausendmahl weiter. In Luthers Auslegung ist das letzte Wort: desgleichen, von grosser Bedeutung zu weitem Umfange. Aber wer glaubt das? *Hinc illae lacrymae*! Gott gebe, dass dieses Wort zu seiner Zeit ein güldnes Apfel in silberner Schaale sey, wie Salomo sagt, der weiser ist und bleiben wird als alle Ausleger, die jetzt an seinen Schriften kunzen."

"Kaufleute handeln nicht nach meinen Grundsätzen; also kann ich auch nicht ihr Rathgeber seyn. Ich würde dabey niemanden, als Gott um Rath fragen. Das ist aber unsern heutigen Modechristen und aufgeklärten Gelehrten zu hoch gegeben. — — Hast du denn gelesen, wie der König von Preussen den Herren Aufklärern in seinem Lande auf einmal das Spiel verdirbt? Weil alle theologische Facultäten und Consistorien bisher zu diesem Christenthumverderblichen Unfuge still geschwiegen haben, so muss sich unser Herr Jesus selbst helfen! — Mir zittert die Seele über euern gelehrten Unglauben; Gott erbarme sich."

1789. "Wenn ich in philosophischer Ruhe lebte, so würde ich bey meiner jetzigen Lage und den gegenwärtigen Zeitumständen gar sehr gestört werden. Das Ding kenne ich blos dem Nahmen nach, als einen löchrichen Born, der dem Durstigen kein Wasser giebt. Für Leute, die gar satt sind, wie die heutigen Modegelehrten, mag er gut seyn. Mir behagt er nicht. Ich weis von keiner Ruhe, als in Gott, unserm Vater, und seinem Sohn Jesu Christo; dabey habe ich bisher alle Stürme glücklich ausgehalten."

1791. "Die meisten Menschen von Belang werden immer räthselhafter, und das Grosthun auf Besserung des jetzigen Zeitalters fällt immer tiefer in den Koth. So gings aber mit der Griechischen und Römischen Weisheit vor 1800 Jahren auch."

"Ich habe mich allezeit wohl dabey befunden, wenn ich mich buchstäblich an die Regeln unsers Herrn in seiner Bergpredigt hielt, so viel ich auch Vorwürfe und Widersprüche deswegen in meinem Leben von Frommen und Gottlosen, Gelehrten und Ungelehrten, Gemüths- und Blutsfreunden habe aushalten müssen. Es ist eine herrliche Sache, ruhig wegen der Zukunft zu seyn, wenn nicht gleich gute Aussichten, oder wohl gar traurige dem Scheine nach vorhanden sind."

Für

"Für einen rechtschaffenen Mann haben mich sehr viele grosse Leute gleich vom ersten Anfang gehalten, und der verstorbene Oberhofprediger Herrmann*) hat sogar einige Monate vor seinem Ende zu jemand im Vertrauen gesagt: dass sie Gott danken müssten, einen solchen Mann zu haben. Wie er das gemeynt haben mag, lässt sich nicht wohl ganz errathen. Auf alle Fälle hat er die Hauptsache nicht getroffen. Denn das kann ich mir nicht denken; weil mir selbst alles Denken vergeht, wenn ich über die Möglichkeit nachdenken will, wie Gott sein Werk mit mir ausführen wird. Mir ists zu hoch und ich kanns nicht begreifen, und der geringste Wink davon zieht mir auch bey den billigsten und besten Freunden den Vorwurf eines Schwärmers zu. Also muss ich mich bey diesem grossen Gegenstand schweigend und leidend verhalten und mich in mein Incognito einhüllen. Die jetzige Zusammenkunft der mächtigsten Fürsten hier in Dresden gehört in diesen grossen Plan Gottes, und wirklich haben meine Ankläger und gewisse Volkssagen den Kaiser und den König von Preussen mit in meine Sache gemischt."

1792. "Nach Parallelen kann wirklich jede Nation mit ihren Hauptperioden, Haupt-

*) Die Biographie von ihm S. Nekrol. 1791. I, 238.

personen und besondern Zeitumständen ihr Geschichte in der Bibel und besonders in de Büchern des A. T. finden. Es ist aber nicht jedem gegeben, sich in diese Sache zu finden Ich kann in dieser Art zu glauben, zu hoffen zu schliessen keine Absurdidät finden, *posit ponendis*. Aber freylich stimmt das nicht mi unsrer heutigen gelehrten Denkungsart über ein. Mit logicalischen Vernunftschlüssen läs sich die Sache auch nicht machen. Einfältige Lesen der Bibel mit gläubigem Forschen, au welche Zeiten, Umstände, Personen u. s. w der heilige Geist dieses oder jenes gewende wissen will, thuts allein. Bekommt man übe einzelne Dinge Aufschluss, so übersieht ma nicht gleich das ganze Werk Gottes, dass ma ein völliges System entwerfen könnte. Eine sieht mehr als der andere, dieser weiter als je ner. In der Hauptsache treffen sie sich."

Gegen das Ende seines Lebens schrieb er "Ich werde alle Tage verschlossener und da von Rechtswegen, weils Gott so haben will. Jetzt bin ich dümmer, als ich aus sehe; sonst war das Ding anders. Gott muss den Schlüssel herbeyschaffen; von mir kanns niemand fordern. Ich bin gestorben und mein Leben ist verborgen. Für die sichtbare Welt, *capiat qui potest*, bin ich so gut, wie todt. Wer mich wieder auferwek-

ken

d, der kann Wunder thun. Ein Räthlär' es, wenn du kannst." —
Hätte man über mich nicht abgesprowürde man ganz anders mit mir verhaben. Aber so ists immer in der t Personen meiner Art gegangen. Ich es einem jeden, der sich an mir irrt; f in der Seele kränkt es, wenn man vufster Rechtschaffenheit sich so falsch ilt, behandelt und herabgewürdiget uufs. Was für Gutes wird dadurch rt? Und auf wen fällt die Verantwor-Einer wälzt die Schuld auf den andern n Ende muss ich die Schuld aller über llein nehmen. Da habe ichs da und icht recht gemacht, und mein Gewiss mir doch, dass ichs nicht anders maonnte, wenn dieses und jenes möglich sollte. — Spiegle dich an meinem Exemlich demüthiget Gott rechtschaffen für Stolz." — Diese letzten Worte Silligs sind nerkwürdiger, da sie das Bekenntniss des Fehlers enthalten, durch den allerdings bey der grossen Verehrung vieler unter Anhängern verleitet worden war. Es nt zu läugnen, dass er durch einseitige ptungen und lebhaft ausgedrückte, ungte Aeusserungen unter den gemeinen Schwärmerey verbreitete, und hinrum von ihnen noch mehr angesteckt ward.

ward. Ohne leſe Rückwirkung ſolcher Menſchen auf ihn wäre es kaum möglich geweſen, daſs ein vernünftiger Mann auf ſo ſonderbare Irrwege hätte gerathen können. Bey einer feurigen Einbildungskraft, bey einem an ſich ſchon ſtarken Hang zum Auſserordentlichen und bey einer hohen Meynung von ſich ſelbſt und ſeinem Amte, war es ganz natürlich, daſs er endlich auf Träume ſeiner Anhänger und unſinnige Reden verrückter Leute achtete, erzählte Erſcheinungen als wahr gelten lieſs, und den Einbildungen dieſer Menſchen, daſs er Johannes oder Elias oder ein Prophet ſey, nicht mit dem Ernſte widerſprach, mit dem es der ruhig prüfende Mann gethan haben würde. Auch iſt es wahrſcheinlich, daſs ſolche Menſchen ihm die Veranlaſſung gaben, ſich eine Art von Orakel zu machen, das er in ſeinen und der ihn um Rath Bittenden Angelegenheiten befragte, und daſs er bibliſche Stellen, die er aus einem Käſtchen zog, zu etwas andern, als blos gelegentlichen Erweckungen guter Gedanken brauchte. Wenigſtens hielt er darüber ein genaues Verzeichniſs, und bey den Geburtstagen der Seinigen ſchrieb er ihnen gewöhnlich einige bibliſche Stellen, die er vermuthtlich auf eben dieſe Art gezogen hatte, und die er, ſo verſchieden auch der Inhalt ſeyn mochte, doch immer in eine kurze u. geiſtvolle Ermahnung zu verbinden wuſs-

te.

g. In seiner Lebensgeschichte kann man es sonderbar nennen, dafs er genau mit Jahr und Tag 30 Jahre sein Amt befafs, und dafs dieser Zeitraum in drey Decennien zerfällt, die sich immer mit Jahren des Ungemachs für ihn endigten. 1772 wurde er in die lange Streitigkeit über die erwähnte Predigt verwickelt. 1782 hatte er mit Krankheiten seiner schätzbaren Gattin, (einer Tochter des Oberpastor Hilscher in Frankenberg, mit der er sich 1762 verheyrathet hatte) und aller seiner Kinder zu kämpfen; der Tod einer hoffnungsvollen Tochter zog ihn fast ganz von geräuschvollen Gesellschaften zurück, und fesselte ihn an die Einsamkeit seines kleinen Gartens, den er mit Vergnügen baute. 1790—1792 waren die letzten unruhigen Jahre seiner Prüfungszeit.

— Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süfsen Traum,
Lebensfatt, gebohren kaum,
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden.

Und die nie der Sonne lachten,
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott im reinen Himmels Licht
Einst zu sehn von Angesicht,
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Den

Den 26. Novbr. 1792
ſtarb zu Ansbach
Wilh. Ludw. Weckhrlin.

Weckhrlin beſchäftigte eine Zeitlang durch ſeine bittere Satyre und durch ſeine entſchiedene religiöſe und politiſche Neuerungſucht und Keckheit, verbunden mit nicht gemeinen Talenten, die A[illegible]erkſamkeit von Deutſchland. Er hat ſeinen Witz ſehr oft gemiſsbraucht; aber dennoch bleibt er merkwürdig, und ein ſprechendes Gemälde ſeines unſichern unvollendeten Charakters und ſeines unſteten und würdeloſen Lebens könnte überdiſs für junge aufſtrebende Geiſter als Warnung vor Abwegen nützen. In der kurzen Biographie, die ſeinem Bildniſſe in der Moſerſchen Sammlung beygefügt iſt, *) wird der Herausgeber des Nekrologs zur treuen und ausführlichen Darſtellung dieſes ſonderbaren Man-

*) "Sammlung von Bildniſſen gelehrter Männer u. Künſtler, und kurze Biographien derſelben von Joh. Phil. Moſer. Nürnberg, 1794. Th. I. No. 44." — Derſelbe Aufſatz von Ludw. Schubart, ſteht auch in der deutſchen Monatsſchrift, 1794. Jun.

Mannes ausdrücklich aufgefordert. Was man hier lesen wird, ist das Resultat der nicht vergebenen Bemühungen, zu dem, was in jener kurzen Biographie gesagt ist, noch mehrere Beyträge zu erhalten; man muss aber freylich dabey nicht vergessen, dass die Materialien zur Geschichte eines so unruhigen und herumschweifenden Leben unter allen am schwersten in einiger Vollständigkeit zusammen zu bringen sind.

Sein Vater war Prediger in Ober-Eslingen, einem Würtembergischen Dorfe, wo ihm dieser Sohn 1743 gebohren ward. Seine erste Erziehung nahm grösstentheils der Vater über sich, und nur ein Paar Jahre besuchte er die Schulen in Stuttgard. Wenn Schul- und Universitätsbekannte von ihm aus ihrer Erinnerung Nachrichten mittheilen wollten, welche Stimmung und Eigenthümlichkeiten er schon damahls hatte, so würde man ohne Zweifel die Keime von dem erblicken, was er spätterhin war. Er wurde auf die Universität Tübingen geschickt, um daselbst die Rechte zu studieren; hielt aber nicht lange aus und ging als Hofmeister nach Strasburg und von da nach Paris. Hier verweilte er, seiner Aussage zu Folge, etliche Jahre, so dass er sich zu jedem Dienst und Broderwerb erhob und herabliess; hier

fasste

faſste er ſeine hervorſtechende Liebe zur franzöſiſchen Literatur, und hier bekam ſein Geiſt den überwiegenden Hang zum Voltairiſiren, Linguetiſiren, zum Witz und zur Perſiflage, die nachher alles, was er dachte und ſchrieb, auszeichneten. —

Noth oder Veränderungsſucht trieben ihn wieder nach Deutſchland zurück; er ging nach Wien, wo er anfing Schriftſtellerey zu treiben. Er verfaſste Zeitungen, Gelegenheits-Verſe, Pro- und Epilogen, Liebesbriefe, u. ſ. w., gab Unterricht in Sprachen, hatte davon eine tägliche Einnahme, und verlebte dort nach ſeiner eigenen Aeuſserung, die angenehmſten Tage ſeines Lebens. Einem Manne von ſo feinen Kenntniſſen und von Welterfahrung hätte es in einer ſolchen Stadt nie an Zutritt und Unterhalt fehlen können, wenn er ſich nur einigermaſsen in dem Geleiſe der Convenienz und der geſellſchaftlichen Schicklichkeit erhalten hätte. Aber kaum lächelte ihn das Glück an, als er ſeine beſſern Freunde verlieſs, ſich mit Spielern, Müſſiggängern und ſchlechten Weibern herumtrieb, und bis zu elenden Pasquillen und Schmähſchriften, mitunter ſelbſt gegen ſeine Wohlthäter, herabſank. Lange blieb ſein Nahme verborgen, und das Talent, das ſelbſt aus der verlorenſten Flugſchrift von ihm hervorſah, verſchaffte

schaffte seinen Productten einen reissenden Abgang. Aber er selbst ward sein Angeber; er selbst hatte die Frechheit, die berüchtigten Denkwürdigkeiten von Wien (1777. 8.) als seine Arbeit in den angesehensten Häusern Wiens einzuführen. Der Lohn für diese Schandschrift war ein halbjähriger Arrest und sodann Verweisung.

Er ging nun nach Regensburg; weil er aber in dieser diplomatischen Atmosphäre nicht gedeihen konnte, so zog er nach Augsburg, wo er eine geraume Zeit angestaunt und von seinen gutmüthigen Landsleuten auf den Händen getragen wurde. Er war ein geistvoller Gesellschafter, ein hinreissender Erzähler. Er hatte von den Franzosen, die er so sehr ehrte, eine gewisse Geschmeidigkeit angenommen, die ihn jedem gemischten Zirkel sehr angenehm machen mußte. Bey Personen, die er zu seinen Zwecken nöthig zu haben glaubte, konnte er seine Fehler und Unarten so verbergen, daß er auch den Scharfblick eines geübten Menschenkenners zu täuschen wußte; er war alsdann gefällig, zuvorkommend, ungemein unterhaltend, und wenigstens zuverlässiger als gewöhnlich; er wußte die Weiber für sich zu gewinnen und alle seine Talente geltend zu machen. Kein Wunder, daß er so in den besten Häusern

willkommen war, und dafs ihm die ehrlichen Augsburger mit Freuden Herz und Börse öffneten. Lange aber durfte dieſs Spiel nicht dauern, und es war wohl nie der Fall, dafs ſich Weckhrlin anhaltend in der Gunſt einer Familie oder eines Biedermannes erhalten hätte. Dankbarkeit ſchien eine ſchwere Laſt für ihn, ſobald er ſich einem Hauſe oder einem Freunde ſehr verpflichtet fühlte, ſo konnte man darauf zählen, dafs er entweder plötzlich wegbleiben, oder gar bey der geringſten Veranlaſſung ſich durch Satyre und Spott an ſeinem Wohlthäter rächen würde.

Das war ſein Fall in Augsburg, wo beſonders ein Pasquill auf einen Mann, gegen den er Verbindlichkeiten hatte, ſeinen Abzug beſchleunigte. Voll von Rache ging er nach Nördlingen, wo er ebenfalls wieder gut aufgenommen wurde, aber nichts dringender hatte, als ſeinen ganzen Zorn gegen Augsburg in ſeiner Schmähſchrift, Anſelmus Rabiosus, auszuſchütten. Das Buch machte gewaltiges Aufſehen in jenen Gegenden; es wurde ſogleich von Seiten Augsburg confiscirt, und der Verleger Bock zu Nördlingen muſste die ganze Auflage dem daſigen Magiſtrate gegen eine mäſsige Entſchädigung übergeben. Wohl mehr dieſer Umſtand, als der innere Gehalt der Schrift war Urſache, dafs ſie

sie reißend abging, und in kurzer Zeit drey Auflagen erlebte. Sie hat ein locales Interesse und ist daher nur dem ganz verständlich, der das Detail der Umstände kennt.

In Nördlingen fing Weckhrlin nun an, eine Zeitung unter dem Titel Feilleisen zu schreiben, mit dem Motto *post nubila Phöbus*, wodurch er auf das Aufklärungswesen zu N. deutete. Er fand hier, so wie vorher in Augsburg thätige Freunde; aber er entzweyte sich mit seinem Verleger, und als die Nördlinger sich da ihres Mitbürgers gegen einen Fremdling annahmen, verdarben sie es bey Weckhrlin damit so, dafs er alle seine neuen Verbindungen vergafs, den Staat an öffentlichen Orten eine nasenlange Welt und die Bürger Cimmerier nannte, und besonders den Bürgermeister von Tröltsch, dem er seine Einführung in die Stadt und so manches Gute zu danken hatte, seine Geisel so empfindlich fühlen liefs, dafs jeder Weg zur Versöhnung auf immer abgeschnitten war. Er bekam nun das *Consilium abeundi*, und ging von Nördlingen nach Baldingen, einem benachbarten Wallersteinischen Dorfe, wo dieser excentrische Mensch von aller Welt zurückgezogen und der Stürme des Lebens überdrüssig, eine Zeitlang in der Stille lebte. Im Genusse der schönen Natur, im Umgang mit seinen Bü-

chern und wenigen Landleuten sammelte sein Geist originelle Ideen über Religion, Staaten und Geschichte, und faßte den Entschluß diese in freyen Heften der Welt mitzutheilen und sich dadurch das Einkommen von seinem Vermögen zu vermehren. So fing er um diese Zeit seine Chronologen an (12 Bände, jeder von 3 Heften. Frankfurt und Leipzig 1779–1783). Durch sie wurde Deutschland zuerst aufmerksam auf ihn. Witz, Laune, Bekanntschaft mit der französischen Literatur, Freymüthigkeit, die oft in Muthwillen ausartete, verschafften dieser periodischen Schrift viele Leser in allen Gegenden, lebhafte Freunde, heftige Gegner, und auch kritische Beurtheiler, welche die Talente eines geistreichen Mannes in ihm nicht verkannten, und sich von ihm über interessante Gegenstände auf eine originelle Art gern unterhalten liessen, ohne zu übersehen, daß es ihm an gründlichen Kenntnissen und an ruhiger Erforschung der Wahrheit gebrach. Von 1784 bis 1787 hies seine periodische Schrift das graue Ungeheuer (36 Hefte oder 12 Bände); 1789, Hyperboräische Briefe (7 Bändchen) und 1791 Paragrafen (3 Bändchen); es verlor allmählig Interesse und Leser, denn man fand nun häufige Wiederhohlungen und schwache Stücke und so schlief es ein.

Er

Er lebte hier ganz nach seinem Sinne, spöttete von seiner Einsamkeit aus über alles, und neckte alles, so weit er reichen konnte. Er machte es sich zum Geschäfte, die Frühpredigt, die der Nördlingische Caplan alle Sonn- und Feyertage in Baldingen zu halten hat, Abends im Baldinger Wirthshause zu recensiren und zu persifliren, so dass beynahe die Baldinger Bauern lauter Freygeister wurden, wie man in Nördlingen sagte; "sonst käme, hiess es dort, die Freygeisterey aus den Städten auf das Land, bey ihnen aber käme sie von dem Lande in die Stadt."

Nach seiner Art zu denken, erlaubte er sich in seinen Briefen an Grafen und Edelleute in Wien die lächerlichsten Unwahrheiten. So gab er vor, er brächte seine meiste Zeit auf seinem Rittergute zu Baldingen zu. Es trafen daher Briefe bey dem Nördlinger Postamt ein addressirt an den Ritter von Weckherlin. Oefters traf sichs nun, dass der eine oder andere seiner Correspondenten diese Gegend passirte und sich zu dem vermeinten Ritter führen liess; wie erstaunte er aber, wenn er nun in eine elende Wohnung geführt wurde, wo kaum vier Menschen Raum hatten, und noch dazu den gelehrten Besitzer des Dorfes in einem lächerlichen Aufzug antraf. Auf dem Kopf hatte er einen grauen tyroler

ganzen Verkehr mit Weckhrlin durch dessen Verweisung als beendigt angesehen hätte, so laut forderte ihn Klugheit und die Art des Angriffs zur Ahndung auf; denn nicht nur einige angesehene Personen der Stadt waren in der Schrift aufs empfindlichste blos gestellt, sondern die Bürgerschaft fast wörtlich zur Empörung aufgefordert. Der Rath liefs daher die Schmähschrift öffentlich verbrennen, und den Fürsten von Wallerstein bitten, den Verfasser deshalb in Untersuchung zu nehmen. Zum Schein ward Weckhrlin nach Hochhaus, einem fürstlichen Oberamtsschlosse gebracht, um da, wie es hies, für seine Sünden zu büssen. Allein man weifs, dafs er dort vielmehr als Gast, und nicht als Gefangener behandelt wurde. So viel hier von seiner Gefangenschaft, wovon man im Publikum so alberne Sagen ausgebreitet hat! Von nun an liefs Weckhrlin die Nördlinger in Ruhe, sammelte sich eine artige Bibliothek, lebte auf Hochhaus vier Jahre von seinen schriftstellerischen Arbeiten, und lauerte mit Falkenblicken auf den Gang der französischen Revolution."

Andere Nachrichten sagen, dafs er nicht blos auf Requisition der Nördlinger sey festgesetzt worden, sondern er habe kurz vorher auch den Fürsten von Wallerstein durch einen

Spott

Spott über die katholische Lehre vom Abendmahl aufgebracht. "Es gäbe, sagte er einst, eine Menschenrace, die ihren Herrngott täglich einige Millionen Mahl esse, und ihn wieder von sich gäbe." Dieß habe der Fürst erfahren und es bestraft.

Im Jahr 1792 gerieth er bey Gelegenheit der Preußischen Besitznehmung der Fürstenthümer in Franken, auf den Gedanken, sich in Anspach zu setzen, und eine Zeitung zu schreiben. Er reisete nach Anspach, erhielt von dem Minister von Hardenberg, der ihn schätzte, Erlaubniß zur Ausführung seines Plans, übertrug einem dasigen unternehmenden Gastgeber Verlag und Spedition, und erhielt von diesem beträchtliche Vorschüsse zu einer Reise nach Straßburg und Paris, um Correspondenten zu suchen. Er kam zurück, seine Freunde warnten ihn einstimmig; Genannte und Ungenannte wendeten sich schriftlich an ihn, um ihn von diesem Vorsatze abzubringen; denn man sah voraus, daß er sich dadurch großen Verdruß zuziehen und daß die ganze Sache nicht lange dauern würde. Nach langem Zaudern fing er seine Zeitung unter dem Titel: Anspachische Blätter an, schrieb sie, wie man voraussehen konnte, nicht viel über ein Vierteljahr, bald stark, bald matt; bald neu, bald alt; bald freymüthig, bald verstackt.

Da er unter dem Schutze des Miniſters ſtand, ſo wagte es keiner ſeiner vielen Feinde, ihm zu Leibe zu gehen. Einſtmahl war dieſer abweſend; es kam ein falſches Gerücht, die Franzoſen ſeyen im Anzuge, und Weckhrlin, ihr Correpondent, habe die Stadt verrathen. dieſe lächerliche Farce wurde von einem ſeiner Gegner verbreitet, der ſeine Zeitung des Jacobismus verdächtig hielt. Der Pöbel trat in Haufen zuſammen und knirſchte mit den Zähnen über Weckhrlin, der nichts weniger ahndete, als daſs die Volksbewegungen ihm gelten ſollten. Genug, er bekam Stubenarreſt, man verſiegelte alle ſeine Brieffchaften, und den 24. Novbr. 1792 ſtarb er aus Gram oder Wuth über dieſe Verhaftung. Der Miniſter befahl, die Sache auf das ſtrengſte zu unterſuchen, und man fand in ſeinen Papieren nichts, was von Bedeutung geweſen wäre. Die Sache ſchlief allmählig ein. Er hatte ſich nie aufs Wirthſchaften verſtanden; denn ungeachtet ihm der Bogen ſeines grauen Ungeheuers und der hyberboräiſchen Briefe mit 9 Gulden bezahlt wurde, und er noch überdieſs von ſeinem väterlichen Vermögen einen jährlichen Zuſchuſs von 400 Gulden erhielt, ſo befand er ſich doch immer in Geldverlegenheit. Auch bey ſeinem Tode hinterlieſs er nichts und er wurde in der Stille auf fremde Koſten beerdigt.

Weckhr-

Weckhrlin war wohlthätig gegen dürftige, vertraulich mit Niedern, zuvorkommend gegen Fremde, und im höchsten Grad freygebig. Hingegen besaſs er auch die reizbarste Empfindlichkeit und eine Rachſucht ohne Gränzen. Dieſs beweiſst ſein immer von neuem geäuſserter Haſs gegen die Geiſtlichkeit, gegen die er nun dann gelinder zu denken anfing, und ſie mit mehr Schonung behandelte, als er bey ſeiner Feſtſetzung auf dem Schloſſe Hochhaus den gelehrten und aufgeklärten damaligen Specialſuperintendenten Lang zu Hohenaltheim kennen lernte. Als noch kurz vor ſeinem Tode ihn ein Freund fragte, ob er keinen Geiſtlichen verlange? antwortete er: er möchte ihn doch mit Beſuchen, die er in geſunden Tagen nicht habe leiden können, verſchonen.

Seinem Witze huldigte er unbedingt und ſelbſt auf Unkoſten ſeiner Freunde. Wenn ſeine Laune erwachte und ein Gegenſtand des Spottes ſich darbot, dann galt ihm Freund und Feind gleich. Dadurch ſchreckte er nicht nur viele ſeiner Nachbarn von ſeinem Umgange ab, ſondern ſein Rücken muſste auch zuweilen die Freyheit ſeiner Zunge büſsen. Andere zum Zorn zu reitzen und von ihnen angegriffen zu werden, machte ihm Freude, und als ein ſchweitzeriſcher Kanton ſeine Chro-

Chronologen wollte verbrennen lassen, schickte er ihnen noch seinen Schattenriss zu dieser Feyerlichkeit.

Als theoretischer Anhänger Epikurs verläugnete er auch in seinem praktischen Leben nicht, dass ihm das sinnliche Vergnügen die Regel seines Thuns sey. Wollust und Wein waren die Götzen, denen er in frühern Jahren zu freygebig geopfert hatte. Die Wirkung entsprach der Ursache. Ein Beinfrass nagte an seinem Leben, und zu spät erkannte und lehrte er die Wahrheit: das Laster ist ein Rechnungsfehler. Alle hitzigen Getränke waren ihm verboten; auch lebte er der Vorschrift so ziemlich gemäss. Nur von Zeit zu Zeit konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, zu grosse Becher zu leeren, die ihn dann gewöhnlich in eine Pfütze oder Graben warfen, woraus ihn seine Magd mit Mühe zog und nach Hause führte. Mit dem komischsten Witze wusste er über die Menge von liederlichen Dirnen zu spotten, die ihn zum Vater ihrer unehelichen Kinder angaben, ungeachtet er die meisten nicht einmahl gesehen hatte. Da er strafefrey war, und nur darüber zu scherzen pflegte, so konnten sie kein besseres Subject für ihre Verlegenheit finden.

Frey

Frey von Bestechung war Weckhrlin nicht wie er dies in Abficht der Mesmerischen Geschichte, die er zu vertheidigen übernommen hatte, seinen Freunden eingestand.

Unter allen Schriftstellern liebte er den Montesquieu am meisten, dessen *Esprit des loix* nie von seinem Pulte kam. Seine Vorliebe zur französischen Literatur hatte auch auf seinen deutschen Styl einen unverkennbaren Einfluss, und machte, dass er von Gallicismen voll war.

Man hat den wahren Gedanken geäussert, dass seine Zeitschriften es wohl verdienten, von einem Manne durchlaufen, von den Schlacken des Tags gereinigt, und das Beste daraus in ein paar Bändchen für die Nachwelt gesammelt zu werden, welches unstreitig eine unterhaltende Lectüre geben würde.

Den 1. Septbr. 1793.

starb zu Augsburg

J. Friedr. Freyhr. v. Tröltsch,

Kaiserl. Hof- und Pfalz-Graf, Rathsconsulent der freyen Reichsstadt Augsburg, Deputirter in Reichs- und Kreissachen und Scholarch.*)

Ein Mann, der im Stillen seinen Vaterlande die wichtigsten Dienste leistete, und daher um so mehr eine Stelle in Blättern verdient, die vorzüglich darauf hinwirken, das Verborgene Verdienst achtungswürdiger Deutschen zu enthüllen!

Er wurde den 8ten März 1728, in der freyen Reichsstadt Nördlingen, gebohren, und

*) Quellen: Ehrendenkmahl dem Herrn Joh. Friedr. Frhr. von Tröltsch etc. errichtet von Heinr. Andr. Martens, Rector des Gymnasiums bey St. Anna zu Augsburg, daselbst 1793. 4. — Eine biographische Notiz ist im Reichs-Anzeiger; Jahrg. 1794. S. 991. — Handschriftliche Beyträge.

und war der erſte Sohn zweyter Ehe, des dasigen Stadtamtmanns **Wallfried Daniel Tröltſch**. Dieſer hatte nach vollendeten akademiſchen Studien, auf einer Reiſe durch Frankreich, die Schweiz und einen Theil von Deutſchland, ſeinen Geiſt und Geſchmack gebildet, und der Ton, der in ſeinem Hauſe herrſchte, gehörte deshalb zu dem feinern der Stadt. Er war ein gerechter, aber ſtrenger Vater, und dieſe Gemüthsart hatte, in vereinter Wirkung mit der Sanftmuth der Mutter, auf die Characterbildung ihres älteſten Sohnes den wohlthätigſten Einfluſs. Seine Neigung zu den Wiſſenſchaften zeigte ſich früh, und wurde durch körperliche Schwächlichkeit, die Folge einer Krankheit aus ſeinen Kinderjahren, nicht gemindert. Den Elementarunterricht verdankte er ſeinem braven Vater, der ſich zugleich eifrigſt bemühte, in ihm mit dem Gelehrten auch den **Menſchen** zu erziehen. Unter der Lenkung dieſes trefflichen Lehrers beſuchte er ſpäterhin auch noch das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Seine Fortſchritte in dieſer Zeit waren ſchnell; und ausgerüſtet mit feſten moraliſchen Grundſätzen und mehr als gewöhnlichen Vorkenntniſſen ſah er ſich im 18ten Jahre, im Stande, ſeine akademiſche Laufbahn anzutreten. Er beſtimmte ſich, vielleicht nach dem Beyſpiel ſeines Vaters, zum Studium der Rechte, und ging zur Erreichung dieſes Zwecks, 1746

nach

nach der Universität Erlangen ab; der untergrohen Hoffnungen ertheilte Segen seiner Eltern, die Freundschaft und die herzlichsten Glückwünsche seiner Lehrer, begleiteten ihn.

Den ersten Schritt auf die Universität, der in unsern Tagen der entscheidende für das dauernde Wohl oder Unglück eines Jünglings geworden ist, that der junge Trölsch, nicht planlos, und zeichnete sich also schon durch seinen Antritt der misslichsten Periode in dem Leben der studirenden Jugend, vor tausenden seines Gleichen vortheilhaft aus. Frühzeitig hatte er den Menschen in seinen Handlungen kennen gelernt, und daher eine Liebe für die praktische Philosophie gefaßt, die bey ihm nie erlosch, und nie erkaltete. In allen Verhältnissen seines Lebens, selbst unter der Last der gehäuftesten Amts- und Neben-Geschäfte versäumte er nie, dieses, zur Würde der Menschheit gehörige Studium ferner zu treiben; er nahm also darauf auch gleich in den ersten Jahren seines akademischen Lebens, hauptsächlich Rücksicht. Das *non multa sed multum* in Absicht seiner Kenntnisse, war das Grundgesetz, nach dem er seinen ganzen Studienplan entwarf. Er wollte nicht, als vielseitiger Gelehrter einst grosen Umfang seiner Wissenschaften zeigen, aber er strebte voll Eifer darnach, das Studium, was er, um seinem Lande zukünf-

zukünftig practiſch brauchbar zu ſeyn, ergriffen hatte, gründlichſt bis in ſeine kleinſten Theile zu erlernen. Männern, die ſich dem Staat widmen, hat er hierin ein der Nachahmung würdiges Beyſpiel aufgeſtellt. Er widmete ſich ihm, und blieb mithin von den Reizen der ſchönen Künſte oder anderer Fächer unverſucht; aber er lernte ſeine Wiſſenſchaft auch in ihren weiteſten Gränzen kennen, und ſah daher mit Recht die practiſche Philoſophie als einen weſentlichen Theil derſelben an. Bey der unabſehbaren Gröſse des Feldes, das die Wiſſenſchaften in unſern Zeiten einnehmen, und das in ſeiner eilenden Erweiterung, jede Gränze zu verlieren ſcheint, kann die Wahrheit und Einſicht, die dieſen jungen Mann in ſeinem Werden leitete, und ihn allein wirklich an das gewünſchte Ziel brachte, nicht genug beherzigt werden. — Der noch lebende kaiſerliche Reichshofrath von Braun, Gonne, Roſsmann und Schierſchmidt ſind die Männer, unter denen der junge Tröltſch in Erlangen den Grund zu ſeiner Wiſſenſchaft legte, denen er als ſeinen Muſtern nacheiferte, und die er, ſo lange er lebte, mit Dankbarkeit nannte. Gleich im erſten Jahr ſeines Aufenthaltes zu Erlangen ſchrieb er eine lateiniſche philoſophiſche Abhandlung: *de enunciationibus identicis. Erlangae 1746.* 4. und das Jahr darauf eine juriſtiſche: *de juris-*

dictione in genere ejusque a legis actione, et reliquo judicis officio differentia, jure Romano. Erl. 1747. 4.

Von Erlangen ging er 1747 nach Göttingen ab, wo er ſich, unter Gebauer, Köhler, Schmauſs, Ayrer und Mosheim, die Kenntniſs der noch übrigen ihm fehlenden Theile der Rechtsgelahrtheit und der Kirchengeſchichte erwarb, und ſich beſtimmt zum Publiciſten bildete. Er überzeugte ſich bald von der Richtigkeit des Satzes, daſs ein Staatsmann hauptſächlich in den Geſchäften und in der Praxis ſelbſt, ſeine Beſtimmung erreiche, und er ſcheute daher keine Mühe, Akten und Proceſſe zu bearbeiten, Regiſtraturen und Archive kennen zu lernen, und in Cabinete und Canzleyen Einſicht zu erhalten; dabey verſäumte er jedoch nicht, die Theorie ſeiner Wiſſenſchaft durch mannichfaltiges Leſen und Nachſchlagen in den Quellen und neuern Schriften, immer gründlicher zu erforſchen.

Seinen viertehalbjährigen Aufenthalt zu Göttingen, und mit ihm, ſeine ganze akademiſche Laufbahn, ſchloſs er mit der öffentlichen Vertheidigung einer juriſtiſchen Diſſertation unter Ayrers Vorſitz*) ohne jedoch die Doctor-

*) *Analecta juris ad ſingularia ſtatutorum Nordhu-*

Doctorwürde, oder einen andern Universitätstitel anzunehmen, nach welchen nichtigen Ehrenbezeugungen er niemals trachtete.

Eine Reise wie sein Vater zu unternehmen, erlaubten die ökonomischen Umstände seiner zahlreichen Familie nicht. Er kehrte daher in seine Vaterstadt zurück; und ob er gleich durch seine thätige Unterstützung des damals kranken Consulenten Scheiffelhut, Proben von seinen gründlichen Kenntnissen ablegte, so hatte er doch keine Aussicht zu einer förmlichen Beförderung, als er im Jahr 1752 von der verwitweten Sophie Louise, gebohrnen Land-Gräfin von Hessen-Darmstadt, einen Ruf nach Oettingen mit dem Charakter eines Wittthums Rathes erhielt, und annahm.

Trölsch lernte den Hof kennen, ohne mehr als seine gute Seite anzunehmen. Seine äussere Form gewann mehr Feinheit, ohne dass die Selbstständigkeit seines Charackters verlohren gegangen wäre, und er wurde der Gesellschafter seiner Fürstin, ohne ihr Schmeichler zu werden. Im Jahr 1758 starb seine Gönnerin. Eine Geschäftsreise, die er in ihren Angelegenheiten nach Augsburg unternehmen musste,

lingensium; in academia Georg. Aug. moderante G. H. Ayrero, etc. publice disputat Jo. Friedr. Trölsch, auctor. Gotting. 1749. 4.

machte ihn zum erſtenmal mit dieſer Stadt bekannt. Er trat hierauf als wirklicher Hof- und Regierungsrath in die Dienſte des Fürſten von Oettingen Johann Aloys, womit er zugleich die Stelle eines Ober-Amtmanns zu Aufkirch verband.

Er gab in dieſer Zeit mehrere kleinere und gröſsere Schriften heraus, die zuletzt zu einer beträchtlichen Zahl anwuchſen und ſämmtlich in Meuſels Gelehrtem Deutſchland aufgezeichnet ſind. Sein gemeinnützigſtes Werk iſt ſein: Chronologiſcher Auszug der Geſchichte von Frankreich etc. aus dem Franzöſiſchen des Präſident. v. Hainault 1760. 4., eine Ueberſetzung des bekannten *Abregé* dieſes berühmten Hiſtorikers.

Die Dienſte, die Tröltſch dem Oettingeſchen Hauſe mehrere Jahre hindurch geleiſtet hatte; die Verwandtſchaft dieſes Hauſes, ſeit Kaiſer Carl des ſechſten Zeiten, mit dem Erzhauſe Oeſtreich, öffneten ihm den Weg, durch den Wiener Hof in den Adelſtand erhoben zu werden, und 1765 erhielt er auch wirklich den Adelsbrief für ſich und ſeine zwey noch lebende Brüder. Er nahm ihn an; denn er glaubte mit Recht, Verdienſtadel nicht ausſchlagen zu müſſen. In demſelben Jahre verheirathete er ſich mit Anna Sophie Chriſtiane

ſiane, der Tochter des Däniſchen Canzleyraths von Mouk, mit welcher er acht Kinder erzeugte.

Im Jahr 1767 erhielt Tröltſch den Ruf als Rathsconſulent in Augsburg; nach einigem Schwanken hielt er beym Fürſten um ſeine Dimiſſion an, und ging in ſeinem neuen Beruf nach Augsburg ab. Ein Rathsconſulent in Augsburg iſt in die wichtigſten und mannichfaltigſten Arbeiten, Verrichtungen, Haupt- und Nebengeſchäfte verwickelt, daſs ihm kein Theil der Rechtswiſſenſchaft unanwendbar bleibt. Dazu kam, daſs Tröltſchens Wirkungskreis nun in eine Handelsſtadt verſetzt wurde, und ſo hatte er in Augsburg erſt alle ſeine tiefen Kenntniſſe, ſeine durchdringende Erfahrenheit, im römiſchen, kirchlichen, deutſchen Privat- und Staatsrechte, ſeine gründlichen Einſichten im praktiſchen Rechte völlig entfaltet. Seinen ehrenvollen Poſten behauptete er mit Würde durch die eifrigſte Thätigkeit, Ordnung, Vorſichtigkeit in Staatsangelegenheiten, Klugheit in Anſchlägen, und ſo gewann er in kurzem allgemeines Anſehen und die Liebe und Achtung ſeiner Collegen.

Im Jahr 1770, da auch in Augsburg eine ſchleichende Hungersnoth zu befürchten war, bewirkte Tröltſch in Begleitung des Baron

von Liebert, und des Baron von Carli durch eine Audienz am Wiener Hofe, die freye Zufuhr des Getreides durch Tyrol nach Augsburg und rettete hunderte ſeiner Mitbürger vom Rande des Grabes. In demſelben Jahre bearbeitete er die Augsburgiſche Proceſsordnung, und erhielt die Advocatur an der Hoſpitalſtiftung.

Seine Thätigkeit, mit der er ſich durch die ſchwere Maſſe ſeiner Amtsgeſchäfte, ſeiner Correſpondenzen, ſeiner Verbindung mit Staatsmännern und Geſchäftsleuten, ſeiner häuslichen Angelegenheiten endlich, (denn unter allen dieſen Laſten verſäumte er auch nichts in der Erziehung ſeiner Kinder) bey einem ſchwächlichen Körper hindurch arbeitete, iſt faſt unglaublich; ſie lebte von neuem auf, als ihn die Aerzte 1771 zum erſtenmal dem Tode entriſſen.

1777 ſtarb ſein älteſter College, Rathsconſulent Tauber, und die groſse Menge ſeiner Arbeiten ward itzt noch mit neuen vergröſsert. Er erhielt die Stelle eines Reichs- und Kreisdeputirten, die eines Deputirten zum Münzweſen; er wurde zum engern Ausſchuſs der burgauiſchen Inſaſſen, und zu dem Scholarchat gezogen. Hier kam er in collegialiſche Verbindung mit dem thätigen Rector des daſigen Gymnaſii, Hieron. Andr. Mertens, und

nach

nach dessen Urtheil zeigte er auch die Richtigkeit seines Blicks als Schulvorsteher, und machte sich um die Schule in mehr als einer Hinsicht treflich verdient. Eben so wirkte er auch in seinen andern neu angetretenen Aemtern mit Würde und Nutzen, und es war natürlich, dafs er sich bey den aufserordentlichen Vorzügen, die er als Geschäftsmann besafs und die sich täglich mehr entwickelten, je mehr er Verrichtungen übernahm, die Achtung der angesehensten Männer im höchsten Grade erwarb.

Seine Arbeiten vermehrten sich unaufhörlich, er erhielt weiterhin auch die Deputationsstelle zum Landquartierwesen, zur Finanz- und Oeconomieverbesserung, und war itzt zum erstenmal gänzlich aufser Stande seinen Kindern eignen Unterricht zu ertheilen. In den Jahren 1778 und 1779 bearbeitete er auch die Pflege- und Wechselordnung. Als Richter war er gerecht und handelte streng nach den Gesetzen, die positives Recht und Moral ihm vorschrieben.

Im Jahr 1784 fiel er in eine zweyte tödtliche Krankheit, ward aber auch wieder gerettet, und setzte mit neuer Thätigkeit seine Laufbahn fort; ja er wurde wirklich im Jahr 1790 nach dem Absterben Kaiser Josephs II. von dem Churfürsten von Baiern Carl Theodor als

Aſſeſſor des Reichsvikariats-Hofgerichtes zu München angeſtellt, und am Beſchluſſe dieſes Reichsvikariats-Gerichtes, mit ſeinen zwey Brüdern zu Nördlingen in den reichsfreyherrlichen Stand erhoben. Nach Leopold II. Tode, wurde Tröltſch zum zweytenmal als Beyſitzer beym Reichsvikariats-Gerichte angeſtellt, eine Ehre, die noch keinem Augsburger jemals zu Theil wurde. Sie war der letzte Triumph ſeiner Wirkſamkeit. Eine gänzliche Entkräftung aller Theile ſeines Körpers, die mit einer Diarrhöe, ihren Anfang nahm, raffte ihn nach einem vierzehntägigen Krankenlager im 69ſten Jahre hin. Dem Staat, dem er ſo ausgezeichnete Dienſte leiſtete, wird ſein Andenken ſtets ehrenwerth bleiben.

Obgleich Tröltſch ganz in juriſtiſchen Geſchäften lebte, ſo beſchäftigte ſich ſein Geiſt doch auch gern mit der praktiſchen Philoſophie, und liebte Schriftſteller wie Garve, Zimmermann, Büſch, und Knigge. Im Fache der Rechtsgelehrſamkeit hielt er Pütters Schriften vorzüglich hoch; das neue Preuſſiſche Geſetzbuch war ihm eine ſehr angenehme Erſcheinung und wurde fleiſſig von ihm geleſen. Täglich beſchäftigte er ſich mit religiöſen Betrachtungen; Hermes Handbuch und Morus Epitome ſchätzte er beſonders. Das was er im J. 1790 an ſeinen Bruder, den Superintendent

in Nördlingen schrieb, kann ein Zeichen von seiner Denkungsart über Religionssachen seyn: "Ich feyere dermalen die Feyertage mit der Communion bey dem Tische des Neuen Testamentes, und führe meine zwey Söhne, nachdem sie gestern von Hrn. Pastor Steiner confirmirt worden sind, zu dem Bundesaltare. Bethe mit mir für sie, dass sie Gott und Religion nie vergessen und wache für ihr Gewissen, wenn ich nicht mehr kann. Ich misbillige die allzufrühe Eilfertigkeit zum Abendmahle, die man oft zu einer Art von Emancipation bey uns macht." — In der Erziehung befolgte er strenge Grundsätze und sah davon die besten Folgen; seine kluge und wirthschaftliche Gattin unterstützte ihn dabey, so wie er überhaupt mit ihr in der größten Eintracht lebte. Er war im patriarchalischen Sinn das Haupt und der Rathgeber seiner ganzen Familie.

Den 11. Octbr. 1790

starb zu Königsberg

Georg Christoph Pisanski,

Königl. Oftpreuſs. Conſiſtorial-Rath, Doctor d
Theol. und Rector der Domſchule.

Zum Andenken dieſes gelehrten Mitgliedes d
K. deutſchen Geſellſchaft in Königsberg hie
der verdiente Kirchenrath Borowski in di
ſer Geſellſchaft eine Rede, die nachher auc
unter dem Titel: Ueber Leben, Charakter un
Schriften Piſanski's etc. 25 Seiten, 8. gedrucl
worden iſt. Da im Nekrol. 1790. II, 343, nicht
als die Anzeige ſeines Geburts- und Todesjahr
ſteht: ſo folgt hier aus Borowski's Schrift ein
kurze Schilderung dieſes Mannes.

Piſanski ſtammt aus der in Polen ehe
mals ſehr ausgebreiteten Familie von Helm
einer ſeiner Vorfahren, Georg von Helm, ver
lies um die Zeit der Glaubensverbeſſerung ſein
Vaterland Polen und die angeſtammte katholi
ſche Religion, kam nach Preuſſen, wurde 1567
Pre

ger zu Pisanitzen und nannte sich seitdem seinem Wohnorte, wie sich seine Nachkom- noch bis jetzt nennen. — Seine Mutter Catharina Louisa, die Tochter des Preussi- Naturforschers, des Probsts Helwing ngerburg, die um so mehr hier eine Er- ung verdient, da sie und ihr rechtschaffe- Vater auf die frühe Bildung Pisanski's den ten Einfluss hatten; denn als er in Anger- auf der Schule war, konnte er täglich seinen Grosvater seyn, der durch seine en Kenntnisse, die ihn zum Mitglied der nischen Akademie der Wissenschaften erho- hatten, und durch seine Erfahrungen die- Enkel sehr nützlich wurde. Nun studirte on 1742 an Theologie in Königsberg, wur- seinem 23sten Jahre Collaborator bey der idtischen Schule, und da er im pädagogi- Fache so glücklich war, rückte er in we- Jahren bis zum Rektor hinauf. Im Jahr belohnte man seinen unermüdeten Lehrer- durch das Rektorat der Domschule; er e Magister und nun auch neben seinem tamte nützlich für die Universität; 1773 er die Doctorwürde in der Theologie an, eirathet war er mit Johanna Agnes Lie- , die ihn überlebte.

Er war ein nach alter Art gründlicher und rter Mann, und war es durch treue, nach- ahmungs-

ahmungswürdige Anwendung seiner Schul- und Universitätsjahre geworden. Unter der Leitung seines Grosvaters hatte er sich auf der Schule so viele Sprachkenntnisse gesammelt, dass er beym Weggang auch die schweren lateinischen Klassiker las, im Griechischen und Hebräischen, selbst in der französischen und italiänischen Sprache nicht unerfahren war, und die Hauptmomente der Welt- und Literär-Geschichte inne hatte. In den Universitätsjahren trieb er mit eisernem Fleiss Mathematik, Philosophie und die eigentlich theologischen Wissenschaften, und zog die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Schultz, der ihn zum Lehrer der Altstädtischen Schule wünschte, liess ihn zu sich rufen, legte ihm eine schwere mathematische Aufgabe vor, die er lösete, liess ihn über ein Thema, das er ihm sagte, auf der Stelle einige lateinische Verse machen, sich von ihm die Methode, nach welcher er ungefähr sein Erlerntes andern beybringen möchte, erzählen, war äusserst zufrieden und nahm ihn zum Lehrer an seine Schule. Von der Universität wurde er verschiedentlich zur Professur der Dichtkunst, des Styls und der Geschichte, der praktischen Philosophie, und der Theologie vorgeschlagen. Bey seiner Magisterpromotion verbat er bey keinem der acht Glieder der philosophischen Facultät das gewöhnliche Examen, das sonst in einer oder der andern Wissenschaft wohl erlassen

lassen zu werden pflegt, sondern stand jedem zur Beantwortung bereit. Seine vielen Schriften in so verschiedenen Fächern, als Theologie, Naturgeschichte, vaterländische Alterthümer, Geschichte und besonders *Literar*-Historie, beweisen die Mannichfaltigkeit seiner gründlichen Kenntnisse.

Er rechnete sichs zur Ehre, ein orthodoxer Theolog zu heifsen und benutzte den ganzen Reichthum seiner Kenntnisse, das System, so wie es ihm wahr erschien, zu unterstützen. Borowski versichert indefs, dafs er in den letztern Jahren mehr tolerant gewesen sey, als man sonst von ihm vermuthete. Er ging mit der neuesten Literatur fort und bis wenige Wochen vor seinem Tode nahm er noch Antheil daran.

Bey der Anstrengung in seinem Hauptfache und in seinem Amte war ihm, aufser kleinen lateinischen und deutschen Gedichten, die er zuweilen, und am mehrsten auf Erfordern des akademischen Senats schrieb, besonders die Vaterlandsgeschichte eine Art von Erholung und Zeitvertreib. Daher seine vielen Schriften über diesen Gegenstand, unter denen sich besonders die Geschichte der Gelehrsamkeit in Preufsen auszeichnet; daher die schätzbaren Beyträge, die er zu den gesammelten Schriften

der

dung. Im vertrauten Zirkel war er froh und heiterte ihn durch unterhaltende Anecdoten und Geschichten auf, deren er bey seinem bewundernswürdigen Gedächtnifs Tausende wufste.

So eifrig er in Behauptung seines theologischen Systems war, so machte ihn dies doch nicht zänkisch; denn aufser der Fehde mit Stark, der ihn in den Weimarischen Kirchengeschichtsacten angegriffen hatte, und einer andern mit einem päbstischen Gelehrten in Crakau, der ihn wegen der Schrift von den Ueberbleibseln des Heidenthums und Pabstthums in Preufsen sehr bitter angriff, hat er keine schriftstellerische Streitigkeit gehabt. Wirklich ging bey ihm alles auf wahre Frömmigkeit hinaus. Er wufste zu gut, wie sehr ehedem auch in Königsberg mit Betstunden, Equickungsstunden und andern in die Augen fallenden Gottesdienstlichkeiten, Mifsbrauch getrieben und Heucheley befördert worden war. Aber der strengen Sonntagsfeyer war er bis ans Ende getreu, und hielt darüber mit grofsem Ernste auch bey seinen Schülern.

Fragt man, wodurch er dieser schätzbare und nützliche Mann wurde, so kann die Aufzählung dieser Ursachen nicht ohne Nutzen für andere seyn. Eine feste, nicht leicht zu erschüt-

schütternde Gesundheit trägt viel zur Bildung eines fleisigen Gelehrten und thätigen Schulmannes bey. Pisanski besafs bis zum sechzigsten Jahre volle Lebenskraft und beständige Gesundheit; seitdem aber litt er an Steinschmerzen und seine Kraft nahm ab. Dieses beständige Wohlseyn dankte er einer frühen Entfernung von aller Weichlichkeit, und einem strengen Fleisse. Sein Vater, seine Lehrer, und besonders sein Grosvater Helwing sahen darauf, dafs er sich als Knabe immer beschäftigte; waren die nothwendigen Schularbeiten gethan, so nahm der alte Probst seinen Enkel mit botanisiren, oder übte ihn im Italiänischen; oder gab ihm Hartknochs altes und neues Preufsen in die Hände. — Seine lebenslang beobachtete Ordnungsliebe war eine andere Ursache seines Wohlbefindens und seiner Nutzbarkeit. Zuerst Stunde der Morgenandacht, dann Schularbeiten, dann Vorlesungen, und dann zur Erholung gelehrter Briefwechsel, den er viele Jahre hindurch mit Gelehrten, z. B. dem geheimen Legations-Rath Oelrichs in Berlin, D Pauli in Halle, Hofprediger Perard in Stettin, D. Verpoorten in Danzig u. v. a. unterhielt. Seine Ordnungsliebe erstreckte sich auch auf seine vielen Bücher, die er doch sehr fleisig brauchte; denn sie waren ihm statt Freunde und Kinder. — Von seinen Jünglingsjahren an hatte er die öffentlichen Bibliotheken sehr

eifrig benutzt, und sich deshalb um die Freundschaft ihrer Aufseher beworben. In dieser Rücksicht rühmte er noch am Ende seines Lebens den ehemaligen Aufseher der Schlossbibliothek, Behm, der ihm oft bibliothekarische Vorlesungen gehalten hatte, denen dann Pisanski den Grund seiner grosen Bücherkenntnis und die Kunst nützliche Excerpte zu machen, lebenslang dankte.

So wurde Pisanski der würdige Gelehrte, den man in ihm schätzte. "Und die fromme Bildung, sagt Borowski, die ihm sein Vater gab, und die er von ihm und von der sanften Mutterhand annahm; die schönen Eindrücke des hohen und freudigen Alters seines rechtschaffenen Grosvaters, wirkten auf sein Frommwerden und Frommbleiben. Wohl dem, den das Vaterhaus schon ein Pflanzgarten der Tugend ward, und der nicht erst aus späten und rauhen Erfahrungen und oft zu spät lernen mus, dass Frommseyn glücklich macht. Er war fest von einer über ihn waltenden Vorsehung überzeugt, suchte nicht ein einziges Mahl um ein Amt nach, und kam doch in die ehrenvollste Lage. Voll dieser Ueberzeugung klagte und murrte er auch in seinem lezten Leiden nicht, und starb im Frieden Gottes!" —

Den

Den 12. Octbr. 1791

starb zu Berlin

Anna Luise Karschin.

Welcher Deutsche würde es dem Nekrolog vergeben, wenn in dem Umfange desselben nicht auch der berühmten Dichterin ein Denkstein geweiht wäre, der die Dankbarkeit ihrer sie ehrenden Zeitgenossen ausdrückt, und der die künftigen jungen Patrioten, wenn sie die edlen Geister ihres Vaterlandes kennen lernen wollen, einst lehrte, was für eine Zierde die deutsche Literatur an diesem unvergeslichen Nahmen besitzt! Dazu ist ihr Schicksal so merkwürdig, dass die Erzählung desselben jenes Interesse hat, das sonst nur eine zur Unterhaltung erdichtete Geschichte zu haben pflegt. Was man hier liest, ist nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der vorhandenen Materialien entstanden, von mehrern Bekannten der Dichterin vorher durchlesen und dadurch bestätigt worden, und das Ziel des Verfassers ist gewesen, hier eine solche Biographie dieser berühmten Frau

zu liefern, wie ſie die Nachwelt mit Recht von den Zeitgenoſſen derſelben verlangen kann.*)

Der Tag ihrer Geburt war der 1ſte Decbr. des Jahrs 1722. Ihr Vater Dürrbach war Gaſtwirth und Bierbrauer auf einer einſam gelegenen Meyerey zwiſchen Züllichau, Schwiebus und Croſſen, und der angeſehenſte unter den ſieben Einwohnern des Orts. Ihre Mutter, die Tochter eines Förſters, war unter den Fräuleins von Moſe in dem adlichen Schloſſe erzogen, und hatte die Spuren einer beſſern Erziehung behalten. Das kleine Mädchen war ein ſtilles in ſich verſchloſſenes Kind, welches niemanden Beſchwerden verurſachte, unter den Bänken der Gaſtſtube umher kroch, oder ruhig wie im Traume vor ſich hinſah, und ſo beſonders unter der Aufſicht ihrer Groſsmutter bis in ihr ſechſtes Jahr aufwuchs.**) Um dieſe Zeit

*) Biographien der Dichterin findet man ſchon gedruckt vorhanden: Im Berlin. Muſenalman. 1794. S. 163—186. — Beſchreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer. Breslau, 1795. S. 67—89. — Vor ihren geſammelten Gedichten. Berlin, 1797 128 Seiten. Dieſe letzte Biographie rührt von ihrer Tochter, C. C. von Klenke her.

**) In der Biographie vor ihren Gedichten 1797. S. 14. wird erzählt: "Sie ſah als ein dreyjähriges Kind

Zeit wurde ihre Mutter Wittwe, und mufste nun die ganze Wirthschaft besorgen; an den Unterricht des Kindes konnte gar nicht gedacht werden; denn es war in der ganzen Gegend keine Schule, und selbst die Kirche war über eine Meile weit entlegen. Glücklicherweise verlangte jetzt der Bruder ihrer Grofsmutter, ein studirter Amtmann an der Pohlnischen Gränze, diese seine Schwester zu sich, um ihm, der Wittwer geworden war, seinen Haushalt zu führen; er kam, die alte Schwester abzuholen,

Kind auf dem Arme ihrer Grofsmutter der Hinrichtung eines Delinquenten zu, und als sein Kopf mit Einem Schwerdtstreiche des Nachrichters abflog, klopfte sie in die Hände und rief von einer plötzlichen Empfindung getrieben: Schwabb, war er ab! Mit diesem Reime entsprang der erste Funke ihres dichterischen Genies, wovon die Umstehenden, welche herzlich lachten, zwar nichts vermutheten, allein den Ausspruch eines Kindes doch für so merkwürdig fanden, dafs sie ihn ihren Bekannten wiederholten, und ihn so in Andenken erhielten." — Ich zweifle sehr, dafs viese diesem Urtheile, als habe sich mit diesem gewöhnlichen Reime in dem dreyjährigen Kinde schon seine Anlage zur Poesie gezeigt, beystimmen werden!

len, und nahm zugleich deren kleine Enkelin mit, an welcher er, wegen ihres guten Gedächtnisses Gefallen fand, und deren Lage für eine gute Erziehung so ungünstig war.

Die kleine Nichte gewann ihren Gross-Onkel sogleich von ganzer Seele lieb, und entwickelte sich nun unter seinen Augen zusehends. Sie konnte halb buchstabiren, als er sie zu sich nahm, und in weniger als einen Monat hatte sie Lesen von ihm gelernt. Nun las sie halbe Tage lang in der Bibel, und sagte Abends ihrem Oheim die Stellen vor, die ihr im Gedächtnisse geblieben waren, und die er ihr dann stundenlang erklärte. Ihr Lieblingsstudium war das Buch der Makkabäer.*) Das Heldenmuster des Judas Makkabäus gab ihrem Geiste die stärkste Nahrung, weil dieser am liebsten bey Bildern verweilte, die ihm ausserordentlich und unerreichbar schienen; denn gewöhnliche Gegenstände hatten schon früh zu wenig Nahrung für sein gewaltiges Feuer. Dieses canonisirte Heldengedicht hatte sogar Wirkungen auf ihre Einbildungskraft; sie vertraute sich ganz mit demselben und wollte kein Mädchen mehr seyn. Man hatte ihr zum Jahrmarkte eine Puppe gekauft; diese warf sie in den Wipfel eines Birnbaums und mit ihr jede Nei-

*) Siehe die Biographie vor ihren Gedichten, p. 48

Neigung zu kindiſchen Spielen." — Ihre Spiele waren kriegeriſch; im Sommer hieb ſie die Neſſeln im Garten nieder, als wäre es eine Legion Feinde; im Winter ſtellte ſie ſich Armeen von Erbſen und Bohnen auf dem Tiſche einander entgegen, oder ordnete Reihen von Kieſeln im Freyen, und warf dann mit gröſsern Steinen darnach.

Ihre Groſsmutter war ſchon über das viele Leſen unzufrieden; als ihr Bruder aber gar anfing dem Mädchen das Schreiben zu lehren, ward ſie ganz unwillig und ſetze ſich ſo viel ſie konnte, dagegen. Indeſs half das nichts, Luiſe machte im Schreiben und Rechnen die ſchnellſten Fortſchritte, aber das Stricken machte ihr Langeweile und ſie hat oft erzählt, daſs ſie in ihrem ganzen Leben nicht mehr als anderthalb Strümpfe geknittet habe. Der Vorrath von deutſchen Büchern ihres Vetters war klein; um alſo ſeine wiſsbegierige Nichte zu beſchäftigen, lehrte er ihr das lateiniſche Leſen und gab ihr nachher Vocabeln auf, die ſie mit Leichtigkeit in das Gedächtniſs faſste. Hier zerriſs aber der ängſtlichen Groſsmutter die Geduld; ſie gab ihrer Tochter, die jetzt wieder geheirathet hatte und guter Hoffnung war, einen Wink davon, und dieſe kam ſelbſt um ihre Tochter, welche jetzt in das zehnte Jahr ging, wieder zu ſich zu hohlen. Gegen ihr Vorge-

ben, dass sie das Mädchen nächstens bey der Wiege brauchen würde, halfen alle Bitten des Oheims nichts; die Trennung ging nicht ohne Schmerz von beyden Seiten vor sich, und wirklich fingen von dieser Periode die traurigen Zeiten der armen Louise an. Die vier Jahre, die sie in seinem Hause zugebracht hatte, waren ihr goldnes Zeitalter gewesen, und dreissig Jahre darauf, als ihr wieder eine mildere Sonne aufgegangen war (1762), weihete sie seinem Andenken noch ein dankbares Lied:

Kommt herauf gestiegen aus dem Sande,
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt!
Theurer Greis, belebe deine Glieder!
Und ihr Lippen, redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt!

Oder du, auf des Olympus Höhe,
Weiser Schatten, siehe wo ich gehe;
Hinter Rindern auf der Weide nicht.
Blick auf diese feinern Menschen nieder;
Alle reden deiner Nichte Lieder,
Hör auf ihr Gespräch, dein Lobgedicht!

Ewig grünen muss die breite Linde,
Wo ich, gleich des besten Vaters Kinde,
Zärtlich dir an deinem Halse hing,
Wenn dich — müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge —
Wenn dich matt die Rasenbank empfing.

Unter

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt ich von dem Gott der Götter
Zwanzig unverstandne Stellen dir;
Aus der Christen hochgehaltnem Buche
Sagt' ich dir von manchem dunkeln Spruche,
Frommer Mann, und du erklärtest mir,
u. s. w.

Nach einigen Monaten, die sie wieder bey der Mutter zugebracht hatte, wurde ihr Stiefbruder geboren, welchen sie nun warten und tragen mußte. Ihr Stiefvater, der Pachter und Jäger Hempel, wußte sich nicht so gut, wie sein Vorfahr, der Brauer Dürbach, in die Führung des Gasthofes zu schicken; sein aufbrausendes Wesen machte ihn bey den Gästen und bey der Herrschaft verhaßt, und ein neuer Pachter kam an seine Stelle. Die Aeltern, die sich hier sehr gut gestanden hatten, mußten nun fort und zogen einige Meilen davon in eine kleine Stadt Tirschtigel, wo sie wieder einen Gasthof pachteten, in welchem sie aber ebenfalls wegen der wilden Art des Vaters gar kein Glück hatten. Die Mutter gebahr nun noch einen Sohn und eine Tochter, welche Luise Dürrbachin gleichfalls warten mußte. Als endlich auch diese nicht mehr gewiegt zu werden brauchte, wußte die Mutter sie mit nichts mehr zu beschäftigen; denn die Großmutter, eine arbeitsame Frau, war nun nach erfolgtem Tode ihres Oheims auch zurückgekehrt,

und nahm an der Wirthschaft Theil. Um al
das Mädchen, das jetzo dreyzehn Jahr alt wa
nicht gänzlich müssig zu lassen, wurden il
von der Mutter drey Rinder anvertraut, welch
sie täglich auf die Weide, die weit entfern
lag und zu ihrer Pacht gehörte, treiben muss
Mit Vergnügen erinnerte sie sich noch spätern
dieser Hirtenjahre und ganz unstreitig hatten
einen grossen Einfluss auf die Entwickelung i
res Geistes. Das Originelle der Bilder, w
man mit Recht in den mehresten ihrer g
ten Gedichte bewundert, hatte unstreitig seine
Ursprung in diesem einsamen langen Beschaue
und Geniessen der Natur zu allen Jahrszeite
und unter allen Gestalten. Sie hatte keine B
cher und Muster; werden wir früh mit diese
bekannt, so ist es unvermeidlich, dass wir vo
ihnen eine gewisse Manier annehmen, und da
selbst der beste Kopf sich dadurch bilde
indem er unvermerkt diesen Mustern nach
ahmt. Ist aber das wahre Talent sich selb
überlassen, so versucht es auf seine Weise de
freyen kühnen Flug, und ihm offenbart sic
das Ewigwahre und Ewigschöne auf demselbe
Wege, auf welchem es sich einst dem Homer
dem Ossian, den Psalmensängern offenbarte!–

Einstmahls verliert sich eins ihrer Rinder
sie muss ihm weit und durch einen Wassergra
ben nachlaufen, und sieht sich mit einem Mahl
au

einer fremden Weide. Hier findet sie einen
enknaben, der unter einem Baume fuss und
Buch vor sich hatte. Es war eine von jenen
riften wie die Asiatische Banise, Robinson
ioe, Hofmannswaldau's Gedichte, u. dgl.*)
Ich Glück für diess lernbegierige Mädchen!
Knabe war ungefähr zwey Jahre älter als
, und ein Bewohner desselben Städtchens,
ihre Aeltern lebten; er war verwachsen,
te eine schwere Zunge, und ein sehr unan-
nehmes Aeussere; aber er hatte einen nach-
nkenden Geist, grosse Anlagen zum Mecha-
tus, verfertigte sich selbst eine hölzerne Uhr,
d neben seiner Feldarbeit täglich allerley
unstliches Schnitzwerk, worin er niemahls
nterricht gehabt hatte, und wodurch er sich
ch ernährte, als ihm nachher im siebenjährigen
riege bey dem Einbruche der Russen seine
ey Pferde, sein gesammeltes Geld, und alles
ab und Gut geraubt wurde. Er und das
ädchen wurden vertraute Freunde; er schaffte
neue

*) Etwas anders, aber doch nicht im Wesentlichen abweichend, wird diese Anekdote in den angeführten Lebensbeschr. einiger gelehrten Frauenzimmer p. 73. erzählt, ebenfalls nach einer mündlichen Ueberlieferung. Ich folge hier der Erzählung der Frau von Kienke, welche die Präsumtion vor sich hat, diese Anekdote aus dem Munde ihrer Mutter selbst oft gehört zu haben.

neue Bücher und las ihr auf der Weide vor. Als der Sommer zu Ende war, brachte er ihr Bücher ins Haus, die ſie im Garten hinter einem Holunderſtrauch, oder auch unter ihrem Kopfkiſſen verbarg, und verſtohlen las. Auch ging ſie in das väterliche Haus des Hirten, ſo oft ſie ſich dahinſtehlen konnte, und las die Bücher bey ihm ſelbſt. Der Sommer kam wieder, und mit ihm der erneute Genuſs der Natur und des gemeinſchaftlichen Leſens auf der Trift. Es war eine edle Freundſchaft unter beyden guten und nach Ausbildung ſtrebenden Gemüthern. Er hieſs Joh. Chriſt. Grafre, und als im Jahr 1762 die Karſchin in Berlin in glücklichen Umſtänden lebte, erinnerte ſie ſich noch ihres redlichen Hirten, ſchrieb an ihn, und erhielt eine Antwort voll Biederſinn und Herzlichkeit.

Als auch der dritte Sommer ſo vorüber, und das Mädchen funfzehn Jahr alt war, that ihre Mutter ſie auf ein und ein halb Jahr zu einer Müllersfrau einige Meilen davon, um ſie im Weisnähen unterrichten zu laſſen. Sie begriff die feinſte Nadelarbeit ſo bald, daſs nach dem erſten Vierteljahre die Müllerin ſie gegen die Abſicht, gröſtentheils zu Mägdedienſten gebrauchte, unter andern auch dazu, daſs ſie auf der Wache ſtehen muſste, wenn ein Huſarenrittmeiſter, der hier auf Graſung ſtand, bey

der

der jungen und hübschen Müllerin zum Besuche war. In ihrer Naivität konnte sie sich anfangs die Sache nicht deutlich denken; dann aber meynte sie, nach dem Muster der von ihr gelesenen Rittergeschichten, die hübsche Frau sey vielleicht von dem unansehnlichen Müller geraubt worden, der edle Ritter käme um sie zu trösten und zu befreyen, und so nahm sie grosen Antheil an dem Schicksal dieser, wie sie dachte, unglücklich Liebenden. Ihre Einbildungskraft wurde entflammt und sie ergos sich in poetischen Klagen über das harte Schicksal; Schade dass dieser erste Versuch nicht mehr übrig ist.

Als einmahl eben der Rittmeister zu seiner Müllerin reiten wollte, fuhr plötzlich eine Kutsche vor seine Hausthüre, und bald hingen seine Gattin und seine beyden kleinen Söhne ihm an Hals und Knien; und er, ein sonst guter Mann und Vater, empfand, dass er von den Banden der Natur umschlungen wurde, und weggewischt aus seiner Seele war das Bild der Kokette. Ohne von ihr Abschied zu nehmen eilte er am andern Morgen mit den Seinigen nach seinem Standquartiere zurück und seine sanfte Frau machte ihm keinen Vorwurf, dass er so lange über die Zeit der Grasung weggeblieben war. Die Nachricht, dass der Rittmeister abgereist sey, brachte in dem Hause des

Mül-

Unter mehrern Freyern, die sich um sie bewarben, wurde ein junger Tuchweber aus Schwiebus, mit Nahmen Hirsekorn, ihr Mann. Er galt allgemein für einen guten Wirth, aber auch für einen geitzigen und heftigen Mann. Luise Dürbachin hatte, wie es hiess, von ihrem Vater [illegible] tausend Thaler Heyrathsgut; dieß bewog ihn um das Mädchen anzuhalten. Allein dieß väterliche Gut war, bey der schlechten Nahrung in dem veränderten Wohnorte und bey dem Müssiggang des brutalen Hempels längst zugesetzt, nur verbarg es die arbeitsame Mutter, und führte die Wirthschaft noch so leidlich fort. Als Hirsekorn um ihre Tochter anhielt, sagte sie ihm zwar, daß diese weiter nichts, als eine Ausstattung, aber keine Mitgabe bekäme; allein sie entdeckte ihm die wahren Umstände nicht deutlich genug; Der Freyer glaubte daher, sie wolle ihn nur auf die Probe stellen, und versicherte, er verlange blos ein arbeitsames und folgsames Mädchen.

Als die Hochzeit vorbey war, sah er wohl, daß sie ihm in der That nichts als eine Ausstattung von etwas Schmuck, Kleidern, und Hausgeräthe, und statt der gehofften tausend Thaler hundert mitbrachte, und liess ihr nun den Unwillen über seine getäuschten Erwartungen durch den gröfsten Geitz empfinden.

Dazu

Dazu war sie wegen ihrer Jugend, und wahrscheinlich auch verwöhnt durch ihre zeitherigen Träumereyen; überaus vergeslich, und that nichts in der rechten Folge und Ordnung.*) Bey dem besten Willen, welchen sie hatte, ihrem Manne alles nach Wunsch zu thun, konnte sie doch nicht das Geringste handhaben, wobey sie nicht etwas verschüttete, im Wege liegen liess, auf etwas trat oder etwas verkehrt machte. Ihr Mann konnte darüber so böse werden, dass er sie oft schlug. Dadurch entstand eine Furcht und Blödigkeit gegen ihn, welche fast sklavisch war, und durch welche sie ihm noch mehr missfiel." — Ihre Unerfahrenheit und der Zustand des immer auf andere Dinge gerichteten Nachdenkens machten, dass sie die rechten Mittel, sich ihren Mann geneigter zu machen, nicht fand und wählte. Rathgeber fehlten ihr in einer fremden Stadt auch, nur die Mutter ihres Mannes war ihre einzige Freundin und ihr einziger Trost.

Als sie ihm zwey Söhne geboren hatte, wurde sein Geitz noch gröser; er versagte ihr die nothwendigsten Bedürfnisse. Oft, wenn sie in ihren glücklichen Tagen den Wein nicht geniessen konnte, welcher ihr überflüssig angeboten wurde, erinnerte sie sich jenes darbenden Zu-

*) S. die Biogr. vor den gesamm. Gedichten. p. 42.

Zustandes, wo sie als Amme ihrer Kinder oft nach einem Trunke Bier schmachten mußte, welches ihr harter Mann vor ihren Augen trank, ohne ihr etwas davon anzubieten. Durch diese Härte wurde sie verleitet, ihm hie und da etwas Münze zu entwenden und kleine Unterschleife zu machen, um sich, wenn er ausging, heimlich etwas Bier dafür hohlen zu lassen; dieß gab denn, wie leicht zu denken ist, da es nicht verborgen bleiben konnte, zu neuen Unruhen Anlaß, und vermehrte seine Abneigung. Nur der Sonntag gab ihr etwas Freyheit, wo ihr Mann nach Tische auszugehen pflegte. Da las sie entweder, oder sie schrieb Reime über geistliche und andere Gegenstände nieder, mehrentheils in der Form der sogenannten Arien. Sie hatte sie sich selbst die Woche über ausgedacht und schrieb sie nun auf, indem sie dieselben nach einer Melodie aufs Papier zu singen pflegte, welche Gewohnheit sie noch im späten Alter hatte; sie meynte, daß ihr durch dieses Absingen das Silbenmaas leicht fließender würde. Z. B. (1742)

Vergnügte Einsamkeit, du bist die Ruhe,
So meine stille Brust sich längst erwählt,
Was ich hier unternehm, gedenk und thue,
Das wird der Weltcensur nicht aufgestellt;
Bin ich gleich jetzt allein und ganz verborgen,
So bleibt mein freyer Sinn doch ungekränkt,
Ich lebe höchst content und ohne Sorgen,
Weil mir die Einsamkeit Vergnügen schenkt.

Auch

ich an ihren Mann machte sie Verse; so
te sie ihm 1740 in ihrem 18ten Jahre zu
Geburtstage:

laube, werther Schatz dass ich für allen Dingen
us ganz besondern Trieb und dir ergebner Pflicht
arf meine Schüldigkeit durch diese Zeilen bringen,
eil ein erfreuter Tag erscheint mit seinem Licht. etc.

lächelte dann darüber; weil er doch
mochte, dass seine Frau durch diese Ga-
n Vorzug vor andern hätte. Sie wurde
lig durch dieses Talent in Schwiebus
nt, und beschenkte die Leute ihrer Be-
chaft mit solchen Proben ihrer Reimkunst.
dieses Sage zu den benachbarten Edelleu-
nd zuweilen wurde sie zu solchen Herr-
n gerufen, die sie dann mit etwas Münze
chenken pflegten. Einst brachte sie aus
solchen Zirkel, wo sie einem jeden einen
us dem Stegreife gesagt hatte, einige
albseidenes Zeug mit, das ihr die Dame
lause geschenkt hatte; das gewann ihr
e freundliche Gesicht von ihrem Manne.
onnte das in dem Städtchen Schwiebus
oft vorkommen, wo sich zu jener Zeit
rger von dem Bauer nur durch Flüche,
er Adel von dem Bürger nur durch
und Unwissenheit unterschied.

Dämahls hatte der König Friedrich
Schlesien besetzt, und war so auch Herr
Schwiebus; sie hörte die Nachbarn, die ih
Mann besuchten, oft von diesem Wunderkö
reden, und wünschte ihn besingen zu könn
aber sie wagte es nicht, da sie mit jeder Fo
eines Heldengesanges unbekannt war. Nur
Satyre auf die kaiserliche Regierung in Schw
bus findet sich unter den Proben aus jener Z
(1740) Es ist schon einige Dichtung da
sichtbar.

Als Friedrichs grosse Macht in Schlesien marsch
Da bin ich gleichfalls mit als Volontär passiret.
Mich trieb der Vorwitz und die Neubegierde an
So dass ich meinen Weg ein wenig seitwärts nä
Da ich mich von dem Marsch der Preussen abgetr
Kam ich vor eine Stadt, die man Schwiebus bene
Und als ich im Begriff daselbst hinein zu gehen,
Sah ich ein Frauenbild an einem Baume stehen
Sie liess die Traurigkeit aus allen Minen blicken
Die Hände waren ihr gebunden auf den Rücken,
Die Augen thränenvoll, die Haare ganz zerstreu
Und als ich näher kam, wars die Gerechtigkeit.

Nun lässt sie diese erzählen, dass sie von
Senate ausgestossen sey, und tröstet sie end
mit dem Schutze des neuen Beherrschers.

Um diese Zeit zog auch ihr literarisc
Freund nach Schwiebus, der hier eine H
te und ein Stück Land von einem Verwand
geerbt hatte, und dafür sein väterliches E
seiner Mutter überliess. Nun war für i
Sonntagslesserey hinlänglich gesorgt; aber

mo

te nun auch wohl zuweilen ein häusliches
äfte darüber versäumen; dann schalt ihr
, riss ihr auch wohl das Buch aus der Hand
warf es ins Feuer. Ueber das Lesen und
machen beym Wollenrade wurde sie immer
sslicher, wodurch manche häusliche Un-
ung entstand und die Abneigung ihres
es vermehrt wurde. Als sie zum dritten-
Mutter ward, bettete er sich von ihr in
Nebenkammer, welches ganz gegen die
ge Sitte war, und als ein Vorbote der
dung angesehen wurde. Die gekränkte
bat und flehte, aber der harte Mann blieb
einem Entschlusse. Er hatte sie nie recht
n können, und nun legte er es ganz dar-
n, die Verbindung mit ihr zu trennen.
sie lies sich alles gefallen, denn sie hatte
lnmahl keinen andern Zufluchtsort. Von
braven Mutter konnte sie keine Hülfe er-
n; diese war indess Wittwe von dem
en Manne geworden, und der dritte
, den sie der Erziehung ihrer Kinder we-
eheyrathet hatte, quälte sie auf eine ty-
che Art. Der Mutter ward von ihrem
das Schicksal der Tochter vorgeworfen,
der Tochter warf ihr Mann die dritte
ltgerathene Heyrath der Mutter vor.

ennoch kam Luise unter diesen Verhält-
in den Zustand, dass sie zum viertenmahl

Mutter werden sollte. Diese Entdeckung brachte den geitzigen Mann so auf, dass die arme Frau sich einmahl acht Tage bey ihrer guten Schwiegermutter aufhalten mussste, um sich vor seiner schrecklichen Laune zu schützen. Einst mochte er in dem Bierhause gehört haben, dass in dem Preussischen die Ehescheidung nicht erschwert werde; er kam ganz erfreut nach Hause und trug sogleich seiner Frau an, sie wollten die ersten seyn, die davon Gebrauch machten; er lasse ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren, aber er könne sie nun einmahl nicht zur Frau leiden, und für so ein Marterleben sey es besser, sich scheiden zu lassen. Ihre Gegenvorstellungen halfen nichts, und ihr Zustand war schrecklich; denn sie liebte ihren in vieler Rücksicht braven Mann aufrichtig; sie hatte Brod und Ansehen von ihm; sie wurde nach dem dortigen allgemeinen Begriff und nach ihrer eignen Ansicht der Sache, durch die Scheidung vor der ganzen Gegend beschimpft; weder bey ihrer Mutter, noch sonst wo, hatte sie einen Zufluchtsort und einen gewissen Unterhalt; und zu dem allen kam noch die Last ihres leiblichen Zustandes! — Ihr harter Mann fuhr mit ihr den Tag darauf nach Gros-Glogau, und gab ihr unterwegs die besten Worte, sich der Scheidung vor dem Gericht nicht zu widersetzen. In ihrer Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit ging sie alles ein,

und

und kurz nach wenigen Wochen fuhren sie zum wirklichen Scheidungstermin. Er hiefs sie unten am Rathhause warten und eilte allein hinauf. Hier fiel ihr das Gräfsliche ihres hülflosen Zustandes zentnerschwer auf das Herz; sie weinte heftig. Ein junger Soldat, der hier Schildwache stand, sah sie weinen, zog, ohne sie zu fragen, ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb an die Rathhausthür: "Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen, die was unmöglich scheint, noch möglich können machen." Darauf nahm er sie bey der Hand und sagte: Hier, junge Frau, kann sie lesen? Sie schlug die nassen Augen auf und wurde durch diese Worte, die sie für eine glückliche Weissagung nahm, gestärkt. Genug, die Scheidung ging vor sich, und zwar ganz zum Vortheil des Mannes, der die Söhne und das ganze mütterliche Vermögen behielt. Er sprach ihr auf dem Heimwege Muth ein, aber Reue bezeigte er nicht.*) Sie nahm am Abend

*) Mit innigster Bewegung und Thränen sprach sie noch in späten Jahren von dieser Trennung, dafs sie auf dem Rückwege zu sterben geglaubt; und öfters hat sie erzählt, dafs sie diesen Hirsekorn sehr geliebt habe, er wäre ein ansehlicher und schöner Mann gewesen; Einen Sohn von ihm, den er mit der nach ihr folgenden Frau gezeuget und der in Berlin stand, hatte sie oft bey sich, that ihm Gutes und sagte, sie liebe in diesem Sohn noch den Vater.

Abend ihr Bündelchen unter den Arm und wankte so ganz ausgestossen in das Haus ihrer gutmüthigen Schwiegermutter, welche die Härte ihres Sohnes verabscheuete. Eines Tages gab ihr denn diese gute Frau das Geleite und so wanderte sie fort, ohne zu wissen wohin. Sie kehrte in ein Dörfchen ein, das zwischen Schwiebus, wo ihr Mann, und zwischen Tirschtiegel, wo ihre Mutter wohnte, lag, und blieb daselbst; denn zu ihrer durch die dritte Ehe so unglücklichen Mutter durfte sie nicht zu gehen wagen. Sie schrieb an sie, und wurde dann und wann von ihren Stiefbrüdern besucht, auch von ihrer Schwiegermutter etwas unterstützt. Die Ruhe, in der sie jetzt lebte, und ihr munterer Geist gaben ihr wieder einige Heiterkeit; sie sang und dichtete Hoffnungslieder und überlies ihr ferneres Schicksal dem Himmel. Sie gebar in dieser Lage einen Sohn; es fanden sich gute Herzen, welche ihr Hülfe leisteten und als sie aus dem Kindbette war, suchte sie Gelegenheit auf, wo sie sich durch Schreiben etwas verdienen könnte.

So verstrichen drey Vierteljahre in einem leidlichen Zustande, als ein Schneider, Nahmens Karsch, der auf sein Metier reiste, in der Schenke des Dorfes einkehrte. Er lernte die junge Frau und ihre Schicksale kennen, fühlte Mitleiden, und trug ihr an, sie zu heyrathen, um

um durch ſeinen Nahmen wenigſtens das Andenken an die Scheidung auszulöſchen, wenn er ſie auch ſonſt nicht glücklich machen könnte. Der Dichterin war ſein Antrag zuwider, ſeine Phyſiognomie mißfiel ihr im höchſten Grade, und ſie ſah es ihm an, daſs die Neigung zum Trunk ſchon ſeine Geſichtszüge verſtellt hatte; aber da ſie aus ihrer Lage gerißen zu ſeyn wünſchte, wagte ſie es doch nicht, ihm geradezu eine abſchlägige Antwort zu geben, ſondern wies ihn an ihre Mutter, die eine Freude darüber hatte, den Schimpf ihrer Tochter geendet zu ſehen, ſogleich ihre Einwilligung gab, und nun durch Beredung und Drohung die Tochter zu dieſer Heirath zwang. Sie liefsen ſich nun zu Frauſtadt in Pohlen nieder und wurden getraut.

Sie mochte etwa 28 Jahre alt ſeyn, als ſie dieſe zweyte Heirath ſchloſs. Ihre Ehe würde erträglich geweſen ſeyn, wenn Karſch den Trunk gelaſſen hätte; denn er war in ſeiner Profeſſion nicht ungeſchickt, aber durch die beſtändige Trunkenheit wurde er zu aller Arbeit unbrauchbar. Die wenigen Stunden ſeiner Nüchternheit war er leidlich, obgleich immer ſeine widrige Bildung ſein böſes Gemüth ankündigte. Da nun Luiſe durch Briefſchreiben und Nähen ihn ernähren half, ſo glaubte ſie um ſo mehr, ihm mit Recht Vorwürfe über

seine Unmäßigkeit machen zu können; und so war es noch dem ersten halben Jahre eine unglückliche Ehe, in der sie lebten, ohne daß es jetzt schon zu Mißhandlungen kam; denn er liebte wirklich seine Frau. Nach zwey Jahren kam sie mit einer Tochter nieder; ihr Mann ergab sich dem Trunke immer mehr, und sie ward nun so arm, daß sie sich und ihre Kinder nicht mehr sättigen und bekleiden konnte; ja es kam allmählig dahin, daß ihr betrunkener Mann sie nun auch mißhandelte, wie dem Messer auf sie los ging und wirklich auch einsmahls an der Schulter verwundete.

Bey ihrem sehr großen Kummer und Elend ging sie einst des Sonnabends an einem trüben Wintertage in die Kirche, und setzte sich auf die Stufe des Beichtstuhls in einen Winkel. Der Prediger sagte eben zu den Beichtenden den Schluß aus dem letzten Verse des Liedes, Wer nur den lieben Gott läßt walten? Den, welcher seine Zuversicht, auf Gott setzt, den verläßt er nicht. Diese Worte hatten, so erzählte sie nachher, einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, daß sie ihr jedesmahl eingefallen wären, wenn sie in irgend eine Bedrängniß gekommen sey, und in ihrem nachherigen Glücke wären sie ihr immer gegenwärtig geblieben. Es sey ihr gewesen, als ob ein Engel diese Worte zu ihr gesprochen hätte. —

In

In ihrem schlechten Aufzuge konnte sie Sonntags nur die Frühkirchen besuchen, und stellte sich hinter einen Pfeiler, um den Prediger zu hören; kam sie denn nach Hause, so setzte sie dasjenige, was sie aus der Predigt behalten hatte, in Verse. Dieß hatte sie lange aus bloßem Drange zum Schreiben gethan, bis sie, da sie sich ihres Anzugs schämte, einige Mahl solche Blätter in den Beichtstuhl warf, damit sie so dem Prediger zu Gesichte kommen möchten. Endlich entdeckte sie dem Prediger, nöthigte sie in sein Haus, und wurde bald ihr aufmunternder Freund. Er verschaffte ihr die Bekanntschaft des Rector Rikkerts, Conrector Prüvers, Bürgermeister Greifenhagen und Doctor Neugebauers in Frankstadt; diese empfahlen sie ihren Freunden in Lissa, so daß ihr Ruf bald bis nach Glogau kam.

Sie erhielt nun wieder Nahrung für ihren Geist, indem diese Freunde ihr deutsche Bücher liehen, unter andern die Gespräche im Reiche der Todten, durch die sie die erste Bekanntschaft mit den Helden und Philosophen der alten und neuen Zeit machte. Gastfreyheit und kleine Geschenke munterten ihr Talent auf; sie ergriff jede Gelegenheit, Verse zu machen, besang Hochzeiten, Kindtaufen, Nahmens- und Geburts-Tage, bereicherte in diesen

dass sie den Helden jener Zeit zum Gegenstande ihrer feuervollen Lieder machte, verbreitete sich ihr Ruhm überall und mit der größten Schnelligkeit.

Aber ihre häusliche Lage war um nichts gebessert; des Handwerk ihres Mannes gieng hier nicht sonderlich, und die Neigung zum Trunk, die er immer nur auf kurze Zeit bekämpfte, zerstörte jedesmahl den aufkeimenden Wohlstand. Sie hatte hier noch ein Wochenbette, und dabey mußten immer die nothwendigsten Bedürfnisse einzeln und ärmlich von ihr zusammengetragen werden. Sie war für keinen häuslichen Zustand geboren, und je mehr sie sich jetzt ihrer starken innern Neigung zur Poesie und den Wissenschaften überließ, desto drückender wurden für sie die Pflichten einer Hausfrau, Mutter und Magd, welches sie alles zugleich war. Endlich wurde sie durch einen angesehenen Mann wenigstens von ihrem drückenden Ehejoche befreyt, ohne den Weg eines förmlichen Scheidungsprocesses einzuschlagen. Einmahl zwar kam ihr Mann zurück, und sie versuchte wieder mit ihm zu leben; aber bald fing er seine Lebensart und seine Mißhandlungen gegen sie von neuem an und da ward er endlich seinem Schicksale ganz überlassen.

So waren ihre Jahre bis hieher voll Noth und Kummer. Sie selbst schildert es so in einem poetischen Fragmente, unter dem Titel: Belloisens Lebenslauf:*)

Ich ward geboren ohne feyerliche Bitte
Des Kirchspiels, ohne Priesterflehn
Hab ich in strohbedeckter Hütte
Das erste Tageslicht gesehn;
Wuchs unter Lämmerchen und Tauben
Und Ziegen bis ins fünfte Jahr,
Und lernt an einen Schöpfer glauben,
Weils Morgenroth so lieblich war,
So grün der Wald, so bunt die Wiesen,
So klar und silberschön der Bach.
Die Lerche sang für Belloisen,
Und Belloise sang ihr nach.
Die Nachtigall in Elsensträuchen
Erhub ihr süses Lied, und ich
Wünscht ihr im Tone schon zu gleichen.
Hier fand ein alter Vetter mich
Und sagte: Du sollst mit mir gehen.
Ich ging und lernte bald bey ihm**)
Die Bücher lesen und verstehen,
Die unsern Sinn zum Himmel ziehn.
Vier Sommer und vier Winter flogen
Zu sehr beflügelt uns vorbey;
Des Vetters Arm ward ich entzogen
Zu einer Bruderwiege neu.

Als

*) Gedichte 1797 p. 197.

**) Dieser Verstoss gegen die Grammatik zu einer Zeit, wo sie schon so viel Gewandheit im Ausdruck hat, als die obigen Verse zeigen, ist sehr charakteristisch für die Art ihrer Ausbildung; sie wurde nie ganz sicher in Orthographie und Grammatik so wenig, als im Aesthetischen.

Als ich den Bruder grob getragen,
Trieb ich drey Rinder auf die Flur;
Und priefs in meinen Hirtentagen
Vergnügt die Schönheit der Natur;
Ward früh ins Ehejoch gespannet,
Trugs zweymahl nach einander schwer;
Und hätte mich wohl nicht ermannet,
Wenns nicht den Musen eigen wär,
Im Unglück und in bittern Stunden
Dem beyzustehn, der ihre Huld
Vor der Geburt schon hat empfunden.
Sie gaben mir Muth und Geduld
Und lehreten mich Lieder dichten
Mit kleinen Kindern auf dem Schoos.
Bey Weib- und Magd- und Mutterpflichten,
Bey manchem Kummer schwer und gros,
Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und seiner Heldenschaar
Unsterblich grüne Kränze brachten,
Und hatte noch manch saures Jahr;
Eh frey von andern Pflichtendrang
Mir Tage wurden zu Gesang!

Aber endlich kamen sie doch diese erwünschten Tage. Alle Fremde von Geschmack, die nach Glogau kamen, suchten die Dichterin auf, oder reisten selbst in dieser Absicht dahin; man geizte nach ihren Versen, und theilte sie seinen Freunden als Seltenheiten mit; denn um das Aufsehen beurtheilen zu können, dass diese Dichterin damahls machte, muss man sich erinnern, dass zu jener Zeit erst kaum einige Dichter durch Talent und Umstände begünstigt, einen klassischen Ruhm in Deutschland

land erlangt hatten, und daſs alſo die Freunde des Geſchmacks in einen Enthuſiasmus darüber geriethen, zu dem kleinen Häufchen der damahligen Dichter hier blos auf dem Wege der Natur eine ſo originelle Sängerin hinzugeführt zu ſehen. — Ihr Ruf war bis Berlin erſchollen; mehrere dortige Perſonen wünſchten Briefe von ihr zu leſen und ſchrieben an ſie, beſonders eine Generalin von Wreech. Sie hatte faſt ein Jahr die Ruhe eines freyen Zuſtandes genoſſen, als ein Bedienter des Baron Kottwitz in ihre Stube trat, und ihr eine Karte überreichte, durch welche die Generalin Wreech den Baron erſucht, "er möge ſich doch nach der Dichterin in Glogau erkundigen, ſie habe in ſieben Monaten keinen Brief von ihr." In Gegenwart des Bedienten ſchrieb die Dichterin ſogleich einen Brief in Verſen an die Generalin und ein poetiſches Billet an den Baron, den ſie übrigens noch gar nicht kannte. Dieſer, ein Freund der Wiſſenſchaften, lieſs ſie den andern Morgen zu ſich rufen; ſie machte auf ſeiner Stube während einer halben Stunde ein Gedicht auf ihn. Er bat ſie auf den folgenden Tag wieder zu kommen, um ſie einigen Freunden vorzuſtellen. Er ſchickte ihr zuvor einen beſſern Kopfaufſatz und einige andere Kleidungsſtücke; ſie war darüber entzückt. Den andern Tag fand ſie die Fremden ſchon bey dem Baron, die Freude erhöhete alle ihre Geiſteskräfte und

was sie sagte, hatte etwas Blendendes und
gemeines. So artig war ihr noch nie bege
worden; der Baron schenkte ihr beym We
hen eine schöne emaillirte Dose, in welche
zu Hause sechs Pistolen fand. Sie ergofs
ihren Dank in Poesien an den Baron; di
wurde dadurch ganz hingerissen und stellte
frey, dafs sie von ihm etwas bitten sollte,
zu ihrem Glücke beytragen könnte. Sie,
noch immer die Zurückkunft ihres Mannes
fürchtete, besann sich augenblicklich und
dafs er sie mit nach Berlin, (wohin K
witz eben reisen wollte) nehmen möch
wo sie vor der Nachfolgung ihres Man
sicher zu seyn gedächte. Der Baron gewä
dieſs mit Vergnügen, und vierzehn Tage
auf war sie in Berlin.

Ihr reitzbares Herz war nun ganz Dank
den Baron, und ehe sie noch Glogau verli
forderte sie dort alles zu seinem Lobe
Sie hielt sich in der Erwartung der Reise
unausſprechlich glücklich; sie schenkte
weg, was sie an Meubeln besafs, und beh
nichts als ihre Kleider und ihre zwey Kinde
Vor Erwartung der Zukunft ward in
Nacht zum letzten Morgen in Glogau nicht
schlafen, sondern auf ihren Knien dichtete

Da

y Siehe die Biogr. vor den Gedichten, 1797. S.

ieder, bis endlich der Wächter die letzte
Kummernächte abrief: Da kam der Wa-
es Barons, worauf sich die Dichterin mit
beyden Kindern setzte. O Gott! wer
elend, nicht bedrängt gewesen ist, der
das nicht empfinden, was hier so unaus-
hlich empfunden ward! Dieser Wagen,
er nicht Ueberwundene, sondern Ueber-
r jedes Leidens führte, war gewiss vor
Morgensternen glänzender, als irgend ein
apfwagen der stolzen Sieger zu Rom,
n, unsterblichen Dank der Asche des ed-
arons! Viele Grossen wurden nachher
hrte Freunde der Dichterin; aber einer
atte den Muth, sie aus der Tiefe der Ar-
zu reissen!" — So dankt noch die Toch-
er Karschin begeistert für die wohlthä-
Handlung dieses Menschenfreundes!

Unterwegs empfing und bewirthete sie der
auf seinem Ritterstze und hatte einige
hbarte Edelleute zur Tafel gebeten; sie
te in einem Zauberschlosse zu seyn.
twitz that ihren Sohn zu dem Amtmann
Gutes in die Kost, die Tochter nahm sie
ach Berlin. Auf der ganzen Reise war in
n Wirthshause durch den, ihr vorausreisen-
Baron für ihre Bequemlichkeit gesorgt,
der grelle Kontrast, den dieß mit ihren
en mühseligen Fußwanderungen machte,

erhielt sie beständig in einem Zustande der Entzückung. Sie dachte einzig an ihren Wohlthäter und an Gottesführung, und so oft sie allein war, lag sie auf den Knieen.

Nur Ein unangenehmer Vorfall erschreckte sie; in Crossen fand sie ihren Mann. Er bat flehentlich, sie möchte ihn wieder annehmen. Aber der Schutz, unter dem sie jetzt reiste, gab ihr Muth, es ihm mit Freundlichkeit, aber auch mit Festigkeit abzuschlagen. — Am 25. Jan. 1761 kam sie in Berlin an, und trat in dem Hause des Wiener Gesandten, des Grafen Gotter, ab, wo auch Kottwitz wohnte. Alles war zu ihrer Ankunft bereit; sie war in einem seeligen Zustande. Den Monat vorher hatte sie ihr 38stes Jahr vollendet, wo sonst die Weiber ihre glänzende Periode endigen; bey der Dichterin war aber dieß erst der Zustand ihres Aufblühens.

Gleich in den ersten Tagen wurden ihr, ungeachtet ihrer noch ganz bürgerlichen Tracht, verschiedene Equipagen geschickt, um sie zu den vorzüglichsten Gesellschaften abzuholen. Der damahls noch junge Doctor Krünitz (nachheriger Herausgeber der Encyclopädie) ein warmer Freund der Wissenschaften, führte sie in die Familien des Ober-Conf. R. Köppen, Geh. Raths Buchholz, Hofr. Strahl, Oberhof-

hofpred. Sack, Rector Wippel, und anderer ein. Der Baron Kottwitz überraschte sie und ihre Tochter auf die feinste Weise mit einigen modischen Anzügen und nahm sie mit an die Tafel des Grafen Gotter. Sie dankte ihm in Prosa und Versen; alle Namen schienen ihr zu wenig auszudrücken; sie nannte ihn ihren Vater. Ihre Empfindungen ergossen sich besonders in einer feurigen Ode, mit welcher sie ihm einige Zeit hernach auch die gedruckte Sammlung ihrer Gedichte widmete:

Der mich aus unanständigen Geschäften,
Aus einem pöbelhaften Leben ohne Ruh',
Herausgerissen mit des Menschenfreundes Kräften,
Mein theurer Kottwitz, der bist du!

Dass mich, zu meines Vaterlandes Ehre,
Der zungenvolle Ruf in fremden Ländern nennt;
Und dass mein Saitenspiel nun tönt bis zum Gehöre
Des Weisen, der die Geister kennt;

Dass Friedrich jüngst des Musengottes Flöte
Von seinen liederreichen Lippen nahm, und mir
Entgegen lächelte, wie Frühlingsmorgenröthe;
O Freund! dies alles dank' ich dir.

Denn ohne dich wär an dem Oderstrande
Mühselig unterdrückt mein glückliches Genie.
Ein Blumensaame stirbt in unbethautem Sande,
Keimt auf des Steines Rücken nie.

Die Pflanze stirbt von Wolken unbegossen,
Vom Gärtner unbespritzt, wenn Erntesonne glüht;
Der edle Fruchtkern treibt zum wilden Apfelsprossen,
Wenn nicht die Kunst den Baum erzieht.

So wär' auch ich verwildert; aber deine
Von einem Gott gelenkte rechte Freundeshand
Zog mich zum grosen Sitz des Königes, der seine
Gekrönten Schläfe grün umwand.

Du dachtest nicht die Thaten fremder Krieger,
Nicht Herden, die der Feind trieb von zertretner Trift:
Du nanntest den Verlust ein Opfer für die Sieger,
Der alle Siege übertrifft.

Du machtest mir in sorgenlosen Tagen
Zum Elisäer Sitz das prächtige Berlin.
So ward einst übers Meer ein Dichter *) fortgetragen
Von einem freundlichen Delphin,

Und ward von viel hinzu geströmtem Volke
Bewundert und gelobt; ich aber streife schon
Mit stolzem Nacken an die lufterfüllte Wolke,
Getheilt von meiner Leyer Ton.

Auf überlebtes Elend blick' ich nieder,
Und nenne deinen Nahmen laut vor einer Welt,
Der dieses dir geweihte Opfer meiner Lieder,
Wie deine schöne That, gefällt."

Nun konnte sie sich mit Anstand sehen lassen, und war den ganzen Tag entweder ausgebeten, oder bey sich von Besuchen umringt; man sprach mit ihr, und sah zugleich ihrem Schreiben zu, in welchem sie nichts stören konnte, als nur wenn eine Person ihr vorsetzlich auf die Hand sah. Ihre einzige Beschäftigung war nun Schreiben und Lesen; sie ging vom Schreibpult in die Gesellschaft, um dort wieder

zu

*) Orion. S. Herodots Geschichte, erstes Buch.

zu ſchreiben und Impromtus zu ſagen; und aus dieſen wieder zum Schreiben. Die tägliche Uebung, verbunden mit Ruhe und Aufmunterung, bildete ihr Talent zuſehends aus. Sie machte bald Bekanntſchaft mit Ramler, der damahls ſchon als claſſiſcher Odendichter berühmt war. Er machte ſie mit den Grundſätzen der Aeſthetik und mit den Regeln des Versbaues bekannt. Auch Sulzer und Mendelsſohn wurden ihre Freunde, munterten ſie auf und belehrten ſie; ſie hatte gegenſeitig die gröſste Hochachtung für dieſe Männer; aber ſie benutzte den Unterricht derſelben über Poeſie und Aeſthetik nur bis zu einem gewiſſen Punkte; dann wurde ſie ungeduldig und im Gefühl ihrer genialiſchen Kraft achtete ſie die Kritik nicht ſo hoch, wie jeder Dichter, der etwas Vollenderes geben will, ſie nothwendig achten muſs.

In den erſten ſechs Monaten ihres Berliner Aufenthaltes hatte ſie Wohnung und Unterſtützung von dem braven Baron Kottwitz und Zutritt in die vornehmſten Privathäuſer; aber für ihre ökonomiſchen Bedürfniſſe war doch auf keine dauerhafte Art geſorgt. Der Baron verfiel in eine tiefe Hypochondrie, ſeine Heirath ging zurück, er reiſete nach ſeinen Gütern und konnte ſich um ſeine Beſchützte nicht weiter bekümmern. Prof. Sulzer machte ſie zu-

nächſt auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, ihrer Tochter Gelegenheit zum Unterricht zu verſchaffen. Die Mutter gab ihren vornehmen Freunden dieſen Wunſch in manchen Verſen zu erkennen; aber ſo gern man ihr Gaſtfreyheit und andere kleine Artigkeiten erzeigte, ſo taub blieb man bey dieſen Bitten. Ihre Freunde gewannen endlich den reichen und wohlthätigen Leibarzt Stahl, der ihr dieſe Sorge abnahm; auf ſeine Rechnung kam die Tochter in die Koſt der Realſchule, wo man ſie in Religion und weiblichen Handarbeiten fünf Jahre lang unterwies. — So waren nun ihre beyden Kinder verſorgt und ſie ganz frey; ſie hatte nun für weiter nichts zu ſorgen, als ſich ihre Freunde zu erhalten. Durch ihre jetzige Ruhe wurde ſie weder übermüthig noch träge; die Erinnerung an ihren vorigen Stand blieb ihr gegenwärtig und mit Dankbarkeit gegen die Vorſehung ſah ſie die Zahl ihrer Bewunderer und Freunde wachſen. Gegenſtände für ihre Poeſie fand ſie überall, und ſie war unermüdet, ihr Talent anzuwenden. Am mehrſten wurden ihre Impromtus bewundert, und die Schnelligkeit, womit ſie Endreime in einer geräuſchvollen Geſellſchaft ausfüllen konnte; oft ſchneller, als man etwas Gemeines ſagen konnte, hatte ſie einen ſinnreichen Vers über etwas ausgedacht. Ihre beſten Arbeiten, die ſie in Ruhe niederſchrieb, waren Produkte einer einzigen

zigen Stunde. Ihr erſter Entwurf pflegte immer die ſchönſten Gedanken und Bilder zu haben. Diejenigen Stücke, an welchen ſie länger arbeitete, ſind bey weitem nicht ſo vorzüglich.

Man hatte in Halberſtadt Verlangen, ſie kennen zu lernen; frey, wie ſie jetzt war, reiſte ſie dahin, und wurde von den edlen kunſtliebenden Gleim gaſtfreundlich in ſeinem Hauſe aufgenommen. Der berühmte Domdechant Freyherr von Spiegel, bey dem ſie Gleim einführte, wurde ihr vorzüglicher Gönner, behandelte ſie ganz wie ſeine übrigen Freunde und edeln Gäſte, und munterte ſie mit der einnehmendſten Aufmerkſamkeit und mit Geſchenken auf. Der benachbarte regierende Graf von Stollberg-Wernigerode behandelte ſie mit Auszeichnung und ſetzte ihr ein jährliches Taſchengeld aus. Nach dieſem höchſt glücklichen Beſuch in Halberſtadt war ſie einige Zeit in Magdeburg, wo die Gattin des Commandanten von Reichmann ſie zur dritten Perſon in ihrem Hauſe machte, und mit Wohlthaten überhäufte, wofür die Dichterin ſie täglich mit einem Liede begrüſste. *) Damahls kämpfte der König noch im Felde; Krieg und

*) S. Gedichte 1797. S. 248. An die Fr. von Reichmann 1762.

Der Winter hauchet Froſt an dieſe dünne Wand

Ich

Frieden schwankte in der Wagschaale; der Preussische Hof war in Magdeburg. Natürlich, dass die Dichterin hier für Friedrichs und des Vaterlandes Schicksale begeistert wurde; sie dichtete mehrere ihrer besten Lieder in Magdeburg. Sie mussten gedruckt werden, da jedermann sie haben wollte; und bald waren sie vergriffen. Die Königin und die andern Glieder der königlichen Familie liessen sie mehrmals zu sich kommen, und hier erregte es neue Bewunderung, wie eine vor elf Monaten aus der Niedrigkeit hervorgezogene Frau sich vor den ersten Verwandten des Throns mit so vieler Gegenwart des Geistes und so anständig benahm.

Von Magdeburg eilte sie (zu Anfang des Jahrs 1762) wieder nach Halberstadt zu Gleim; Er war der Freund ihres Schicksals, und sie hing mit ihrem ganzen Herzen, mit Dankbarkeit und Liebe an ihm. Er, der liebenswürdige

Ich aber trotz' ihm in dem Bette.
Hier sitz ich und hier schreibt die kaltgewordne Hand
An dich, und wenn der Nord durch meine Fenster redte
Gewaltiger als sonst, wenn dieser Finger krumm
Von Frost geworden wär: so würd ich doch nicht stumm,
Ich singe dir ein Lied, dir, der ich alle Tage
Des Herzens ersten Gruss in einem Liede sage etc.

ge Sänger, der Menſchenfreund, der die Philoſophie des Lebens ſo anziehend lehrt und ſo treu übt, nahm ſich der Dichterin auf das thätigſte an. Er machte ſie mit Horaz, Pindar und Homer bekannt; er nannte ſie Sappho und bildete ihren Geſchmack und ihren Ausdruck. Was hätte ſie in dieſer Schule werden können, wenn ſie gelehriger für Regeln und für Kritik geweſen wäre; aber ſelbſt dieſem ihren Herzensfreund konnte ſie nicht ſtille halten, wenn er es verſuchte, ſie mit einem ſtrengeren und kritiſchen Verfahren bey ihren Poeſien bekannt zu machen. — Dankbarkeit und Verehrung gegen ihren Gleim ſchienen eine Zeitlang bey der zwar ſchon vierzigjährigen, aber noch ſo ſehr lebhaften Dichterin in warme Zärtlichkeit übergegangen zu ſeyn; mehrere Stellen ihrer Gedichte, die ſie in dieſer Schwärmerey an ihn richtete, und wo ſie ihn bald Thyrſis, bald Phaon nennt, verrathen die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie eigentliche Gegenliebe von ihrem Freunde wünſchte.*) Endlich begnügte ſie ſich mit ſeiner Freundſchaft und ſang ihm zu:**)

Auch dich erſchuf ſein Wille nicht zum Feinde
Der Mädchen; aber keines bindet dich;
Du liebeſt zärtlich deine Freunde;
Als Freundin liebe mich.

Und

*) S. auserleſene Gedichte 1764 pag. 252. — Gedichte 1797 pag. 315.

**) Auserleſene Gedichte 1764 pag. 206.

Und dies that Gleim auf die edelste und thätigste Weise. Bey ihren Besuchen von Magdeburg aus entwarf er einen Plan, die Dichterin durch ihr Talent mit Ehre und Einkommen zu belohnen. Er machte eine Auswahl aus ihren theils noch handschriftlichen, theils zerstreut gedruckten Gedichten und forderte das Publikum zu einer Vorausbezahlung dieser Sammlung auf, ein Weg, der damahls in Deutschland noch neu war. Gleims edle Absicht war, dass durch die Pränumeration so viel zusammenkommen sollte, dass die Dichterin für die Zukunft so ziemlich unabhängig leben könnte. Der Plan würde gelungen seyn, wenn die Karschin sich nicht durch den Vorschlag eines andern Freundes hätte blenden lassen, nämlich eine theure und eine wohlfeile Ausgabe anzukündigen; ehe es Gleim verhindern konnte, war das Avertissement wegen dieser Abänderung schon im Umlauf. Die mehresten Käufer wollten nur ihre Neubegierde befriedigen, und so war es ihnen einerley, ob sie das Ganze auf feinem oder gemeinem Papier, mit oder ohne Vignetten hatten. Der gröste Theil pränumerirte also auf die Ausgabe um den geringen Preis; indes ging die Sache doch gut genug von statten und nach Abzug aller Kosten behielt die Dichterin zwey tausend Thaler im Golde Ueberschus. Gleim hatte auf 5000 Thaler gerechnet, und es würde wahrscheinlich gelun-

gelungen ſeyn, wenn man ihm gefolgt hätte. —

So entſtand die erſte Sammlung ihrer Poeſien: "Auserleſene Gedichte von Anna Luiſe Karſchin. Berlin 1764. bey Winter 358 Seiten." Es ſind das die Früchte, die ihr originieller Geiſt ſo üppig hervorbrachte, ſobald ſie 1760 und 61 in beſſere Lage kam, und gute Muſter kennen lernte. Dieſe Jahre und noch die zwey darauf folgenden waren in aller Rückſicht das goldne Zeitalter in dem Leben der Dichterin. Kurz darauf gerieth ſie, wie wir bald ſehen werden, durch ihren Eigenſinn wieder in ökonomiſche Verlegenheiten und häusliche Leiden; und eben dieſer Zug ihres Geiſtes hinderte ſie auch ſich weiter fort zu bilden. Sie hat zwar bis an das Ende ihres Lebens Poeſien und Reime niedergeſchrieben, aber nichts wieder hervorgebracht, was die beſten Stücken dieſer erſten Sammlung übertroffen hätte, obgleich auch hierin ſich noch kein klaſſiſches und wirklich vollendetes Stück befindet. Jetzt war nähmlich der Zeitpunkt für dieſe ungemeine Frau vorhanden, wo es ſich entſcheiden muſte, ob ſie Kraft und Muth hätte, nach Vortrefflichkeit in ihrer Kunſt zu ſtreben, und ſich durch Meiſterwerke den groſsen Dichtern unſrer Literatur beyzugeſellen, oder ob ſie ſich mit dem Aufſehen begnügen wollte, das ihr natürliches

Ta-

Talent, ihre Leichtigkeit, Poesien niede
schreiben, verbunden mit ihren ungewö
chen Schicksalen, besonders unter den blo
Liebhabern, und solchen, die es nicht kri
genau nahmen, gemacht hatten.

Ihr Beruf zur Dichtkunst war durch
Züge von Genie und Originalität, die sich
so vielen ihrer Lieder fanden, hinlänglich
oumentirt;*) aber nun hätte noch Streben n

*) Wer verkennt wohl den glücklichen Reicht
an neuen Bildern, den man so häufig bey ihr
trifft, den passenden, oft selbst geschaffenen
druck, wenn sie z. E. zu Gott sagt:

Du schufst die Erde voll von deinen Gütern
Dein Arm umfaßte das Meer.
Da scherzt bey nahen Ungewittern
Der Wallfisch auf der Fluth daher, u. s. w.

Oder in dem rührenden Liede, dafs sie in Gle
Nahmen, auf Kleists Tod sang:

Hier auf diesem Aschenkruge
Weint die Freundschaft ihren Schmerz,
Und mit diamantnem Pflluge
Gräbt der Kummer Furchen in mein Herz.
Finsternifs und Stille,
Unter eurer Hülle
Lad' ich Erd und Himmel zum Gehör!
Klagen will ich! — ach mein Liebling
Ist nicht mehr.

Hi

kommenheit, fleißiges Studium fremder
erwerke, planmäßiges Verfahren bey
Ent-

geblutet ward sein Leben.
n Gedanke rief dem Tode zu:
s dir kleinre Opfer geben!
rger, noch nicht satt gemacht bist du,
Von den Myriaden,
Die im Blute baden?
Verheerer, wanns dein Hunger heischt,
m mich selber; nur verschone
Meinen Kleist.

e, die sein Blut getrunken,
e beneid' ich diesen Tropfen dir!
l du Thal, wo er gesunken,
auervoll und heilig bist du mir!
Ach an dieser Stätte,
Ward auf mein Gebete,
e Quelle, der des Wandrers Dank
gen lächelt, wenn er schmachtend
Aus ihr trank. u. s. w.

r liest man weiter, so stößt man selbst in die-
n schönen Stücken, so wie in allen übrigen
edichten der Karschin, auf Fehler gegen die
rammatik, gegen die Schicklichkeit, auf Plan-
sigkeit, und keiner ihrer Gesänge giebt uns ein
eines und unvermischtes Vergnügen. — Es sind
eswegen absichtlich in diese Biographie mehre-
e Stellen aus den Werken der Dichterin einge-
ickt worden, damit auch derjenige Leser, der
och keine Bekanntschaft mit ihr hat, einiger-
aßen sie aus sich selbst kennen lerne.

Entwerfung ihrer eignen Poesien, und sorgfältiges Ueberarbeiten derselben hinzukommen müssen, um sich mit dem Kranz aus den Händen der Kenner, und als Dichterin mit ewigem Nachruhm belohnt zu sehen. Man kann denken, dass solche Freunde, wie Gleim, Ramler und Sulzer, es nicht daran fehlen liessen ihr das grosse Stück Weg zu zeigen, das noch übrig war; es kam nur darauf an, dass sie diesen Urtheilen mehr traute, als den allgemeinen Bewunderungen der vermischten Gesellschaft über ihre poetische Schnelligkeit, und dass sie Anstrengung und Studium nicht scheute. Sie wurde auch öffentlich dazu aufgefordert. Lessing beurtheilte ihre Gedichte in den Litteraturbriefen *) ausführlich und auf die belehrendste Weise. Er sagt offen, worin es liegt, dass sie sich nähmlich nichts auf das schnelle Hinschreiben zu Gute thun, sondern sich dessen schämen lernen müsse; dass die Welt keine Gedichte aus dem Stegreife von ihr fordere, und dass es dem feinern urtheilsfreyern Leser einerley sey, ob sie eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfertigung zugebracht habe. Wenn sie sich von einsichtsvollen Freunden

*) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend XVII. 123. — Das Urtheil über diese Gedichte in der Bibl. d. sch. W. B. II. p. 87. trifft in der Hauptsache mit diesem zusammen.

den lenken läßt, so kann sie mit der Zeit den besten Dichtern Deutschlands an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Fähret sie aber so fort, wie sie angefangen, so wird sie mit der Zeit mehr aber nicht besser dichten, ja vielleicht zu solchen Reimern herabsinken, die sie, ihren natürlichen Talenten nach, weit hinter sich zurück lassen könnte." — Die Dichterin fuhr in That sofort und Lessings Prophezeihung ist eingetroffen! — Doch jezt zu ihrer Geschichte zurück.

Um jene Zeit, als die Sammlung noch nicht zu Stande war, reisste sie von Magdeburg nach Berlin, hier einmahl ihre Freunde und Tochter zu sehen, und dann nach Magdeburg zurückzukehren. Als sie etwa zwey Monate zu Berlin war, erfuhr sie, dass ihr ältester Bruder, derjenige, den sie ehemals gewiegt und so lieb gewonnen hatte, in der Stadt sey. Sie suchte ihn sogleich auf, und die Freude, ihn nach 14 Jahren in ihrem jetzigen Glücke wiederzufinden, war ausserordentlich gros. Aber sonderbarer Weise empfand sie einen Schmerz darüber, dass ihr Bruder, ob ihm gleich nichts mangelte, so tief unter ihr stehe, und sie beschloss, ihn so viel sie könnte, aus seiner jetzigen Lage herauszuheben. Sie zog sogleich von der Freundin, wo sie bis jetzt als Gast logirte, weg, und in eine gemiethete

Sohn zu bestimmen gedächte. Sie hatte darüber niemahls nachgedacht und verwies die Antwort an den jungen Menschen selbst. Er zeigte Lust zum Studiren und zwar zur Theologie, und man fand ihn auch dazu fähig. Jene fremde Hand schrieb ihr dieß, und daß er nun also auf das Gymnasium kommen und dann auf Kosten des Ungenannten in Halle studieren sollte. Unbegreiflicher Weise widersprach sie, die doch sonst jedes angebotene Gute mit Erkenntlichkeit annahm, hier, wo es gleichwohl auf das künftige Schicksal ihres Sohnes ankam. Sie gab zur Ursache an, daß er ihr ein Billet geschrieben hätte, in welchem weder Styl noch Gedanken wäre, und sie könne sich nicht entschließen, einen Menschen von 16 Jahren, der noch kein Billet an seine Mutter schreiben könnte, auf fremde Kosten studieren zu lassen. Ob dieser eigensinnige Einwand von ihr selbst, oder, wie ihre Tochter vermuthet, von einem andern herkam, ist nicht auszumachen. Genug der Wohlthäter schien diese Weigerung übel genommen zu haben; ihr Sohn ward ihr zurückgeschickt und niemand bekümmerte sich weiter um ihn. Sie gab ihn in eine Handlung zur Lehrprobe; aber da er einmahl seinen Sinn auf das Studieren gerichtet hatte, so hielt er nirgends aus, wurde bald hierhin bald dorthin gethan, und nahm endlich nach 12 Jahren eine Schullehrerstelle an der Garnisonschule zu Ruppin an.

Das

Das Loos ihrer Tochter fiel noch ſchlimmer. Als ſie nach fünf Jahren aus der Realſchule wieder zur Mutter kam, gab dieſe, die niemahls mit ihren Kindern ſich Rath gewuſste, ſie unter die Aufſicht ihres bey ihr wohnenden Bruders Hempel. Dieſer beſchränkte Menſch behandelte ſie ziemlich hart, ſchränkte ſie ein, und liefs ſie, wie ſie ſelbſt ſagt, keinem anſtändigen Menſchen mehr vor die Augen. Der Plan, welchen er dabey hatte, zeigte ſich nicht eher, als bis ſie heran reifte; da ſagte er der Mutter, dafs er wohl ihre Tochter haben möchte. Die Mutter, welche niemanden etwas abſchlagen konnte, glaubte auch hier nichts einwenden zu dürfen, ob er gleich noch kein Brod für eine Frau hatte. Die Tochter wurde weiter nicht um ihren Willen gefragt; weil ſie nicht blendende Reitze hatte, glaubten beyde dafs ſie kein Unrecht thäten. Er bekam eine kleine Bedienung, das Mädchen ward ſeine Frau, und die zu nachgebende, für ihn zu ſcheue Schweſter nahm die ganze Laſt der Haushaltung auf ihre Schultern. Dazu kam, dafs die Tochter ſich in dieſer gezwungenen Ehe ſehr unglücklich fühlte, und die Mutter auf vielfache Art darüber leiden muſste. Nach neun Jahren liefs ſich die Tochter von ihrem Manne ſcheiden. Sie verheyrathete ſich nachher zum zweytenmahle (mit Hrn. von Klenke) und wegen ihres Mannes böſen Verwandten,

auch diesmahl nicht besser. Die Dichterin hat also die Freude niemahls gehabt, eins von ihren Kindern glücklich und dankbar gegen sich zu sehen.

Ihre Tochter und ihr Enkel fielen ihr wieder zur Sorge anheim. Sie trug das alles ziemlich gelassen, wenn man sie nur klagen liess und ihr in ihren Vorurtheilen Recht gab, Dinge, welche sie durch eine kleine Wendung oder durch Annehmung eines guten Raths, leicht hätte zu ihrem Vortheil verwandeln können, hielt sie, wenn sie einmahl versehen waren, für unvermeidliches Uebel, und tröstete sich dann mit diesem Glauben, und mit der Freundschaft einiger ihr treubleibenden Bekannten. Man brauchte wenig für sie zu thun, wenn man nur freundlich und aufmerksam für sie war. Mit einer heitern Miene und einer kleinen höflichen Bewirthung konnte man sie überaus vergnügt machen, und sie glich hierin den Kindern, deren Hand immer fordert, aber auch bald gefüllt ist.

So trat sie bey Genügsamkeit, Erinnerung an verlebte Leiden und Glauben an Freunde ruhig ihr Alter an, und konnte nun, da der Reitz der Neuheit ihrer Erscheinung verschwunden war und sie selbst nichts lesenswerthes mehr dichtete, durchaus nicht mehr darauf rech-

rechnen, noch einmahl öffentlich und auf eine ehrenvolle Weiſe ausgezeichnet zu werden. Und doch geſchah es. — Nach dem oben erwähnten Verſprechen, das ihr der König Friedrich II. gethan hatte, ihr das Leben ſorgenfrey zu machen, hatte ſie ihn oft wieder daran erinnert, und beſonders wünſchte ſie ſich von dem Könige ein Haus zum Geſchenke zu erhalten. Es wurden ihr aber immer auf ihre Bitten nur kleine Geſchenke zugetheilt, und 1773 erhielt ſie auf einen ihrer Mahnbriefe zwey Thaler durch die Poſt zugeſchickt, mit der Beyſchrift: "Zwey Thaler zum Geſchenke für Deutſchlands Dichterin" wahrſcheinlich um ſie auf immer von ähnlichen Bitten abzuſchrecken. Da hatte ſie den Muth auf ein Blatt zu ſchreiben:

Zwey Thaler giebt kein groſſer König;
Ein ſolch Geſchenk vergröſsert nicht mein Glück,
Nein es erniedrigt mich ein wenig.
Drum geb ich es zurück. —

und das Geld wieder eingeſiegelt zurückzuſchicken.*) Ihre Kühnheit hatte zwar keine nachtheiligen Folgen für ſie, aber es wurde da-

*) S. Gedichte 1792, pag. 152. wo ſie dieſen ganzen Vorgang in einer gereimten, ſehr freymüthigen Epiſtel dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig erzählt.

durch auch nichts zu ihrem Vortheile bewirkt. Etwas ähnliches that sie 1783, wo ihr, wahrscheinlich auf abermahliges Bitten um ein Haus, drey Thaler zugeschickt wurden; sie schrieb da an Quittungs statt folgende Reime: *)

Seine Majestät befahlen,
Mir anstatt ein Haus zu bauen,
Doch drey Thaler auszuzahlen —
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und treulich ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drey Thaler kann,
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen:
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Bey des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Als König Friedrich Wilhelm II. zur Regierung kam und so viele Beweise seiner Freygebigkeit gerühmt wurden, munterten ihre Freunde auch sie auf, sich zu melden; sie meynte aber, theils hätten so viele Tausende durch geleistete Dienste einen Anspruch auf seine Milde, theils habe er ihr auch nichts versprochen. — Indeß verwendete sich die Karschin für eine verwittwete Freundin, die ein Naturalienkabinet zu verkaufen hatte, und es an

*) S. Gedichte 1797 pag. 324.

an jemand von der jungen königlichen Familie anzubringen wünschte. Die Dichterin brachte dieß bey der Oberhofmeisterin von Viereck, nachherigen Frau von Gaudian, die aber zur Antwort gab, der Antrag komme zu spät; der König würde nun dergleichen nicht mehr kaufen, da der Ausgaben gar zu viel würden; denn der König bezahle alle Schulden seines Vorfahren. "Alle Schulden? alle? ruft die Dichterin; beym Himmel dann haben mir seine Majestät auch eine Schuld zu bezahlen. Sein Oheim hat mir vor 24 Jahren eine Versorgung versprochen; man versicherte mir eine Pension von jährlich 200 Thalern. Hätte ich die Summe von 24 Jahren zu heben, so wäre das schon ein Kapitälchen, wofür ich mir ein Häuschen kaufen könnte." Die lächelnde Gouvernantin meynte, sie sollte das Anliegen so aufsetzen, wie sie da sage; vielleicht könne man es dem Könige vorbringen. Die Dichterin setzte nun eine poetische Schuldforderung auf, und die Prinzessin Friederike, nachmahlige Herzogin von York, las sie dem Könige vor, als er sich eben malen ließ. Er steckte das Bittschreiben freundlich zu sich, und kurz darauf erhielt der damahlige Geheimerath, nachherige Minister, Wöllner den Befehl, "der Karschin anzukündigen, daß ihr ein neues Haus gebaut werden solle, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen. Sie wurde daher, als sie schon längst

glaub-

glaubte, wieder einen verlornen Wunsch gethan zu haben, in das Haus des Geheimen-Oberhofbuchdruckers Decker gerufen; weil dieß zu ihren freundschaftlichen Häusern gehörte, so glaubte sie, man habe ein kleines poetisches Anliegen an sie, und ging in ihren Hauskleidern dahin. Aber wie erstaunte sie, als sie dort in eine glänzende Gesellschaft geführt wurde, wo der Geheimerath Wöllner vor sie trat und sie so anredete:

Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir.

Man kann sich ihre frohe Verwirrung denken; matt vor Freude kam sie nach Hause, und Tags darauf suchte sie auf allen Wegen diese Milde des Königs ins Publikum zu bringen.

Nun wurde ihr wirklich ein Haus auf dem Haakischen Markte gebaut. "Das Haus selbst, sagt ihre Tochter, wurde nur ein Häuschen und nichts so ausgeführt, wie jedermann, der vorzüglichen Ankündigung gemäss, es erwartet hatte; auch kamen die Allegorien der Musen in Vergessenheit; allein sie hatte doch nun eine schöne, ausgebaute eigne Wohnung, und nach Abzug jährlicher Abgaben für Service, Einquartirung u. dgl. noch etwa 100 Thaler

Un-

ſchuſs." — Sie konnte es kaum etwar-
r neues Haus zu beziehen, um es we-
ns noch einige Zeit zu bewohnen; denn
nkelte ſchon ſeit Jahren, und ahndete,
e nicht lange mehr leben würde. Sie bei-
s, als es eben ausgetüncht war; ganz ge-
len Rath ihrer Freunde, allein ſie folgte,
mer, auch hierin ihrem Willen. Dadurch
ihre Schwäche zu, und es ſtellten ſich
orboten der Auszehrung ein. Indeſs blieb
eiſt munter; noch ſaſs ſie zu halben Ta-
an dem Schreibtiſch und die übrige Zeit
ſie in die kleinen geſellſchaftlichen Zirkel
Bekannten, durch welche Zerſtreuung ſie
er geſtärkt nach Hauſe kam. Alle ihre
nde und Correſpondenten bat ſie, ihr nied-
s Haus zu beſchauen, und viele Glück-
ſche wurden ihr darüber geſagt und ge-
eben.*) "Ihr Ruhm, ſagt Frau von
ke, gewann dadurch noch einen abendli-
Strahl; ſie wurde von neuen bemerkt,
ſie glücklicher zu ſeyn ſchien." —

Im

*) Man vergleiche damit in der letzten Sammlung
ihrer Gedichte pag. 188. die Reime an die königl.
Hofbau-Adminiſtration, wegen ein Paar ge-
ſchenkter eiſerner Sparöfen, 1794, wo ſie ſich
übrigens auch indirekt beklagt, daſs ihr Haus
ſo klein ausgefallen ſey.

Im Sommer 1790 wurde sie ganz unvermuthet noch dadurch geehrt, dass der Graf ..... sie zu einem Frühstücke einlud, das er im Thiergarten der Familie des Prinzen Ferdinand, des Onkels des Königs, gab; man behandelte sie da überaus gütig und die königl. Personen unterhielten sich mit ihr. Einige Tage darauf erhielt sie einen verbindlichen Brief von der Hand des Grafen und eine Andenkens-Tasse, mit der Devise: Wandle auf Rosen und vergiß mein nicht. Nächst der Dose, die ihr der Baron Kottwitz in Glogau schenkte, hatte ihr niemahls ein Geschenk mehr Freude gemacht.

Seit dieser Freude, die zu stark auf sie gewirkt hatte, kränkelte sie mehr, als vorher; indess war ihr seit 30 Jahren das tägliche Ausgehen und Besuchgeben bey ihren Bekannten so zur Gewohnheit geworden, dass sie es selbst bey ihrer äussersten Hinfälligkeit nicht einstellte. "Sie glaubte sich dadurch zu stärken, allein sie schadete sich offenbar; denn durch das Vergnügen der Mittheilung ward sie bey dem Glase Wein, das sie trank, wie gewöhnlich zu poetischen Einfällen verleitet, welches sie unvermerkt angriff." Die Freude ihrer letztern Jahre war ihr Enkel Heinrich Wilhelm Hempel, den sie beständig um sich hatte. Als dieser 1792 im März nach Frankfurt an der Oder ging, um die Rechte zu studiren, fiel ihr dessen Ab-

Abweſenheit ſo unerträglich, daſs ſie ihm ſchon einige Monate darauf ungeachtet ihrer anzehrenden Schwäche dahin nachreiſete. Von da dachte ſie einen Beſuch in Tirſchtiegel, ihrer Vaterſtadt, zu machen, wo der Obetpfarrer ihr ſein Haus angeboten hatte, und die Einwohner ſie erwarteten. Aber ſie wurde in Frankfurt ſo ſchwach, daſs ſie dort zwey Monate faſt immer bettlägrig zubrachte, wobey das merkwürdig iſt, daſs ſie im Hauſe eines Schweſterſohns von ihrem Manne Karſch, des Bürgers Peter Friedrich Wolf, die ſorgfältigſte Pflege genoſs, ſo daſs dieſer das Unrecht ſeines Oheims gleichſam wieder gut machte. (So hatte vorher ihr erſter Mann Hirſekorn auch in vielen flehenden Briefen ſeine Zuflucht zu ihr genommen, um durch ihre Fürſprache einen Sohn ſeiner zweyten Ehe von dem Soldatendienſte loszumachen; die Dichterin verwendete ſich auch für ihn bey dem Gouverneur.) Ihr Geiſt blieb dabey munter und ſie ſchrieb in Frankfurt noch ein Gedicht auf die Abreiſe der Herzogin von York nach England, das einige ſchöne Strophen enthält. Es war ihr letztes. Sie wollte dieſe von ihr ſo ſehr verehrte Prinzeſſin, die Schöpferin ihres letzten indiſchen Glücks, noch vermählen ſehen, und kam den letzten September 1791 Trotz ihrer Schwäche nach Berlin. Durch einen Ausgang zu einer benachbarten Freundin, verſchlim-

schlimmerte sie ihren Zustand. Ihre Kraftlosigkeit nahm nun schnell zu, aber ihr Geist blieb munter und hoffte auf baldige Genesung. Am 12ten October 1791 erfolgte ihr sanfter Tod in einem Alter von fast 69 Jahren.

Bey allen den Schwächen, die aus dieser Erzählung ihres Lebens hinlänglich zu erkennen sind, die denjenigen Personen, welche lebhaften Antheil an ihrem Glücke nahmen, die Freundschaft mit ihr erschwerten, und für welche sie selbst hart genug büsste, besonders dadurch, dass sie in literärischer Rücksicht dar nicht wurde, was sie ihren ungemeinen Anlagen zu Folge werden konnte, — bey allen diesen Schwächen erkannte man einstimmig in ihr ein sehr mitleidiges Herz, eine unermüdete Gefälligkeit, eine fortdaurende Dankbarkeit, grosse Offenheit und Wahrheitsliebe. Sie schrieb, wie schon gesagt worden ist, in dem letzten Drittel ihres Lebens alles in Reimen, alle ihre Freundschafts- und Geschäftsbriefe; sehr oft wurde sie von andern ersucht, Bittschreiben aufzusetzen, und so ward sie die Stimme und das Organ vieler Bedrängten. Dergleichen Reimereyen verdienten nicht mehr den Namen von Poesien, und durch ihre Vernachlässigung aller Kritik kam es dahin, dass ein Unbefangener, der noch nichts von ihr wusste, ihre Stücke aus der bessern Periode und dergleichen

Rei-

Reime unmöglich für Produkte von demselben Geist halten könnte, wenn sie ihm vorgelegt würden. *) Sie schrieb sehr schnell, aber kalligraphisch schlecht und ungleich; eben so voll Fehler gegen Orthographie und Grammatik.

Ein Verzeichniss ihrer Gedichte, in Sammlungen und einzeln, (viele Gelegenheitsgedichte abgerechnet) findet sich in Rötgers Nekrolog für 1791, so wie ein Verzeichniss aller ihrer Portraits in Kupferstichen. — Die letzte Sammlung, die ihre Tochter 1792 (2te Auflage 1797.) nach dem Tode der Dichterin herausgab, ist nicht etwa, wie man sonst geneigt seyn könnte zu glauben, eine Sammlung ihrer sämmtlichen Gedichte, oder eine Auswahl der besten Stücke aus allem, was sie gemacht hat, sondern sie enthält eine Nachlese aller Gedichte, die bis dahin entweder noch nicht gedruckt, oder wenigstens noch nicht in die frühern Sammlungen von 1764 und 1772 aufgenommen waren, sowohl aus den frühesten, als spätesten Zeiten der Dichterin. Vielleicht wäre es gut ge-

*) Eine ihrer besten Arbeiten aus der spätern Periode ist das, erst nach ihrem Tode gedruckte Abentheuer einer Winternacht. S. Kalbs Taschenbuch für Fr. d. Sch. 1798. p. 46.

geweſen, wenn jemand eine kleine Auswahl von den beſten und, wie man ſie mit Recht nennen kann, glücklichſten Poeſien einer Dichterin hätte zuſammendrucken laſſen, deren Nahmen die Literaturgeſchichte der Deutſchen noch einer ſpätern Nachwelt überliefern wird.

Den 13. December 1793

ſtarb zu Weimar

Joh. Joachim Christoph Bode,

Fürſtl. Heſſen-Darmſtädtiſchen Geheimer Rath.*)

Der Mann, deſſen Andenken dieſe Blätter heilig ſind, war der deutſchen Leſewelt als ein Meiſter in der groſsen Kunſt, fremde Werke des Genies auf deutſchen Boden zu verpflanzen; dem Bunde der Geweihten als ein muthiger Bekämpfer des Trugs und Irrthums und als ein eifriger Beförderer des Lichts im Verborgenen; ſeinen Freunden als ein redlicher Freund und Biedermann, wie es wenige giebt, bekannt. Dieſe Verdienſte geben ihm die gerechteſten An-

*) Bey dieſem Aufſatz liegt Bode's literari-

ſches

Anſprüche auf eine ehrenvolle Stelle im Nekrolog würdiger Deutſchen.

Niedrig war ſeine Abkunft. Dürftigkeit die Gefährtinn ſeiner Jugendjahre. Sein Vater war ein armer Soldat in Braunſchweig, wo Bode den 16. Januar 1730 gebohren wurde, der Erſtling ſeiner Eltern. Als ſein Vater bald nachher den Abſchied von ſeinem Regiment erhielt, ſo zog er nach Klein-Schoppenſtädt unweit Braunſchweig, wo er bey der Ziegelhütte taglöhnerte. Hier erhielt der kleine Chriſtoph ſeinen erſten Unterricht im Leſen und Schreiben, und Schoppenſtädt, welches in Niederſachſen das Schickſal hat, in dem Rufe wie weiland Abdera in Thracien zu ſtehen, kann eben ſo ſtolz auf ſeinen Zögling ſeyn

ſches Leben vom O. C. R. Böttiger vor dem 6ten Band der Bodiſchen Ueberſetzung des Mich. Montaigne zum Grunde, und die wichtigſten Angaben ſind aus dieſer reichhaltigen Schrift entlehnt. Zur Ergänzung und Vervollſtändigung jener Schrift, in welcher Bode nur von der literäriſchen Seite gewürdigt wird, gaben verſchiedene ſachkundige Freunde Bode's den Stoff her. Die Wahrheit ohne Schminke dem über Bode oft irregeleiteten Publikum zu ſagen, hat ſich der Verfaſſer ernſtlich befliſſen.

seyn, als Abdera auf den Democritus war. Als der Knabe gröſser wurde, nahm ihn sein Groſsvater, ein Bauer im Braunſchweigiſchen Dorfe Barum im Amte Lichtenberg, zu ſich, und lieſs ihn, da er zu nichts andern zu brauchen war, die Schafe hüten. Weil es ihm an Luſt und Anſtelligkeit zu ſchweren körperlichen Geſchäften fehlte, ſo wurde er in der Familie mit dem Spottnamen des dummen Chriſtoph bezeichnet. Gleichwohl beſchäftigte er ſich ſchon ſehr früh gerne mit Leſen und Schreiben und verrieth Anlagen zur Muſik. Sein Sinn war immer nach Braunſchweig gerichtet, wo er etwas rechtes zu lernen und dadurch ſein Glück zu machen dachte. Er ſteckte ſich hinter ſeine Mutter, welche es auch dahin brachte, daſs ihn ſein väterlicher Oheim, der nach des Groſsvaters Tod das Gut übernommen hatte, in ſeinem dreyzehnten oder vierzehnten Jahre zum Stadtmuſikus Kroll in Braunſchweig in die Lehre that und das Lehrgeld für ihn bezahlte.

So wenig auch hier ſein Zuſtand beneidenswerth war — denn die Abhängigkeit von ſeinem Lehrherrn und noch mehr von ſeiner grämlichen Gebieterin wurde ihm ſehr fühlbar gemacht*) — ſo befand er ſich doch in Hinſicht

*) S. am Schluſſe dieſes Aufſatzes die Doppelanekdote vom O. C. Rth Boettiger: Der Ritter York und der Geh. Rth. Bode.

ſtöhr auf Muſik ganz in ſeinem Element. Sein muſikaliſches Genie entwickelte ſich ſehr ſchnell und er lernte die meiſten Blaſe- und Saiteninſtrumente. Die ſeltenen müſsigen Augenblicke, die ihm zu Theil wurden, hielt er zu Rathe, um ſeine Kenntniſſe durch Lectüre zu vermehren. In nächtlichen Stunden las er verſtohlen in ſeiner Dachkammer die berühmten Abentheuer des *Simpliciſſimus*, für welches Buch er auch ſtets eine Vorliebe behielt.

Kaum war er Geſelle worden, als er die Stelle eines Hautboiſten bey dem Regiment von Weihe in Braunſchweig erhielt und die Tochter eines Inſtrumentenmachers Reineke heirathete. Nicht zufrieden, es in der Muſik bis zur Mittelmäſsigkeit gebracht zu haben, ſtrebte ſein Geiſt nach Vollendung. Um den Baſſon, ſein Lieblingsinſtrument, mit noch gröſserer Delicateſſe vortragen zu lernen und ſich im Componiren, worin er ſchon einige Verſuche gemacht hatte, noch mehr zu vervollkommnen, bat er Urlaub auf ein Jahr, ging ungefähr im Jahr 1750 nach Helmſtädt, und nahm bey dem auf dem Baſſon vorzüglich geſchickten Cammermuſicus Stolze Unterricht, während er wieder andern Unterricht in der Muſik gab und damit ſeinen Unterhalt verdiente. Unter ſeinen Schülern war ein reicher Student Schlubeck, der ihm freye Wohnung

bey sich gab und Bode'n auch im Französischen unterrichtete. Im Italienischen übten sich beyde Freunde gemeinschaftlich. Vorzüglich besuchte er die akademischen Vorlesungen des M. Stockhausen und genoss noch den besondern Unterricht dieses Mannes im Deutschen und Englischen. Dieser Unterricht sowohl als der freundschaftliche Umgang, dessen ihn der mit den Musenkünsten vertraute und insbesondere der Tonkunst sehr holde Gelehrte würdigte, erfüllte Bode's Geist mit unwandelbarer Liebe zu den schönen Künsten und legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Nie hat Bode nach der Zeit wieder eine Akademie zu besuchen Gelegenheit gehabt und er kann in so fern freylich nicht für einen regelrechten Gelehrten gelten, als er die Schule nicht dem heiligen Herkommen gemäss, ganz durchgemacht hat.

In der Hoffnung, die sich ihm darstellte, bey der Hofcapelle in Braunschweig angestellt zu werden, kehrte er zu seiner Frau und Kindern, die er dort zurückgelassen hatte, zurück. Der Missmuth über diese fehlgeschlagene Hoffnung veranlasste ihn seinen Abschied vom Regiment zu nehmen. Er trat nun im Jahr 1752 als Hautboist bey dem Freudemannischen Regimente in Celle in Hannöverische Dienste.

Die

Die vier Jahre, welche er in Celle zubrachte, waren seinem Beruf, seiner Kunst und den Wissenschaften gewidmet. Allenthalben begleitete ihn die Ahndung, dass er zu etwas bessrem bestimmt sey, als in der Niedrigkeit und in seiner damaligen kümmerlichen Lage zu verfauren. Er sah diese Zeit nur als Durchgang, als Vorbereitung zu höhern Zwecken an, für die er Tag und Nacht arbeitete. Zur Ernährung seiner Familie reichte seine Löhnung nicht zu, er musste die meisten Stunden des Tages mit Unterricht in der Musik verschwenden, und doch ward er oft von drückenden Nahrungssorgen gequält. Der Rest seiner Zeit, den andre der Erholung, der Ruhe, dem Vergnügen würden hingegeben haben, war dem ernstlichsten Studium seiner Kunst, mit Sprachen und Wissenschaften gewidmet. Er entzog sich den Schlaf, um in nächtlicher Stille studiren und Ausarbeitungen machen zu können. Von dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Celle sind noch ein paar dichterische Versuche von ihm übrig: Die Freunde, und: Der Dichter und der Soldat, eine Fabel. Die Ueberschrift giebt den Geburtstag dieser Erzeugnisse seiner Muse an: Celle den 28sten Octbr. 1752. Seine musikalischen Talente und überhaupt seine nicht gemeine Ausbildung erwarben ihm Freunde und Gönner. Unter denen, die seinen höhern Genius

entdeckten, war der damalige Subconrector Münter (itzt Rector). Die Vorliebe zur Musik veranlaſste Münters Bekanntſchaft mit Bode'n; er nahm Unterricht bey ihm und ward dagegen wieder Bode's Führer in den ſchönen Wiſſenſchaften. Vorzüglich übte er ihn in Ausarbeitungen und in allerley proſaiſchen und poetiſchen Verſuchen, die er mit ihm durchging und ihn verbeſſern und umarbeiten lieſs. In allem dieſem war Bode's Eifer unermüdlich, ſeine Fortſchritte vom Unvollkommnern zum Vollkommnern unglaublich ſchnell. Münters Büchervorrath ſtand Bode zu Dienſte und er verſchlang die neuern Werke des Geiſtes und Geſchmacks. Münter war nicht blos Bode's Lehrer; er war ſein Freund. Der witzige, joviaiſche, an originellen Einfällen reiche Bode muſste vielaſſe führungspunkte mit einem Manne haben, der ſelbſt eine witzige und ſatyriſche Laune hat. Im Franzöſiſchen hatte Bode noch zwey Monate gemeinſchaftlich mit einem vielverſprechenden Jünglinge Unterricht; aber am Anfang des dritten Monats bat ihn der Sprachmeiſter ſelbſt eine Stunde nicht mehr zu beſuchen, wo er ſelbſt nicht wiſſe, welcher von beiden Meiſter ſey. Im Engliſchen und Italieniſchen ſetzte er die Uebungen für ſich fort. Im Lateiniſchen bot ihm Münter ebenfalls Unterricht an. Bode wünſchte ihn ſehr und faſste den Vorſatz Hand anzu-

anzulegen, ward aber immer durch die dabey vorkommenden Schwierigkeiten abgeschreckt, da ihm dessen Ausführung bey dringendern Geschäften seine Zeit gar zu sehr benagt hätte. Zwar hatte sich Bode schon in Helmstädt die Paradigmen der lateinischen Sprache eigen zu machen gesucht; aber er muß nicht weit gekommen seyn; denn im J. 56 schreibt er aus Celle an den M. Stockhausen von einem Schulprogramm, das er überschickt: er könne nicht darüber urtheilen, weil es Latein sey!

In den Jahren 54 und 56 trat er auch im Publikum als Tonkünstler mit 2 Sammlungen von ihm selbst componirter Lieder auf, die unter dem Titel: Scherz- und ernsthafte Oden und Lieder in Leipzig erschienen und mit Beyfall aufgenommen wurden. Beym ersten Theil war er noch zu schüchtern und zu bescheiden um die Auswahl der Texte auf sich zu nehmen, welche Stockhausen für ihn besorgte; beym zweyten Theil nöthigte ihn zwar die Eil, die Texte selbst aus andern Dichtern zu wählen, aber er traute seinem Geschmack doch noch so wenig, daß er das Verzeichniß der ausgewählten Stücke sogleich an seinen Stockhausen schickte, mit der Bitte, ihm Anmerkungen darüber mit zu theilen, weil es wohl noch möglich seyn werde, Fehler in der Wahl zu verbessern, wenn er ihm statt eines schlecht

gewählten ein besseres Lied vorschlüge. gleich bat er ihn, doch eine Zueignungsc (die er dem 2ten Theil vorsetzen wollte) ihn aufzusetzen. Er bitte nicht aus Bes darum, sondern aus gerechtem Mistrauen gen sich. Eine so geringe Meinung hatte damals der Mann von sich, der schon so g in Rede und Schrift war.

Bode hatte schon dazumal mancherley bindungen und unterhielt einen ziemlich ken Briefwechsel. Von den Briefen, die Jahr 95 geschrieben, sind die sorgfältig beireten Concepte in den Händen des O. Böttiger. Es sind theils deutsche, t französische, theils italienische Briefe. Sie die ächtesten Belege des Eifers für die Au dung seines Geistes, der ihn belebte. E steif und pedantisch ist freylich noch die F in welche seine Briefe gegossen sind; a man bedenke den Geschmack jener Zeit; noch ist seine Sprache schon gut und kraft seine Wendungen zum Theil fein und gesi überall leuchtet sein Geist, sein Humor, sei Herz hervor. Mit dem M. Stockhaus der von Helmstädt als Conrector nach Lü burg gegangen war, unterhielt er einen unterbrochnen vertrauten Briefwechsel und diente sich in literarischen und andern Anlie seines treuen Rathes. Er erhielt von ihm

und Musicalien und theilte ihm wieder
leichen mit. Nur Ein Urtheil über eine
in einer Sammlung Fr. Mrer-Lieder und
n Musik stehe hier aus einem Briefe an
khausen: „Ich beneide den Verf. fast der
n Ode wegen; so klein sie ist, so ist doch
Zufriedenheit, nach meinen Empfindungen,
vollkommen dafür ausgedrückt, dass auch
bloſse Melodie bey mir die Ruhe herstellt,
n ich noch so aufgebracht bin." Als ein Denk-
von Bs. Zartgefühl in der Freundschaft
lieng folgende Herzensergieſsung aus einem
er Briefe an einen Freund hier gelesen zu
den: „Lassen Sie uns, wenn uns das Glück,
Abgöttin der Thoren, nichts als Verdruſs
verursachen glaubt, lassen Sie uns alsdenn,
ich, demselben zum Trotze, mit uns selbst
gnügt und in der Ausübung der zärtlichsten
ndschaft glücklich seyn. Und wenn uns
h alle Freunde verlieſsen — doch dieſses ist
nöglich. So lange es noch Menschen giebt,
che wirklich verlangen tugendhaft zu wer-
, — und die Welt ist wirklich noch nicht so
r schlimm als sie uns öfters bey miſsver-
gten Stunden scheint, — so lange wird man
h wahre Freunde finden."

Ob es ihm gleich weder in, noch auſser
le an Menschen fehlte, die seinen Werth er-
nten und auch auf die Verbesserung seiner
äuſsern

äuſsern Umſtände bedacht waren: ſo erregte doch in ihm mehr als ein Umſtand die Sehnſucht nach einer andern Lage. Er fühlte das drückende ſeines Soldatenſtandes und mancher mit ſeinem niedrigen Stande verbundnen Herabwürdigungen tief. Er ſelbſt ſchreibt zwar einmal: „Vielleicht iſt Hochmuth mit Schuld daran;“ — allein es war wohl mehr gerechtes Gefühl ſeines innern Werthes, der oft im Soldatenrocke verkannt wurde, als Eigendünkel und Selbſterhebung über ſeine Cameraden, mit denen er vielmehr, trotz ihres Abſtandes von ihm, auf einen traulichen Fuſs umgieng. Die ſklaviſche Abhängigkeit und die ſtrenge Disciplin des Soldatenſtandes waren nicht für einen Geiſt ſeiner Art, und einige Händel, in die er durch ſein leicht zu beleidigendes Ehrgefühl verwickelt wurde, verbitterten ihm ſeinen Stand wohl noch mehr. Es war ihm wegen begangner Thätlichkeiten eine Regimentsſtrafe zuerkannt worden, die ihm aber auf Münters Fürbitte erlaſſen wurde. Die Ausſicht auf einen nahen Krieg, mit welchem ſich ſeine Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft nicht wohl vereinigen lieſs, beſchleunigten ſeinen Entſchluſs dieſer Lebensweiſe zu entſagen. „Moi, ſchrieb er d. 23. Jul. 55. an einen Freund, dont le metier eſt paiſible et allégre, j'aime mieux jouer une piece où ils ſe plaiſent quelques amis, qui par leur humanité ſont dignes de l'harmonie, que

de

de prostituer l'harmonie en en usant pour étouffer des créatures à demi hommes et à demi bêtes sauvages, qui n'espirent qu'au sang de leur semblables."

Was Bs Lage noch behaglicher machte, war die Verbindung mit einer Gattin, *cujus praecordia Titan ex ignobili luto finxerat.* Sie ermangelte aller Eigenschaften, die seinen Geist hätten beschäftigen und sein Herz fesseln können. Schlechte Wirthschaft, Mangel und Hang zum Wohlleben wurden der Stoff zu Zänkereyen, die wohl gar bey Bs heftigen Temperament in Thätlichkeiten übergingen. Die Flamme der häuslichen und ehelichen Zwistigkeiten griff so weit um sich, dafs an kein Löschen mehr zu denken war. Im J. 56 starb diese Frau an einer hitzigen Krankheit, und bald nachher auch seine drey Kinder, an denen sein Herz mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Von allen Familienbanden losgemacht, nahm er nun seinen Abschied als Hautboist, um auf andern Wegen sein Fortkommen und Glück zu suchen. Er fand zuerst ein Asyl bey seinem Freund Stockhausen in Lüneburg, der den über den Verlust seiner Kinder trauernden Vater tröstete und aufheiterte.

Im J. 57 trat er seine Wanderschaft nach Hamburg mit einem Kästchen voll Musikalien

lien und Wäsche an. Stockhausen ha
Empfehlungsschreiben an den D. Old
den Prediger Alberti mitgegeben,
sich seiner treulich annahmen, ihm b
Vertrauen schenkten und ihn verschied
milien zum Lehrmeister in der Musik
Französischen empfohlen. Einige der
hensten Häuser, besonders das Schul
sche, vertrauten ihm den Unterrich
Kinder. Hier hatte er Gelegenheit, dur
ren selbst noch zu lernen. Denn ungeac
sich schon eine ziemliche Fertigkeit im
zösischen erworben hatte: so erzählte e
selbst einem Freunde, dass er bey seine
terricht in der französ. Sprache vielm
Stunde zuvor das erst gelernt habe, was
dern habe beybringen sollen. Seine Art
und überhaupt junge Leute zu unterr
wich so sehr von dem gemeinen Schle
ab, war so anmuthig und geschmackvoll
die Kinder mit Liebe an ihm hiengen u
Eltern ihn sehr werth hielten. Auch als
terer und interessanter Gesellschafter
sehr beliebt. Da er sich für die drama
Dichtkunst sehr interessirte und er viel vo
spanischen Lustspielen gehört hatte, so
er, um sie lesen und benutzen zu können,
Spanisch bey einem Schumacher, der in
nien gearbeitet hatte. Doch brauchte
guter Kopf nur einen Monat lang Unter

hher half er sich selbst fort. Im J. 59 zeig-
r sich zuerst als einen geschickten Ueber-
er aus dem Französischen und Englischen
ch die Briefe des P. Alphonso und
n begeisterten Braminen, dessen Weis-
: an die Menschen vor und nach Boden ver-
iednemal, aber von Niemanden mit dem Er-
; wie von ihm, übertroffen worden ist. Um
elbe Zeit bearbeitete er für das Kochische
ater verschiedne französische, italienische
. englische Schauspiele, von welchen zwey,
lich das Caffeehaus nach Voltaires
ffaises, und die Spieler nach Moore im
9 gedruckt wurden.

Vom J. 1761 an beginnt seine Maurerische
ufbahn, die in den spätern Jahren das Haupt-
chäft seines Lebens wurde. Er stand mit
schiednen Hamburger Freymaurern in freund-
aftlichen Verhältnissen und wurde durch sie
den Orden gezogen. Er wurde den 11. Febr.
1 zum Lehrling und Gesellen aufgenommen;
6. März erhielt er den dritten Grad. In
Folge wurde er auch zu den höhern Gra-
befördert. Seine Aufnahme geschah in der
der grossen englischen constituirten Loge
salom, deren Provincial-Grossmeister der
ühmte Wundarzt Carpser *), Bode's
Freund,

* Carpsers Gastfreundschaft bot damals den
Ham-

Freund, und nach ihm der Arzt Jänisch war. Die Mitglieder dieser Loge geben Bode'n das Zeugniss, dass er sich den Pflichten dieser Gesellschaft gleich vom Anbeginn aufs thätigste unterzogen und zu deren Aufnahme und Flor beyzutragen sich äusserst bemühet habe.

In den Jahren 62 und 63 beschäftigte Bode ein trocknes und ihm noch neues Geschäft. Er führte nämlich in dieser Zeit die Redaction des unpartheyischen Correspondenten mit vieler Geschicklichkeit und mit der Klugheit, welche in jenen kritischen Zeitläuften dem Erzähler der Geschichte des Tages so nothwendig war.

Am Ende des Jahres 64 liessen sich die meisten Mitglieder der Loge Absalom und unter ihnen auch Bode vom Geh. Rth Schubart von Kleefeld (Ritter vom Strauss), dem berühmten Oekonomen, rectificiren und traten zu dem System der strikten Observanz über, durch die sie Aufschlüsse zu erhalten suchten, die

Hamburgischen schönen Geistern einen Vereinigungspunct dar. Bode fand bey ihm wöchentlich wenigstens einigemal eine wohlbesetzte Tafel und eine ausgesuchte Gesellschaft der witzigsten Menschen.

die sie von London aus nie erhalten konnten. Bode erhielt in dieser den Namen *a Lilio Convallium*. Uebrigens blieb er immer Mitglied der Loge Absalom, deren Meister vom Stuhl er auch verschiedne Jahre war.

Im J. 65 schien sein Lebensschicksal eine neue glückliche Wendung zu nehmen. Die Musik war noch immer seine Liebhaberey; er nahm Antheil an der Direction des Orchesters in den Winterconcerten und übersetzte einige Oratorien des Metastasio; auch ertheilte er noch Unterricht in der Musik, da er einmal in den Ruf musikalischer Talente war und sehr gesucht wurde. Da traf es sich denn, daß eine seiner Schülerinnen, Simonette Tam, welche reich, schön, und, was selten damit verbunden zu seyn pflegt, liebenswürdig war, ihrem Meister selbst die Hand anbot, um die er für einen seiner Freunde bat, und ihn zum beglücktesten Gatten, Bürger und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens machte. Dieß war der glücklichste Zeitpunkt seines Lebens. Sorgenfrey und unabhängig konnte er seiner Neigung leben. Die zarteste Wechselliebe versüßte seine Tage. Aber diese Seligkeit war ihm nur auf kurze Zeit beschieden. Sein junges Weib starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, ohne ihm auch nur ein Ebenbild von sich zurückgelassen zu haben. B. that

freywillig auf den gröfsern Theil ihres Vermögens, welches er, da sie ihn zum alleinigen Erben eingesetzt hatte, nach allen Rechten hätte behaupten können, Verzicht, um dem ungerechten Vorwurfe zu begegnen, der ihm von ihren Verwandten, welche die Verbindung sehr ungern sahen, war gemacht worden, als hätte er sie des Geldes wegen geheirathet. Indefs soll ihm doch noch an 16000 Thlr. geblieben seyn *).

Bode ward durch den Tod seiner vielgeliebten Gattin in die traurigste Gemüthsstimmung versetzt; selbst seine Gesundheit wurde dadurch sehr angegriffen. Zu seiner Zerstreuung und Wiederherstellung schlug ihm der Ritter vom Strauss eine Reise zu den damaligen Ordens-Obern der stricten Observanz in der Ober-Lausitz vor, damit er mit ihm an der vorseyenden Ausführung des grofsen ökonomischen Plans, welcher im 3ten Theil des *Anti-St. Nicaise* abgedruckt ist, Theil nähme. Der Ritter vom Strauss wufste Bode'n durch die Gabe der Beredsamkeit, die er in hohem Grade

*) Vgl. des Past. Hahn in Wandsbeck Brief an D. Bahrdt in den Briefen angesehener Gelehrten, Staatsmänner etc. an den D. Bahrdt Bd 1. S. 118.

Grade besafs, für diese neuen Einrichtungen einzunehmen und schmeichelte seinem Ehrgeiz, indem er ihm die Hofnung vorhielt, bey der neuen Einrichtung und dem damals in Görlitz befindlichen Ordens-Directorium die Stelle eines *Procurator generalis oeconomiae* zu erhalten, welche ihm auch bald hernach zu Theil wurde. Bode sah zwar schon damals ein, dafs die Verbreitung des neuen Tempelherren-Ordens, für welchen der ökonomische Plan eingerichtet wurde, in seiner ehemaligen Gestalt und Verfassung ein dem Geist des jetzigen Zeitalters nicht angemefsnes Unternehmen sey; indessen zweifelte er damals doch noch nicht an der Richtigkeit der geheimen Fortsetzung des alten Tempelherrn-Ordens durch die Maurerey, und hielt es auch für billig, ihn wenigstens *pia recordatione* so lange fortzusetzen, bis man dereinst unter einer andern Gestalt und unter dem Schutze grofser Herren öffentlich hervorzutreten Gelegenheit finden würde. Mit solchen Vorstellungen trat er die Maurerische Reise im J. 66 in Schubarts Gesellschaft an. Nachdem sie sich einige Zeit in der Ober- und Niederlausitz und besonders beym Convent zu Kolo (einem gräfl. Brühlischen Lustschlosse in der Herrschaft Pförten), ferner in Dresden und dortiger Gegend aufgehalten, giengen sie im Junius nach Leipzig, Berlin und Braun-

schweig; allein schon am letzten Orte trennten sie sich; Bode ging nach Hamburg zurück und überliefs Jenem das Geschäft die Logen in Hannover, Mainz, Frankfurt, Anspach und Nürnberg zu rectificiren oder in ihnen den grofsen ökonomischen Plan einzuführen.

Im J. 67 machte Bode eine Reise nach Aachen ins Bad, wo er Marmontel kennen lernte und mit einem andern wackern Franzosen, B. de l'Abbaye Freundschaft schlofs, dessen Schrift über die Landwirthschaft er auch im Jahr 69 ins Deutsche übersetzte. Er machte aufserdem noch einige freymaurerische Bekanntschaften im Bade und verabredete mit ihnen eine neue Zusammenkunft an einem dritten Ort.

Doch seine maurerische Betriebsamkeit scheint durch neue Geschäfte und Verhältnisse auf einige Jahre etwas unterbrochen worden zu seyn. Um das Geld, das er geerbt hatte, zu benutzen, legte er eine Buchdruckerey an, welche er mit einem Buchhandel verband. Seine Unternehmung, wobey sich Lessing auf eine Zeitlang mit ihm vereinigte, hatte grofsentheils Beziehung auf die damalige Seylersche Theaterunternehmung in Hamburg, für welche auch Bode verschiedne Stücke aus andern Sprachen

chen überſetzte. Im J. 1768 verheyrathete ſich B. wieder, und zwar mit der Tochter des Buchhändler Bohn, und auch dieſe engere Verbindung mit einem erfahrnen Buchhändler konnte auf Bs buchhändleriſche Speculationen einen glücklichen Einfluſs haben. Aus ſeiner Druckerey gieng Leſſings berühmte Dramaturgie hervor. Als ſich die vielverſprechende Theaterunternehmung, auf welche B. gerechnet hatte, zerſchlug, faſste er mit ſeinem Freund Leſſing den groſsen Plan einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genie's und Geſchmacks ſollten hier zum Vortheil ihrer Verfaſſer gedruckt werden. Die freundſchaftliche Verbindung Bs mit einem Klopſtock, Gerſtenberg, Alberti, Baſedow, Zachariä u. a. lieſs eine kräftige Beförderung dieſes vielumfaſſenden Unternehmens hoffen. Allein Leſſing war ganz für Geſchäfte der Art verdorben und auch Bode'n miſslang das Project, weil es ihm an Kenntniſs des kaufmänniſchen Ganges und Mechanismus der Geſchäfte fehlte und er zu eigenſinnig war, um den Rath geübter Buchhändler zu benutzen. Indeſs gereichte ſeiner Druckerey ſeine im J. 68 und 69 im Verlage des Buch. Cramer in Bremen (der mit ihm in einer Art von Geſellſchaftshandel ſtand) erſchienene Ueberſetzung des Sterne: Yoriks empfindſame Reiſen in 4 Bden, zu groſser

Zierde. Bode begann mit dieſem Werke, zu deſſen Dolmetſchung ihn Leſſing bewogen hatte, die Ueberſetzung der Reihe humoriſtiſcher engliſcher Romane, die ihm ſo unübertrefflich gut gelungen iſt. B. hat dieſen anatomiſchen Zeichnungen vom menſchlichen Herzen, wie er die empfindſamen Reiſen nennt, einen ſehr leſenswerthen Vorbericht mit einem kurzen Leben von Sterne vorgeſetzt. Vom J. 72 an übernahm auch B. den Druck und Verlag des Wandsbecker Bothen, einer Zeitung, die anfangs nur für den Pöbel berechnet war, aber durch Claudius und Bode veredelt wurde *). In demſelben Jahre gab B. in ſeinem Verlage eine durch ſeine maureriſchen Verhältniſſe entſtandne gemeinnützige Schrift über Armen und Armenanſtalten heraus. Auf des Buchhändler Reich Zureden hatte er ſich an Smollets Meiſterſtück: Humphrey Klinkers Reiſen gewagt, und gab noch in dieſem Jahre im Verlage von Weidmann und Reich ſeine meiſterhafte Ueberſetzung davon heraus. Der glückliche Erfolg und die gute Aufnahme ſeiner Verdeutſchung engliſcher Romane machte ihm nun Muth auch an die ſchwerſte aller Unternehmungen, die Bearbeitung des Triſtram Shandy zu gehen, die

*) Vgl. Hahns angeführten Brief an D. Bahrdt S. 118.

die im J. 74 in seinem Verlag in 9 Bächen erschien. Im J. 76 liefs er seine Uebersetzung von Goldsmiths Dorfprediger von Wakefield nachfolgen. Im J. 72 litt B. noch einen grofsen Verlust durch den Tod Alberti's, mit dem er im vertrautesten Geistesverein gelebt hatte. „Unser guter Alberti, schrieb er d. 8. Apr. an D. Bahrdt *), hat den Kampfplatz verlassen. Ich habe einen innigen Freund, an ihm verlohren. Doch gewifs nicht auf lange Zeit!" Ihm ahndete also wohl nicht, dafs ihm noch ein langes Leben bevorstehe, ehe er mit seinem Freund wieder vereinigt werden sollte!

Vom J. 75 an werden die Spuren von Bs Maurerischer Wirksamkeit wieder sichtbarer. Wiewohl sich seit dem J. 68. die Lage der Mrey merklich geändert hatte: so liefs doch B. keine Gelegenheit vorbey, seinen ehmals erlangten Einfluss zu benutzen und an den fernern Begebenheiten Theil zu nehmen. Er erschien im J. 75 in Person auf dem Convent zu Braunschweig; und da er seine Stelle als *Procurator generalis* noch nicht aufgegeben, mit den Obern des Braunschweigischen Sprengels,

*) Bahrdt gab in Bode's Verlag die erste Ausg. seiner Uebersetzung des N. T. und andere Schriften heraus.

geln, besonders dem Br. von Lefsewitz immer im besten Vernehmen gestanden hatte: so wußte er auch die Rechte seiner Stelle geltend zu machen und sich in dieser Eigenschaft zu erhalten. Selbst, da er seiner häuslichen Umstände wegen nach Hamburg zurückkehren mußte, besetzte er seinen Platz in dem zu Braunschweig angeordneten neuen Directorium durch einen Stellvertreter. Auch dem Convent zu Wolfenbüttel wohnte er im J. 78 bey. Von Zinnendorf und seinem System war B. ein erklärter Gegner, welches er besonders im J. 77 zu erkennen gab, als die Vereinigung desselben mit den Schwedischen Logen im Werke war. Zinnendorf hatte sich schon vor seiner Trennung von der stricten Observanz bey der ihm anvertrauten Verwaltung der O. Angelegenheiten in Berlin, besonders in Ansehung der damit verbunden gewesenen Casse, manches zu Schulden kommen lassen. In noch ungünstigerm Lichte erschien er, als er von der stricten Observanz abfiel und vorgab schwedische Rituale zu haben und in Verbindung mit Schweden zu seyn, indem er von Schweden verläugnet und seiner Unwahrheit durch schwedische Deputirte überwiesen wurde. Vom J. 76 an gab Bode auch 4 Jahrgänge des Taschenbuchs f. d. Brüder Freymäurer der vereinigten deutschen Logen heraus, in welchen viele Aufsätze und Bruchstücke

aus

aus Maurerreden von B. selbst sind. Vermuthlich ist auch von ihm das kleine Denkmal, welches im Jahrg. 77 dem Freyhn. v. Hundt, dem Stifter des neuen Tempelherrn O., welcher d. 8. Nov. 76 in Meinungen starb, errichtet ist.

So wohl es Bn im Ganzen in Hamburg ging, so glücklich er sich unter einer freyen republikanischen Verfassung, im Besitz geist- und herzvoller Freunde fühlte: so wurde ihm dieser Aufenthalt doch nach und nach durch mehr als Einen Umstand verleidet. Einige seiner geliebtesten Freunde waren gestorben oder von Hamburg weggegangen. Vier Kinder, die ihm seine dritte Gattin gebohren hatte, sanken ins Grab und die kränkelnde Mutter folgte ihnen nach. Sein Buchhandel brachte ihn mehr rück- als vorwärts. Es fiel ihm daher nicht schwer, im J. 78 der Einladung der Wittwe des grossen Staatsministers, Grafen v. Bernstorf, welche Bn während ihres Aufenthalts bey Hamburg als einen einsichtsvollen und redlichen Mann hatte kennen lernen, zu folgen und mit dieser würdigen Dame als ihr Geschäftsführer nach Weimar zu ziehen, wo er seine übrigen Lebenstage in einer für seine literärische und maurerische Thätigkeit sehr wohlthätigen Lage beschloss. Stets widmete er die unbegränzteste Dankbarkeit und Verehrung

rung der Perſon, die ihm dieſe glückl
Ruhe und Unabhängigkeit verſchaffte, und
ren Seelenſilhouette er in der Zueignung
Dorfpredigers an Sie mit den Worten aus
vaters phyſiognomiſchen Fragmenten ſ
dert: „Weisheit ohne Güte iſt Thorheit.
will gerecht urtheilen und gütig handeln.“

Wie gedeihlich für die Wiſſenſchaften
Muſse war, deren er in Weimar genoſs,
von ſind ſeine vielen literäriſchen Arbeiten
dieſem Zeitraum Zeugen. Er überſetzte
engliſche Wochenſchrift die Welt in 4 B
1779 und 80; den erſten Bd von der ſpaniſc
Monatsſchrift der Denker im J. 81; er ze
durch die vollendete Uebertragung von M
montels Incas 2 Bde im J. 83, daſs ſe
Stärke nicht allein ſich auf Werke des Hum
ejaſchränke; endlich überſetzte er auch no
aufgefordert von ſeiner vieljährigen geiſtvol
Freundin Frau v. der Recke, Fieldings T
Jones in 6 Bden, 1786—88: und widmete
dieſer Freundin auf eine ſehr feine Art.
ihm gleich die Ueberſetzung dieſes humori
ſchen Romans, die er in groſser Eil und un
ungünſtigen Umſtänden verfertigte, wenig
als die vorigen gelungen iſt: ſo bleibt ſie do
mit allen ihren Mängeln noch immer ein ſe
ſchätzbares Denkmal ſeines Geiſtes.

A

Auf dem berühmten Wilhelmsbader
greſs im J. 82, wo die bittigſten Maurer
tanden und ſich ſelbſt fragten: Wer ſind
? Wo iſt der Urſprung des O. zu
hen und welches iſt ſein wahrer
dzweck? erſchien auch Bode als Depu-
er, mit den Vollmachten mehrerer Sprengel
ſehen. Er ſprach und handelte hier frey,
offen, und widerſetzte ſich vorzüglich ei-
n Vorſchlage des bekannten Wirtembergi-
en Geſandten, Frhn v. Wächter, der aber
lich nicht allen dortigen Deputirten kund
nacht wurde. Denn man betrieb vieles dort
engeren Ausſchüſſen, zu welchen nicht alle
vollmächtigte gelaſſen wurden. Aber das
iſte Aufſehen machte Bode, indem er dem
nvent die zuſammengedrängten Reſultate
ner Forſchungen über die Entſtehung und
adenz der Freymaurerey vorlegte. B. hatte
nlich nach und nach eine Freymaurerbiblio-
k von ungefähr 800 Bänden zuſammenge-
cht, in welchen die ſeltenſten Schriften über
e geheime Ordensverbindungen aller Zeital-
aus allen Ländern, vorzüglich auch über
Jeſuiten, denen er den gröſsten Einfluſs
die Errichtung und Fortpflanzung der eng-
hen und deutſchen Maurerey zuſchrieb, be-
dlich waren. Durch Hülfe dieſer Sammlung
n Schriften und Urkunden, ſo wie durch un-
terbrochne ſcharfſinnige Beobachtung des

Gan-

Ganges der Dinge war er im Stande einen sehr wichtigen Aufsatz hierüber zu liefern. Es befindet sich eine Abschrift davon in den Händen eines redlichen Mannes, welcher dafür sorgen wird, dafs er nicht untergehe. Bode übersetzte seine deutsche Abh. in der Folge selbst ins Französische und schickte sie, da man auf einem maurerischen Convent in Paris an einer Verbesserung der Mrey arbeitete, dahin. Dieser französ. Convent zerschlug sich aber, aus Mangel an thätigen Mitarbeitern, sehr bald, ohne viel ausgerichtet zu haben.

Hier wird der Ort seyn, überall Einiges von der bey Bode herrschend gewordnen Vorstellung zu sagen, dafs die Jesuiten an der Spitze einiger maurerischen Systeme als geheime Obere stünden und sich überhaupt auf die Mrey einen gefährlichen Einfluss zu verschaffen gewusst hätten. Es war natürlich, dafs, da B. Mitglied der ältesten Loge in Deutschland und Zeuge von Rosa's, Johnsons und andrer Schwärmereyen und Betrügereyen war, ein Kopf wie der seinige auf den Grund jedes neuen Systems zu kommen suchte und manche geheime Winkelzüge entdeckte. „Was seine Aufmerksamkeit, sagt ein sehr gut unterrichteter Freund von Bode, mit zuerst auf den Gedanken brachte, dafs die Jesuiten ihr Spiel unter der Decke der Mrey trieben, war

das

das Zusammentreiben grosser Geldsummen aus allen Logen im siebenjährigen Kriege und das Uebermachen dieser Capitalien nach Paraguay. Diese und das Flüchten der Jesuiten, die sich in dem nemlichen Zeitpunkte grosse Besitzungen in Paraguay kauften, da sie aus vielen Ländern Europens verwiesen wurden, war der Funke, der in Bs Seele ein Licht anzündete.“ Vergleichen wir damit, was ein andrer in alle jene Verhältnisse und Mysterien eingeweihter Mann hierüber mittheilt: „B. äusserte seine Hypothese von dem Einfluss des Jesuitismus auf die Mrey schon im J. 1767 schriftlich gegen den Ritter vom Strauss und mehrere stimmten mit ihm überein. Theils konnte die völlige Beybehaltung der katholischen Gebräuche bey der Aufnahme in den sogenannten Innern Orden, den Aufschluss des Mrey, so wie manche Grundsätze der vorhergehenden Grade sehr leicht eine solche Vermuthung erzeugen, theils war nach Vertilgung der Jesuiten in Spanien und Frankreich schon im J. 1766 das Gerücht entstanden, dass dieselben grosse Summen nach Deutschland geflüchtet, und da sie Schutz nöthig hätten, sich an die damals in vorzüglichem Credit stehende Gesellschaft der Fr. Mrer anzuschliessen willens wären. Diese Muthmafsung fand in der Aehnlichkeit der Schicksale des vormaligen Tempelherrn-O. mit dem nun erst aufgehobenen

völlig ins Reine. Diejenigen Puncte, über die man allenfalls übereingekommen war, wurden einigen Brdrn. zu weiterer Ausarbeitung übergeben, und unter diesen war vorzüglich Bode.

Allein dieser Convent macht in anderer Hinsicht Epoche in Bs maurerischem Wirken. Der Frhr. v. Knigge (Philo) war mit der Vollmacht in Wilhelmsbad, für das Beste des Illuminaten-O. zu wirken, nachdem er es den Umständen gemäss finden würde; er setzte sich daher mit vielen Deputirten des Convents in Verbindung und nahm deren mehrere gegen einen Revers auf *). Hier machte er denn auch die wichtige Acquisition von Bode. Dieser versprach, wenn er überzeugt würde, dass die Verbindung der Ill. edle und grosse Zwecke habe, mit allem Eifer für dieselbe zu arbeiten und die stricte Observanz mit darnach leiten zu helfen; aber er erklärte zugleich, wenn er Betrug oder gar Jesuitismus wahrnehmen sollte, die Schelmerey öffentlich zu Schanden machen zu wollen. Philo nahm ihn nun unter d. Namen Amelius auf und ertheilte ihm bald hinter einander den kleinen und grossen Illuminat-Grad und den Schottischen Ritter-Grad oder den Grad der dirigirenden Illuminaten **).

Bode

*) Nachtrag von Originalschriften der Ill. S. 229. f. Philo's endliche Erklärung S. 79. f. 82. ff.

**) S. Nachtrag zu den Ill. Schriften S. 206. 229-232.

Bode wurde in der Folge zum Provinzial-Obern ernannt und bekam einen Theil der Direction, nachdem er den ganzen Gliederbau des O. durchschaut hatte und mit Spartacus (Weishaupt) selbst in Verbindung und Briefwechsel getreten war, der ihm auch Aenderungen zu machen erlaubte, wo es das Local und der verschiedne Grad der Cultur erforderte. So entstand ein für Sachsen besonders modificirter Illuminatismus. Gegen das Ende seines Lebens äufserte sich B. einmal in einer Gesellschaft von Ill. über sein ehemaliges Schooskind ungefähr so: „Man wollte zwar allmählige Weltreformation, aber durch erlaubte Mittel; man konnte es den Ill. nicht oft genug einschärfen, die Hälfte der Weltbesserung sey geschehen, wenn man sich selbst bessere! Geheime Obb. hatten wir eigentlich bey uns nicht; aber man traf die Einrichtung, dafs alle Erinnerungen und Tadel nicht von dem bekannten Superior herkamen, den sein Untergebener auch als einen mit Mängeln behafteten Menschen kannte, sondern wie von einer höhern, unsichtbaren Hand. Dieſs war die *persona mystica* Basilius, mit welchem Namen die Antworten auf die Q. L. bey uns unterschrieben wurden.“ Als man ihm sagte, der O. sey doch nicht hinlänglich gegen die Gefahr des Mifsbrauchs gesichert gewesen, antwortete er: der Herrschsucht und andern un-

lautern Leidenschaften habe doch dadurch vorgebeugt werden können, dafs jedes Mitglied ein andres über sich gehabt, von dem es beobachtet worden, und dafs auch der Erste im O. nicht sowohl Alleinherrscher gewesen als vielmehr eine Gesellschaft Mitregenten zugesellt bekommen habe. Knigge's Hauptfehler bey seiner Wirksamkeit für den O. in Niedersachsen war der, dafs er mehr für die Extension als die Intension des O. sorgte, ihm sehr viele Mitglieder zuführte, aber um die Auswahl weniger bekümmert war. Diesen Fehler liefs sich B. nicht in dieser Ausdehnung zu Schulden kommen; aber er versah es doch darin, dafs er, um dem O. Gewicht und Ansehen in Sachsen zu verschaffen, sehr viele FrMrer Schotten nicht allmählig, sondern auf einmal zu Obern der Ill. erhob, die weder Sinn noch Kopf für die höhern literärischen und moralischen Zwecke des Illuminatismus hatten. Von den segenreichsten Folgen waren die Pflanzschulen, welche das Noviziat und die Minervalclasse in sich begriffen, und welche für Jünglinge auf Akademien und in andern Verhältnissen berechnet waren. Mit Rührung und Dankbarkeit erinnert sich noch so mancher ehmalige Minerval, wie sein Fleifs in dieser Schule belebt, der Sinn für Wissenschaften geweckt oder befördert und das Herz für alles Gute und Edle empfänglich gemacht worden. Namentlich

wurde

wurde auf einigen Universitäten dem schädlichen Geist der Studenten-O. dadurch entgegengewirkt, dafs man die bessern und gutartigern Jünglinge für diesen Bund zu gewinnen suchte. Auch aufser dem Ill. O. verschaffte Bs Betriebsamkeit dem O. auf andre Mrerische Systeme Einfluss. Eine Folge davon war auch wohl unter andern, dafs im J. 83. in Frankfurt und Wetzlar das auf den Grundsätzen der Freyheit und Gleichheit, welche Ausdrücke damals noch keinen gefährlichen Sinn hatten, erbaute eklektische Bündnifs entstand. Man behielt in diesen Logen blos die 3 allen Mrerischen Partheyen gemeinschaftlichen Grade bey und wandte sie auf Moral an. Im J. 84 trat Knigge aus dem Ill. O. Ueber seine ganze Art die Angelegenheiten des O. zu betreiben, war es zwischen ihm und Spartacus zu einer Spaltung gekommen. Um den übeln Folgen derselben vorzubeugen, wurde Bode als Schiedsrichter gebraucht. Da eine Ausgleichung nicht bewirkt werden konnte, so wurde Bode mit Vollmachten an Knigge geschickt, welcher ihm d. 1. Jul. ein Document übergab, des Inhalts: dafs man ihm bezeuge, er sey freywillig aus dem O. getreten und man erkenne mit Dank seinen gehabten Eifer für die Ausbreitung des Ordens *).

*) Vgl. Philo's endliche Erklärung S. 136 f.

Im J. 85 erging die grofse Verfolgung den Ill. O. in Bayern. Allein mit der Au bung des O. in seinem Mutterlande brau die Verbindung darum nicht in andern dern aufzuhören. Wenigstens bis ins J dauerten die Logen Versammlungen noch obgleich der Eifer hie und da ermattete Muthlosigkeit über die Schicksale des O. der Gemüther bemeisterte. So wie aber Grade des O. und die Originalschriften Ill. im Publikum bekannt wurden, ko auch der O. nicht länger bestehen. Logen wurden, wie es hiefs, einstwe aber, wie der Erfolg lehrte, auf in geschlossen. „Wie froh bin ich, ruf in seinem Reisejournal über diesen Gang Dinge aus, dafs ich so gearbeitet habe, mich kein Vorwurf treffen kann! Niema Jonien (Sachsen) kann sich beschweren, man ihm Geld abgenommen, ihn zur Er für den O. arbeiten lassen oder sonst den ringsten Mifsbrauch von seinen physis oder moralischen Kräften habe machen len." Uebrigens trug sich B. noch immer Planen zu einer völligen Umschmelzung O. herum. In seinem Reisejournal merk bey Carlsruh an: „Alle sehen in dieser gend den Ill. für geendigt an. Aber wie man das? Darf man das? Heifst das nicht Hand vom Pfluge ziehen?" Und an einer

n Stelle merkt er an: "Ich werde immer
hr inne, dafs einzelne Personen den ver-
ferten Plan genehmigen werden. Aber,
werde mit der Einführung bey einzelnen
gen anfangen müssen. Ganze Corpora wer-
n allerley dagegen einwenden, Schein-
wierigkeiten suchen und im Grunde nichts
iter dagegen haben, als dafs sie nicht herr-
en sollen; obgleich die Erfahrung sie leh-
sollte, dafs Herrschen unter freyen Men-
en und Brüdern von keiner Dauer seyn
nn."

Im Sommer des J. 87 machte B. in Ge-
lschaft des Major von dem Busche eine
ise nach Paris, wo er sich beynahe 2 Mo-
e aufhielt. Man hat ausgeklügelt, dafs die-
eine apostolische Reise gewesen sey, um
lil. O. nach Paris zu verpflanzen; allein
war es so wenig um Paris zu thun, dafs
noch unterwegs einigemal entschlossen
r, Paris Paris seyn zu lassen, wie er sich
Tagebuch seiner Reise ausdrückt, und wie-
umzukehren! Man hat Bode und seinen
isegesellschafter nach einer sehr gesunden Lo-
, weil sie nicht lange vor der franz. Staats-
wälzung nach Paris reisten, für die eigent-
hen Stifter dieser Umwälzung ansehen wol-
. Aber sein Reisegefährte beschäftigte sich
Paris mit ganz andern Dingen als mit Or-

dens- und Staatsangelegenheiten, und Bode's maureriſches Thun beſchränkte ſich faſt ganz darauf, Beyträge zu ſeinen hiſtoriſchen Unterſuchungen zu ſammlen. Er benutzte fleiſsig die Archive der Loge *Miſa des Rénis* (*des amis réunis*), machte Abſchriften von manchen Urkunden, und der Hauptgewinn, den er von ſeinem dortigen Aufenthalt zog, beſtand in den Ritualen und Tapisgemählden der in unendliche Grade ausgeſponnenen franzöſ. Freymaurerey, von welcher er oft, wenn er ſie ſpäter guten Freunden zeigte, auszurufen pflegte: *Natio comoeda eſt!* Alles ſpielt dort! Alles iſt theatraliſch! Freylich machte B. Mreriſche Bekanntſchaften in Paris mit dem Graf Ludolf, Le Sage (dem Archivar der Loge *aux amis réunis*), de la Lange, d'Aubremesnil, Lavalette und de Bondy, von denen die beyden letzten nachher als Generalpächter an Einem Tage mit Lavoiſier unter der Guillotine fielen *). Freylich unterhielt er ſich auch mit ihnen über Maureriſche Angelegenheiten Sie fanden ſeine Ideen und Vorſchläge zu Verbeſſerung der Logen wichtig; aber zum Handanlegen, zum Handeln war damals keine Zeit, da die genannten Männer in jener wichtigen Periode mit dringenden Staats- und Amtsgeſchäften ohnedies überhäuft waren, Indeſs wünſchten ſie,

*) S. Neueſte Weltkunde 1797 N. 112.

ſie, B. möchte auf ihre Koſten den Winter in Paris bleiben um mit ihnen zu arbeiten oder auch auf ihre Koſten wieder kommen, welchen Wunſch er aber um ſo weniger zu befriedigen gedachte, da ihm Paris je länger er da war, deſto weniger gefiel. Ein vorzüglicher Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit auf dieſer Reiſe war das damalige Modeſtudium des thieriſchen Magnetismus. So groſs ſein Unglaube anfangs dagegen war, ſo wurde er doch in etwas durch die magnetiſchen Verſuche, denen er bey dem holländiſchen Geſandtſchaftsprediger Armand in Paris fleiſsig beywohnte, ja die er an ſich ſelbſt anſtellen lieſs, erſchüttert, und er wurde zum Glauben an eine magnetiſche Materie gebracht. Da er ganz gegen ſeine Neigung, ja mit Widerwillen, ſich durch [illegible] ſeines Mitreiſenden weit länger in P[illegible] aufhalten muſste, als es in ſeinem Plane lag: ſo blieb er die letztern Wochen aus Miſsmuth faſt ſtets zu Hauſe, und füllte ſie mit Leſen und mit andern Arbeiten aus. Vorzüglich beſchäftigte ihn eine Ueberſetzung von der damals in Paris herausgekommenen Geſchichte der 39jährigen Gefangenſchaft des *de la Tude*, welche noch in demſelben Jahre in Leipzig gedruckt wurde.*)

*) Die Nachrichten von dieſer Reiſe ſind aus ſeinem reichhaltigen Reiſejournal ausgezogen.

Im J. 88 und 89 erſchienen von Bode einige polemiſche Schriften. Zuerſt überſetzte und commentirte er Bonneville's merkwürdige Schrift: die Jeſuiten vertrieben aus der Fr. Mrey und ihr Dolch zerbrochen durch die Freymäurer, 2 Thle. Lpz. 88. Hier hatte B. Gelegenheit, einen Theil ſeiner Entdeckungen und Vermuthungen über die Geſchichte der Mrey anzubringen. Wiewohl die Anmerkungen deutlich zeigen, daſs er nicht immer Bonneville's Meinung war: ſo ſtimmt doch ſeine Hypotheſe im Weſentlichen mit der Bonnevilliſchen überein und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs Bonneville aus dem oben erwähnten Mémoire, das Bode nach Paris ſchickte, geſchöpft hat. Die zweite polemiſche Schrift, womit ſich Bode das Verdienſt erwarb, einen neuen täuſchenden Orden, welchen der D. Bahrdt geſtiftet hatte, zu entlarven, heiſst: „Mehr Noten als Text, oder die deutſche Union der XXIIer, eines neuen geheimen O. zum Beſten der Menſchheit. Aus e. Packet gefundener Papiere zur öffentlichen Schau geſtellt durch einen ehrlichen Buchhändler", Lpz. 89. Die Actenſtücke der deutſchen Union ſind in dieſer Schrift abgedruckt und in beygefügten ausführlichen Anmerkungen, denen es an Witz und Salz nicht fehlt, beleuchtet *).

Bis

*) Bode erhielt die Papiere der projectirten Union von ſeinem Freunde, dem Legationsrath Ber-

Bis zum J. 90. hatte Bode die Idee einer Fortsetzung des Illuminatismus in einer neuen, von

Bertuch in Weimar, den man durch ihre vertraute Mittheilung in den Plan zu ziehen gesucht hatte, und arbeitete die Widerlegungsschrift in 3 Tagen und Nächten aus, weil der Schlag schnell geführt werden mußte. Durch die öffentliche Bekanntmachung des Plans war auch diese Thalerunion, wie man sie spottweis nannte, noch vor ihrer Geburt erstickt, und Bahrdt gab selbst von Stund an alle Hoffnung auf, hierbey etwas zu gewinnen. Denn um Gewinnst war dem Stifter lediglich zu thun. Man erinnert sich noch, wie damals das Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeit. von Protestationen solcher Männer voll war, die Bahrdt ohne ihr Wissen auf die Liste seiner Union gesetzt hatte. Kurz dieser Bastard ward eher begraben als geboren. Um so lächerlicher muss es daher einem unterrichteten Deutschen vorkommen, wenn erst im vorigen Jahre noch ein Professor in Edinburg, Robinson, ein gallsüchtiger Allarmist im Geiste des Ministeriums, in einem dicken Buche: Proofs of a Conspiracy against all the religions and governments of Europe, carried on in the secret meetings of Freemasons, Illuminati etc. collected from good au-

von allen Schlacken möglichst gereinigten Gestalt nicht ganz aufgegeben: aber seine Ueberzeugungen hatten doch allmählig eine andre Richtung genommen, und mit dem J. 90 wurde

thorities. Edinburgh, Creech 1797. 496 S. in 8. dieser Union der 22 ein eigenes Kapitel (chap. III. S. 272 — 359) widmet, worin Mirabeaus lettres secretes, Mauvillons Freundschaft mit Mirabeau, Nicolais, Gedickes, Bisters, der Frau v. der Recke Bemühungen gegen Stark, und hundert ganz heterogene Dinge alle für Emanationen dieser Union ausgegeben, ja sogar Phantome aufgestellt werden, die die Fortdauer dieser Staatenumstürzenden Union bis auf den heutigen Tag beweisen sollen. Hat je ein irrender Ritter mit Windmühlen gestritten, so ist es dieser Schildknappe in der an den Staatssekretär Windham gerichteten Schrift. Aber gerade so ein Pudding behagt den auf Deutschlands Aufklärung mehr als jemals schimpfenden englischen Aristocraten. Es wurden in kurzer Zeit drey Auflagen dieser Schrift verkauft. Indess hat Böttiger durch eine kurze aber nachdrückliche Zurechtweisung, die in dem vielgelesenen Londner Monthly Magazine, January 1798. S. 3. abgedruckt steht, den Engländern selbst die Augen hierüber zu öffnen gesucht.

den sein Briefwechsel und seine Unterhandlungen in Illum, Angelegenheiten völlig geschlossen und damit die ganze Sache begraben, die überhaupt seit dem J. 86 oder 87 beynahe nur noch dem Namen nach existirt hatte.

Demungeachtet blieb B. für die Sache der Fr. Mrey wirksam oder seine Wirksamkeit nahm vielmehr einen neuen Schwung, wozu folgender Vorfall Anlass wurde. Die Loge zum Compass in Gotha war im Jahr 1784. dem eklektischen Bund beygetreten und hatte sich an die Frankfurter Central-Loge jenes Bundes angeschlossen, der auf die Basis einer vernünftigen Freyheit und Gleichheit, d. h. auf eine völlige Unabhängigkeit der einzelnen Logen und auf die Gleichheit ihrer Rechte, gebaut war. Allein eben diese Frankfurter Loge vernichtete in der Folge diese Grundlage des eklektischen Bündnisses durch einen mit der grossen Londner Loge einseitig geschlossnen Vertrag, der das bisherige Verhältniss der Frankfurter Loge zu den übrigen eklektischen Logen aufhob und letztere in eine willkührliche Abhängigkeit von jener setzte. Nach dieser Vernichtung der Zwecke des eklektischen Bundes, wodurch allmählig eine allgemeine Vereinigung aller deutschen Logen bewirkt werden sollte, sah sich die Gothaische Loge nach andern Mitteln um, durch welche diese Absicht

ſicht erreicht werden könnte, und ein Ausſchuſs derſelben arbeitete nun unter Bode's eifriger Mitwirkung an der Errichtung eines Bundes der deutſchen Freymaurerey, welchen Namen man dem miſsverſtandnen und gemiſsdeuteten Ausdruck des eklektiſchen Bundes vorzog. Im J. 90 im Sept. erſchien ſchon ein „Circularbrief (deſſen Vf. Bode war) an die S. E. FrMrer Logen. Enthaltend Vorſchläge zu feſterer Knüpfung eines auf durchgängige Gleichheit und Freyheit gegründeten Bundes zwiſchen allen deutſchen Logen der ſymboliſchen Grade.“ 92 S. 8. Bald darauf erſchien noch ein Nachtrag und in einer Zeit von ein paar Jahren noch verſchiedene andere auf dieſe Angelegenheit Beziehung habende Schriften, welche Bode in einer zu dieſer Abſicht in ſeinem Hauſe errichteten Druckerey drucken lieſs. Nachdem B. in ſeinem erſten Cirkularbrief gezeigt hat, daſs keine Perſon oder Loge das Recht habe eine Oberherrſchaft über die andern Logen auszuüben, kommt er ſeinem Ziele näher: „Es iſt für die Fr. Mrerlogen und die Brüderſchaft in Deutſchland nicht nur nützlich und vortheilhaft (wehe allen Entſchlüſſen, die nur auf dieſem Grunde beruhen!) es iſt nicht nur Recht, (wer alle ſeine Rechte ſtreng ausübt, wird leicht ungerecht!) ſondern es iſt ihre Pflicht, wenn ſie anders nicht über den faſt unglaublich weit gehenden Miſsbrauch ver-

antwortlich seyn wollen, der durch die symbolische Fr. Mrey in ihrer gegenwärtigen Lage in Deutschland von Zeit, Geld und Geisteskräften gemacht wird, auf eine engere Verbindung unter den Logen deutscher Nation zu denken, wodurch dieſs Institut nach und nach wirklich das werden könne, wofür es in seiner anfänglichen Verbreitung bey uns gehalten wurde, das heisst: eine innige Verbindung edeldenkender Menschen, zu solchen gemeinnützigen und wohlthätigen Endzwecken, welche, ohne eine stille Vereinigung zerstreuter Kräfte, entweder gar nicht oder doch nicht so leicht und sicher erreicht werden könnten." Auf dieſe edeln Zwecke gründet er nun den Plan zu einer Verbindung der Logen, dessen Grundlinien folgende sind: „Der Bund der deutschen Fr. Mrey ist für Deutschland allgemein, bezieht sich aber blos auf Fr. Mrey und keinesweges auf sogenannte höhere Grade. Alle in den Bund tretende Logen sind, ohne Unterschied an Alter und Zahl ihrer Mitglieder, einander völlig gleich, haben gleiche Rechte und Pflichten. Alle im J. 1790 in Deutschland bereits existirende Logen sind, ohne Rücksicht auf die Quelle ihrer Constitution und ohne weitere Untersuchung, bundesfähig. Jede bundesfähige deutsche Loge übt gleich bey Schliesung des Bundes ihr Stimmrecht in seiner ganzen Ausdehnung aus. Der

Bund

Bund der deutschen Fr. Mrey hat, so lange er nicht über 27 Logen in sich fasst, Eine grosse Loge zu Expedirung der Bundesgeschäfte an der Spitze. Sobald aber die Anzahl der Logen stärker wird und Logen aus allen 9 Kreisen Deutschlands im Bunde sind: so bilder jeder Kreis seine eigene grosse Loge nach dem Muster der ersten. Diese präsidirende Loge bleibt aber nicht immer an demselben Ort, sondern das Präsidium geht von einer Loge zur andern." Die Gothaische Loge theilte nun diese Vorschläge zur Errichtung eines deutschen Bundes den deutschen Logen mit. Von den theils beyfälligen, theils missfälligen Antworten liess der Gothaische Ausschuss Auszüge mit prüfenden, erläuternden und rechtfertigenden Anmerkungen drucken, welche, wenn sie im Publikum bekannt würden, den Einsichten, der legalen und moralischen Denkungsart dieser Ausschussglieder grosse Ehre bringen würden. Da diese Unterhandlungen nur das Aeussere, die Form, die Organisation des Fr. Mrer. O. in Deutschland, die Bestimmung der allgemeinen Regierungsform desselben betrafen: so blieb in der innern Einrichtung oder dem Gegenstand und Zweck der O. Arbeiten der Willkühr der einzelnen Logen noch immer viel anheimgestellt und B. arbeitete daher für die Gothaische Loge einen Plan zur innern Constitution so wie auch das Ritual aus, welches dann der Prüfung des Ausschusses übergeben wurde.

Seine

Seine letzte Kraft setzte B. an die Uebersetzung von Mich. *Montaigne* Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände, an welcher er von der Mitte des J. 92 bis über die Mitte des J. 93 ungefähr 13 Monate mit dem ausdauerndsten Fleisse und recht mit Liebe arbeitete. Er erlebte noch den Abdruck von 5 Bden dieser vortrefflichsten seiner Verdeutschungen, welche der Rath Pockels, der schon eine Zeitlang an einer deutschen Bearbeitung dieses Werkes gearbeitet hatte, dem Meister bescheiden überliefs. Bode wünscht in einer Nachschrift zum 5ten Bd an seinen Verleger Lagarde in Berlin, dafs der Montaigne auch in der Uebersetzung Niemanden aus den Händen fallen möge! Dafs dies aber nicht geschehen könne, dafür hat sein so geschickter, so glücklicher Dolmetscher hinlänglich gesorgt. Zu seiner Abspannung von einer so angreifenden Arbeit, bey der er sich fast keine Unterbrechung oder Erholung gestattet hatte, machte er im Spätsommer des J. 93 mit seinen Freunden, dem Justizrath Hufeland und O. C. Rath Böttiger eine Reise nach Braunschweig. Im Schoose der Familie des Kaufmann Wiedemann, wo er als 25jähriger Hausfreund geehrt und geliebt wurde, lebte er wieder auf. Aufser Braunschweig sah er auch Helmstädt und Celle wieder, besuchte seine alten Freunde, Lehrer

rer und Wohlthäter, die noch lebten, und schämte sich seines ehmaligen Haurboistenstandes so wenig, dass er noch zu der Frau eines Haurboisten ging, bey deren Eltern er einst gewohnt und manche Stunde verplaudert hatte. Ungeachtet er selbst die Gebrechlichkeit seines Alters und die Abnahme seiner Kräfte sehr gut wahrnahm, besonders auch über ein bedenkliches Ohrenklingen klagte, das ihn auf dem einen Ohre fast taub machte: so war er doch noch voll guter Hoffnung und hatte den Vorsatz im nächsten Jahre noch eine Reise ins nördliche Deutschland und vielleicht auch nach Dännemark zu machen. Allein im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen!

Er kränkelte ein paar Monate; in seinen Gehirnhöhlen hatten sich wässrichte Feuchtigkeiten gesammlet; er konnte seinen schweren Kopf nicht mehr gerade halten, worüber er oft scherzte. Noch 14 Tage vor seinem Entschlummern schrieb er zum Besten eines Jünglings, dessen Wohlthäter er war, bey seiner Schwächlichkeit nicht ohne Mühe, an einen Bruder Fr. Mrer in Gotha. Einiges aus diesem 2 Bogenlangen Briefe, der sein Schwanengesang war, möge um so eher hier stehen, weil es ein rühmliches Zeugniss für sein zum Wohlthun geneigtes Herz giebt: „Hedrich *)

Fich *) ist mir vor mehr als 6 Jahren vom v. Rudorff in Buttstädt als ein sehr fähiger Kopf zur Unterstützung empfohlen worden. Der damalige Knabe hatte seine Eltern und durch Fahrlässigkeit oder Untreue auch die Erbschaft verloren, wovon er irgend eine Art von Erziehung hätte erhalten können. So wenig ich dafür bin, dass ganz unbemittelte junge Leute sich den Studien widmen mögen, und ich den Hedrich also ernsthaft ermahnte, lieber ein andres Gewerbe zu wählen, bey dem ich ihn zu unterstützen versprach: so fand ich doch theils selbst bey näherer Prüfung seiner Fähigkeiten, theils durch Versicherung anderer Männer, deren Urtheil sicherer als das Meinige war, als Herders und andrer, dass man einen solchen Kopf der Gelehrsamkeit mit Unrecht entziehen würde. Nach hiesigem 3jährigen Aufenthalt hatte er ungefähr das alles gelernt, was auf dem hiesigen Gymnasio gelehrt wird. Mit Herders Rathe bezog er also in seinem 17 Jahre die Universität Jena; woselbst er bey nothdürftiger Unterstützung 3 Jahre fleissig gewesen ist und sich stets als ein sehr

*) Der hoffnungsvolle junge Mann ist vor kurzem in Wien beym Auszuge der Wiener gegen die Franzosen, wo er sich als Feldarzt engagirt hatte, gestorben.

Ueber der Schrifttafel schwebt Psyche im Bilde des Schmetterlings empor. Blumen und Früchte schüttet der Genius der Unsterblichkeit aus seinem Füllhorn. Auf der Schrifttafel steht folgende Inschrift:

HIER RUHT
J. J. C. BODE
RASTLOS UND MUTHIG
BEFÖRDERTE ER WAHRHEIT,
AUFKLÄRUNG UND MENSCHENWOHL.

FREUNDE SETZTEN IHM
DIESES DENKMAHL,
DEM LESER ZUR ERINNERUNG.
FÜR SIE BEDURFTE ES
KEINES.

MDCCLXXXIII.

„Das Denkmal ist für die, ruft Böttiger aus *), die ihn weniger kannten! Ein besseres ist dir, edler Geist! in unserem Herzen errichtet. Zwar dein Mund, dem oft treffender Witz

*) Denkschrift auf Bode. Dem Freunde von Freunden gewidmet. Mit der Abbildung von Bs Grabmal. Weimar im Industrie-Comtoir 96. 16 S. gr. 4. Der Leg. Rath Bertuch besorgte das Denkmal und den Druck der Denkschrift.

Witz, nie sträflicher Doppelsinn, oft Erguss froher Lebensweisheit, nie Spott über das Ehrwürdige, entschlüpfte, der nur karg war zur schmeichlerischen glatten Honigrede, freygebig, wenn Herzen den Herzen sich öffneten, der Mund, der noch in der entseelten Hülle die Grundzüge des Edeln, Frohsinn und Menschenliebe, ankündigte, ist für uns auf ewig geschlossen! Aber was du sagtest, bleibt mit dem Gepräge deines Geistes gestempelt, ein Schatz in guten Herzen; was du schriebst, ein Vermächtniss für alle Edeln; was du thatst, eine Vorschrift für alle, denen Wort That ist."

Werfen wir noch einige Blicke auf die Individualität und den Charackter des Mannes, dessen Leben wir erzählt haben. Die Natur hatte ihn durch einen colossalischen Körperbau ausgezeichnet, Stark, sprechend, scharf gezeichnet waren alle seine Züge. Auf der Körpermasse ruhte ein auffallend grosser, breiter Kopf. Die Physiognomie war sehr bedeutend. Das Auge und fast jeder Zug kündigte den scharfsichtigen Denker, den launigen Mann, den Spötter der Thorheit an. Das imponirende, zurückschreckende Ganze war durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit und Menschlichkeit gemildert. Sein wohlgetroffnes Bildniss steht vor dem 6ten Th. seines Montaigne. Aber in der Natur selbst war doch noch etwas

anders, das kein Bild darſtellt, und ſein Geſicht in Ruhe war wieder ganz verſchieden von demſelben in Bewegung. Seine lebhafte, ſprechende Mimik, ſeine ganze Geſticulation geben ihm ein Leben, eine Bedeutenheit, einen Ausdruck, den man geſehen haben muſs, um ſich einen Begriff davon zu machen.

Er hatte ein ſanguiniſch-choleriſches Temperament, mit ein wenig Phlegma verſetzt. Sanft und mild an ſich, konnte er aufs heftigſte aufbrauſen, wenn er gereizt oder beleidigt ward, und er war ſehr reizbar und empfindlich, vorzüglich wo es einen Ehrpunkt betraf; aber leicht zu verſöhnen war auch wieder der Aufgebrachte und ſein gutes Herz konnte nicht lange zürnen. In ſeinen Seelenkräften war eine eigenthümliche Miſchung. Was er ſagte und that, hatte den Stempel der Originalität. Er vereinigte engliſchen Humor und kraftvolle derbe Deutſchheit in ſich *). Er war launig, aber

*) „Er war zu dem, was der Engländer humour nennt, durch die Natur ſelbſt organiſirt. Es fand ein gewiſſes Miſsverhältniſs zwiſchen ſeinem nervigten, gleichſam in Erz gegoſsnen groſsen Gliederbau, und ſeinem äuſserſt reizbaren, überall wie mit Fühlhörnern bewaffneten Empfindungsvermögen ſtatt, das ihn beſtän-

aber auch launiſch. Seine gewöhnliche Jovialität, ſeine mit ſinnreichen Einfällen gewürzten Reden, ſeine glücklichen Repliken und Impromtüs, belebten die Geſellſchaften; wen ſeine Epigrammen und Sarkasmen trafen — und es galt ihm dabey kein Anſehen der Perſon — der war verlohren. Letztres war am meiſten der Fall, wenn er übelgelaunt war. Dieſe grämelnde Laune befiel ihn zuweilen in den letztern Jahren. Er liebte die Geſellſchaft und das Wohlleben, aber er war mäſsig im Genuſs. Er konnte für einen Cyniker im guten Sinne gelten. In ſeiner Kleidung, wenn ſie auch übrigens noch ſo gut war, fehlte gewöhnlich etwas oder es kam etwas nicht mit dem übrigen überein. In ſeinen Manieren und Ausdrücken lag etwas von der Niederſächſiſchen Schlichtheit und Derbheit, die der gezierten Abgeſchliffenheit des Oberſachſen oft wenig behagte: es war jene ungeſchminkte, unverſchleyerte, ungeputzte Natur, die ſich gleich weit von dem überverfeinerten Welttон und der abgeglätteren Hoffitte entfernt. Auſser ſeinem geſunden Urtheil und ſeinem Witz zog er die Menſchen, vornehmlich die Beſſeren,

 durch

ſtändig prickelte und in die Stimmung verſetzte, in der er mit ſeinen ſinnreichſten Einfällen und Launen hervorbrach.“ Böttiger in Bode's literar. Leben S. 141.

durch seine biedern Grundsätze, durch seine Geradheit, durch sein wohlwollendes, edelmüthiges Herz an. Er wußte sich in der Gunst der Menschen aller Stände festzusetzen; gegen den Beyfall der Grossen war er nicht unempfindlich, aber er erfuhr auch ihren Wankelmuth. Wenn er bisweilen den Grossen der Erde gegen seine sonstige Denkungsart zu schmeicheln schien, führte er dagegen desto öfter vor und zu ihnen die Sprache der einfachen, nackten Wahrheit. Da er ungeachtet seines massiven Körperbaues und seiner übrigen Derbheit ein ächt empfindsames, zartes Herz hatte: so fand auch das schöne Geschlecht seinen Umgang angenehm und er verstand sich vollkommen auf die Kunst, den Weibern seine Unterhaltung werth und anziehend zu machen! *) Gegen die Anerkennung seines Guten

*) Seine Briefe an einige seiner vertrauten, durch Jahrelangen Umgang geprüften Freundinnen sind die zartesten Blüthen seines Geistes, und würden, wenn sie je einem grössern Publikum mitgetheilt werden könnten, Bode's schönstes Originalwerk seyn, da sie allen Humor der Yorckschen Briefe an Elisa mit einer Reife und Wahrheit erringen, deren ein Sterne nie fähig war. Möchte es den edeln Besitzerinnen dieser Correspondenz gefallen, einem bekannten Freunde

ten und gegen Ehrenbezeugungen war B. nicht gleichgültig. Er erhielt nach einander den Charakter eines Meiningischen Hofraths, Gothaischen Legationsraths und Darmstädtischen Geh. Raths. Seine Eigenthümlichkeit wurde dadurch bewahrt und erhalten, dafs er keine schulgerechte Bildung genofs, wodurch nur zu oft der Charakter der Individualität verwischt wird, sondern im Ganzen ein Autodidakt war, der nur allenfalls Bruchstückweise fremden Unterricht genofs und benutzte. Da er, was er war, hatte und wufste, so sauer durch eignes Nachdenken und eignen Fleifs erworben hatte, so war ihm natürlich dieses wohlerworbene Eigenthum werth und er hing an seinen Ideen und Vorstellungsarten der Dinge mit einer Festigkeit, die bisweilen wie Rechthaberey aussah. Einer seiner Freunde behauptet, obgleich Vernünftigkeit das Princip seines Lebens gewesen, so habe er dennoch sich selbst unbewufst einen geheimen Hang zur Schwärmerey und zum Wunderbaren gehabt, der freylich die Gestalt angenommen, dem Wunderba-

de dieſs Schätze anzuvertrauen, der ſie mit Weglaſſung aller Perſönlichkeiten herausgeben und einzelne Umſtände erläutern könnte. Wir ſind ſo arm in unſerer Literatur an ſolchen Briefſammlungen.

ren nur darum nachzugehen, um der Täuschung auf den Grund zu kommen. Eine gewisse Paradoxie in ihm war theils eine Folge seiner besondern geistigen Organisation theils seiner Art sich von innen heraus zu bilden. Diese verrieth sich unter andern in seinen politischen Grundsätzen. Von Staatsgeschäften und ihrer Behandlung unterhielt er sonderbare, der Sache nicht angemessne Vorstellungen. Von geheimen Gesellschaften und ihrer möglichen Wirksamkeit zur Beförderung der geistlichen und sittlichen Aufklärung hatte er grosse Begriffe. In Beziehung auf die Fr. Mrey, wie er sie vorfand, suchte er das Schlimme, was schon geschehen war und was noch geschehen konnte, zum Guten zu wenden. Er suchte Wahrheit und bekämpfte jeden Wahn, jeden Missbrauch, der schädlich werden konnte. „Bode, um noch einen seiner Vertrauten reden zu lassen, so wie jeder Beobachter der Geschichte und der Menschen, hatte die Ueberzeugung, dass der Hang zu geheimen Verbindungen so alt als die Welt ist, dass dieser Trieb wie jede menschliche Neigung ausarten und schlechte Früchte tragen kann, aber auch wohlthätig zu werden vermag. Gutes und Böses, Wahrheit und Irrthum werden in ewigem Kampfe liegen, und so werden auch geh. Gesellschaften Gutes und Böses wirken. Diejenigen, die sich aus Eigensucht Herrschaft über Menschen anmaasen wollen, werden

den durch geh. Gesellschaften Aberglauben und Irrthum verbreiten, und diejenigen, die mit edlem Eifer für Wahrheit und Menschenglück arbeiten, werden aus Grundsatz geh. Gesellschaften errichten oder diesen beytreten, um den schädlichen Einfluss geheimer Gesellschaften zu schwächen. Auch hier ist das böse und das gute Princip im Streite. Bode wirkte als gutes Princip auf seinem Wege fort, wurde bey seinem Leben nie angegriffen, weil sein Späherblick, sein thätiger Geist die schändlichen Gänge gewisser Täuscher kannte und diese seine Freymüthigkeit und seine eingesammelten Kenntnisse fürchteten. Er deckte den Zusammenhang gewisser Betrügereyen bey seinem Leben nicht auf. Die Feinde der Wahrheit wussten, dass er sie enthüllen konnte; daher schonten sie ihn bey seinem Leben und er wirkte im Verborgenen für die gute Sache fort. Nach seinem Tode wurde sein Name von denen gelästert, die ihm im Leben nicht nahe zu kommen wagten." Man hatte ihn aufgemuntert, sein eignes Leben zu schreiben. Er aber sagte schonend und bieder: „Von meiner Seite würde es anmafsend scheinen; andre würde es compromittiren. Ich will in Friede schlafen." *). Und er wird in Friede schlafen; die Schmähungen

*) Herder's Briefe z. Beförd. der Humanität, 4te Samml. S. 151 f.

gen einiger, die nicht wiſſen, was ſie thun, andrer, die wohl wiſſen, was ſie thun, werden ſeine Grabesruhe nicht ſtören. Bode war kein Störer bürgerlicher Ordnung und Verfaſſung, ſondern ein ruhiger, getreuer Bürger und Unterthan. Politik wollte er von der Fr. Mrey getrennt wiſſen und er tadelte es, wo er fand, daſs ſich politiſche Abſichten in geh. Verbindungen eingeſchlichen hatten. Höchſtens das ſchien er in den letzten bedenklichen Jahren für wünſchenswerth zu halten, daſs die Edeln und Patrioten der Nation auch ihrerſeits zuſammentreten möchten, um einem damals drohenden Bunde gegen die Wiſſenſchaften, die Aufklärung und die Schriftſteller die Spitze zu bieten. An dem läſtigen Gepränge des Ceremonialdienſtes hing B. noch immer in der Freymrey; das war einem Mann, der grau in den Myſterien geworden war, zu verzeihen, ſo wie eine gewiſſe Neigung zum Herrſchen im O., die ſich auf ſeine Einſicht und ſein Uebergewicht in O. Angelegenheiten gründete, ihm aber ſelbſt ſo wenig bekannt wurde, daſs er vielmehr jedem Despotismus in O. Angelegenheiten in den Weg trat. Groſsmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit ſind die ſchönſten Blüthen im Kranze ſeiner Tugenden. Wer kannte ihn, ohne dieſe zu rühmen? Eigenthümlich war ihm eine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit bey Abwägung des Für und Wider in

ſittli-

lichen und andern Angelegenheiten. Schon in seinen Briefconcepten aus der Cellischen Periode finden sich davon deutliche Spuren. Das Tagebuch seiner Reise enthält sehr rührende Beweise dieses gewissenhaften Zurathgehens mit sich selbst über das, was für ihn Pflicht sey. Wohlthätig wie er war, nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute, der Gekränkten, der Irrenden an, und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohlthäter der Menschheit. Unter andern war er ein Freund und Unterstützer der Weimarischen Waisenanstalt und kleidete während seines Lebens arme Waisen in der Stille und im Verborgenen *). Seinen Einfluss bey Fürsten benutzte er, um Hülfsbedürftigen Wohlthaten und Unterstützung zu verschaffen. Seine Mutter kaufte er in ein Beginenkloster in Braunschweig und unterstützte sie da bis an ihr Ende. Seiner Schwester in Kleinscheppenstedt liess er immer viele Unterstützung zufliessen; aber da sie eine schlechte Wirthin war und oft grosse Summen, die er ihr gab, unnütz verwandte, schränkte er seine Wohlthaten dahin ein, dass er für ihre Hausmiethe und Kleidungsstücke sorgte und ihr ausserdem wöchentlich 4 Ggr. reichen liess.

Diese

*) S. des O. C. R. Weber's Verzeichniss der Waisen, welche in Weimar im J. 1797 verpflegt worden sind.

Diese Unterstützung behielt sie bis an ihren Tod. Diese Vorsorge dehnte er auch auf die Tochter seiner Schwester aus, der er auch bey ihrer Verheirathung 100 Thlr. schenkte. Als er einige Jahre vor seinem Tode durch Barum reiste, bezahlte er für seines verstorbnen Oheims Kinder Schulgeld und andre Schulden, weil ihr Vater sein Wohlthäter gewesen war.

Sein Uebersetzertalent so wie sein literärisches Verdienst überhaupt, ist am umständlichsten und wahrhaftesten von Böttiger gewürdigt worden. Er setzt das wahre Charakteristische von Bode's Uebersetzungen in die ächte Empfindsamkeit, die Yorikſche Laune und das Vollherzige, was fast aus jedem Blatte seiner bessern Werke hervortönt.

Er geht zu dir nun, unser Bode!
Empfang ihn, Yoriks Geist! Auch dein erbarmt' er sich;
Errettete vom Tode
Der Uebersetzer dich!

So heißt ein noch ungedrucktes Sinngedicht von Clamer Schmid! Eben dieser singt in Beckers Erholungen, Bd. 3. S. 17. von Bode dem Uebersetzer:

Er

Er ruht, das Ideal der Ueberſetzer!
Ihr fingerfertigen Originalzerfetzer
Für etwas Lauſegold! Nichts wiſſende von
Ruhm!
Weg von des Grabes Heiligthum! *)

Der

*) Der biedere Schmid erzählt bey der Gelegenheit Folgendes von Bode: „Ich lernte ihn auf eine meinem Herzen unvergeſsliche Art erſt im J. 85. kennen, als er mit Eliſa (v. d. Recke) und Sophia (Schwarz) hier durchging. Aber nichts unter uns von der feyerlichen Ehre und von der feyerlichen Freude, womit andre Menſchenkinder ſich einander gewöhnlich kennen lernen! Sobald ich zu den Theuren, die im Gaſthofe zuſammen ſaſsen, eintrat, zankte der gute Bode tapfer auf mich ein, über das Lied der Trennung (Gött. Muſ. Alm. 85), wovon jede Strophe den Refrain hat: Und du? vielleicht auf ewig Vergiſst Luiſa mich! Es ſey unverantwortlich, abſcheulich, eiferte B., ein weibliches Herz nur in dem leiſeſten Verdacht zu haben, daſs es vergeſſen könne. Vergeſſen! Vergeſſen! es ſey das verdammteſte und vermaledeiteſte Wort in der Sprache! Eliſa und Sophia goſſen natür-

Der Ritter York und der geheime Rath Bode.

Eine Doppelanecdote.

Vielen Lesern ist der durch seine diplomatischen Fähigkeiten und Würde an einem der gröſsten Höfe eine lange Reihe von Jahren hindurch wohlbekannte Ritter York noch sehr wohl erinnerlich. Die Groſsbrittanischen Adels-Verzeichniſse kannten ihn zuletzt unter dem Nahmen Lord Hardwicke. Folgende Anekdote aus seiner frühern Jugendgeschichte, machte vor Kurzem in den englischen Tagblättern ihre Runde. Er war in seiner frühe-

ften

natürlicher Weise nicht als Einen Tropfen Oel in die heil. Flamme. Am Ende schieden wir zwar sehr versöhnt, wie man denken kann, aus einander. Er aber nahm doch den Gedanken in seinen Tom Jones, woran er damals arbeitete, mit hinüber. Noch in der Vorrede dazu erwähnte er dieser Fehde, unter vielen andern humoristischen Ergieſsungen über seine damaligen Gesellschafter und Freunde."

ften Lebensperiode rechtmäfsig aufgenommener Schreiber bey einem Londner Anwald (an articled clerk to an Attorney.) Eines Tages wollte Madam gern Kohl vom Gemüsemarkte haben, und doch war keine von ihren Mägden zu Hause. Sie rief also den Schreiber York aus der Schreibestube, und befahl ihm, er sollte Kraut auf dem nächsten Markte kaufen. Madam, erwiederte der junge York, ich habe in meinem Leben kein Kraut eingekauft, und werde daher sicher mit meinem Einkauf schlecht bestehen. Das hat nichts zu sagen, mein Sohn, war die Antwort der Herrschen Hausfrau; er mufs sich darauf verstehen lernen. Geh er nur immer hin. Es ist sonst niemand zu Hause." York kannte die Sanftmuth des Täubchens, mit welchem er zu thun hatte, zu gut, um eine neue Gegenvorstellung zu wagen, nahm das Geld, ohne weitres Murren, und brachte in einer halben Stunde seine Küchenprovision. Den Tag darauf hatte der junge Schreiber eben eine kleine Rechnung vorzulegen, von kleinen Auslagen, die er für seinen Herrn gehabt hatte. Hier fand sich nun zuletzt auch ein Artikel! Item, einen halben Thaler für einen Krautkopf! Natürlich mufste eine so befremdende Angabe den Herrn zu einer Nachfrage veranlassen, und so erfuhr er nun, dafs, da Madam ihn aus der Schreibestube gerufen, und unver-

züglich Kraut einzukaufen, beordert hätte, es um sein Bestes zu thun, dieſe Artikel auf dem beſten Marktplatz zu erhandeln, für ſeine Pflicht gehalten — hier nannte er den Platz, wohin die Kutſchertaxe gerade einen halben Thaler betrug — und eine Kutſche genommen habe, womit er hingefahren und im Einkauf auſserordentlich glücklich geweſen ſey.“ Sein Herr lächelte. Und ſeitdem, ſo ſchloſs Mylord gewöhnlich dieſe Erzählung, war nie wieder vom Einkauf eines Krautkopfs die Rede.

Welchem biedern Deutſchen iſt nicht noch das Andenken des als Schriftſteller und Menſch gleich achtungswürdigen Landgräflich Darmſtädtiſchen geheimen Raths Bode theuer? Die Leſer erinnern ſich vielleicht noch aus dem literariſchen Leben des Mannes, das ſeiner letzten und vollendeteſten Ueberſetzung, die Verſuche des Montaigne *), im

*) Sie ſind in den Jahren 93 — 95 bey la Garde in Berlin in 6 Theilen herausgekommen, aber freylich durch den gewaltigen Strom der Politik und Modeleſer verſchwemmt und vielleicht zu bald vergeſſen worden. Bode bearbeitete ſie ausdrücklich noch in der Abſicht, daſs ſelbſt gebildete Frauen in gewiſſen Jahren ſie zu ihrer Lieblingslectüre machen könnten. Und hier verdient

letzten Theile vorgesetzt worden ist, dass dieser durch eigene, rastlose Anstrengung und selbst erworbene Kenntnisse und Verdienste immer höher gehobene Mann, von der niedrigsten Abkunft war, als armer Bauerknabe zum Stadtmusikus in Braunschweig in die Lehre kam, und dort durch alle Trübsale und Leiden des herben Lehrjungenstandes 6 Jahre lang zu der schwersten und nothwendigsten aller Künste, der Entbehrungskunst, erzogen wurde. Man hörte ihn oft in spätern Jahren von jenen Tagen der Prüfung mit der ihm eigenen mimischen Darstellungskunst allerley Anecdoten erzählen. Besonders war die Hausehre des Herrn Stadtmusikus Knorr eine gewaltige Selbstherrscherin, die ihr Regiment über Mann und Gesellen, am härtesten aber über den armen Lehrjungen ergehen liefs. „Ich mufste mich, so pflegte Bode dann wohl zu sprechen, in allem, was herkömmlich war, geduldig unter der schweren Hand der Dame Knorr bücken, Wasser tragen, einheitzen u. s. w. Allein als sie einst in ihrer Zudringlichkeit so weit gieng, mir anzumuthen, dass ich auch die Teller auf-

dient sie vorzüglich in jeder Handbibliothek zu stehen. Um ihr noch mehr Brauchbarkeit zum Nachschlagen zu geben, wird der Verleger auch noch ein sehr vollständiges Register dazu herausgeben.

wiſchen ſollte, ſtand ich ganz Mäuschen ſtill, und hätte mich eher auf der Stelle todt ſchlagen laſſen, als dieſer entehrenden Anforderung Gnüge geleiſtet. Ich kannte mein Recht und hatte ſchon damals Muth, dieſs mit meinem Leben zu vertheidigen.“ Zu einer andern Zeit erinnerte er ſich nicht ohne Lachen folgender Liſt, wodurch er auf einmal eines ſehr läſtigen und ihn entehrenden Geſchäfts überhoben wurde. Er habe wöchentlich ein paar mahl nach einem benachbarten Dorfe wandern müſſen, um in einer Flaſche Buttermilch zum kärglichen Mittags-Mahl für die ganze Familie und alſo auch für ſich ſelbſt zu holen. Da habe er denn bald gemerkt, daſs die ſparſame Wirthin die Klümpchen Butter, die ſich oben in der Flaſche geſammlet und die den Hauptwohlſchmack dieſes Gerichts ausmachen, bis auf das winzigſte Körnchen, ſorgſam abgenommen, und nun den nackten Reſt zu Tiſche gebracht habe. Wart, das will ich dir abgewöhnen! denkt er. Wie gedacht ſo geſchehn. Das nächſtemal, da er ſeine Wanderſchaft nach der Milchquelle wieder antreten muſs, kauft er ſich im letzten Beckerhauſe am Thor um ein paar Pfennige eine Semmel, und ſetzt ſich beym Zurückkehren vor dem Thor nieder, ſchöft ſäuberlich die ſich oben befindlichen Klümpchen ab, ſtreicht ſolche auf ſein Brod, und verzehrt ſie unter Gottes freyen

Him-

Himmel auf Wohl seiner kargen Wirthin. Als er sich so gütlich gethan hatte, trägt er seine Milchflasche zu Hause, und übergiebt sie, mir nichts dir nichts, der Dame Knorr. Diese denkt einen fetten Fang zu thun, und ist ganz erstaunt, da sie diesmal die Milch so mager findet, dass sie auch nicht ein Körnchen davon abnehmen kann. Christoph! so gellet ihre gebietende Stimme. Christoph erscheint, und hält das Examen ritterlich aus, ohne sich auch nur mit einer Miene zu verrathen. Seitdem wanderte Christoph nicht mehr mit der Milchflasche, und ein anderer musste an seiner Stelle dies Amt übernehmen.

Der nachmalige englische Lord fährt auf den Markt, um einen Krautkopf für seine Prinzipalin einzukaufen. Der nachmalige deutsche geh. Rath geht aufs Dorf, um Buttermilch zu holen für seine Lehrfrau. Der einzige Unterschied liegt in der deutschen Demuth, die dem englischen Whisky, den der Britte vom deutschen Gelde lackirt, noch lange hinter drein schleichen, und sich als Fussgängerin von jenen vorüberrollenden Wagen bespritzen lassen wird. Denn dass der deutsche Lehrpursche isst, wo der englische Schreiber rechnet, kann diesem eben nicht als Vorzug angerechnet, sondern höchstens als ein Beweis angesehen werden, dass er nicht zur Sippschaft jenes

babyloniſchen Königs gehörte, vor deſſen Eſsluſt ſelbſt das Kraut auf dem Felde nicht ſicher war.

Den 13. Jul. 1793.

ſtarb zu Memmingen

Joh. Georg Schelhorn,

Rechtsgelehrter und Unterhoſpitaliſcher Amtmann in Memmingen.

Er war den 9ten September 1760 geboren. Sein gelehrter Vater, Joh. Georg, der bekanntlich wieder der Sohn des eben ſo heiſſenden Verfaſſers der Amoenitates lit. iſt, war damals Prediger in Volbratshofen, iſt aber jezt, als Greis noch wirkſam, der Nachfolger ſeines Vaters, Superintendent und Stadtbibliothekar in der Reichsſtadt Memmingen. — Unter der Leitung ſeines Vaters und Grosvaters machte auch dieſer Abkömmling einer in der Literatur berühmten Familie ſchnelle Fortſchritte

schriette in den Wissenschaften, durchging das Lyceum zu Memmingen, und genoss zugleich der thätigsten Liebe und Unterstützung seines trefflichen Oheims, des Syndicus von Schelhorn. Durch diesen bewogen widmete sich der junge Schelhorn der Jurisprudenz, die er von 1778 an in Göttingen mit grossem Fleisse studierte. Von da ging er praktischer Uebungen wegen nach Wetzlar, und schon im J. 1782 erhielt er eine erledigte Stelle in dem Stadtgerichte zu Memmingen; vier Jahre darauf wurde er Spitalbeamter. In eben dem Jahre 1786 verheirathete er sich und hinterlässt einen Sohn und zwey Töchter. Empfänglich für häusliche Freuden fühlte er sich nie glücklicher, als im Schooße seiner Familie, und erhohlte sich, bey einer wankenden Gesundheit, hier am liebsten von seinem oft mühseligen Amte. Er litt schon lange an mancherley Beschwerden, die endlich, bey ganz geschwächten Eingeweiden, in eine Herz- und Brustwassersucht ausarteten; in den grossen Leiden, die damit verbunden waren, tröstete ihn oft der Zuspruch seines einzigen Bruders, des würdigen und verdienten Predigers in Steinheim nahe bey Memmingen. Er entschlief unter dem Gebete seines frommen Vaters, in dem 33sten Jahre.

Seinen Mitbürgern war er in vieler Hinsicht sehr werth. „Wer diesen edlen Mann ge-

kannt hat, (so lautet ein Zeugniss über
wer ihn beobachtet hat, in der Verwe
seiner schweren Amtspflichten, wer es
hen hat, mit welcher weisen Sanftmuth
Irrenden zu leiten suchte, aber auch
welch strenger Gewissenhaftigkeit er guter
särzen treu blieb; wer dem vernünftigen
hen Genuss im traulichen Kreise seiner F
beywohnte, und da in ernsten und h
Stunden ihn genoss und seine sanften,
renden Reden hörte; wer endlich das wa
fromme Stillhalten auf seinem schmerz
Krankenlager wahrnahm — der wird ohn
mindesten Schein von Vorliebe mit mir l
nen müssen: Er war ein gewissenhafter
eifriger Beamter des Staats, ein zärtliche
te, ein guter und weiser Vater, ein li
würdiger Gesellschafter, ein treuer Freun
ein Gottergebner Dulder; mit einem W
ein Christ, welcher so zu leben trachtete
er in seinem Tode wünschen konnte, gel
haben."

Aber seine Wirksamkeit verdient
die eine Art, wie sie sich zeigte, auch
Auslande und der Welt überhaupt gepries
werden. Er war von den grosen Vort
überzeugt, die das Vertheilen der Gem
güter mit sich bringt, und suchte dies
nem Vaterlande mit dem gröfsten Eifer
fö

fördern. Im J. 1791 liefs er in dieser Absicht drucken: „Kurze Darstellung der vorzüglichen Vortheile, die aus der Vertheilung der Güter und Aufhebung der Gemeinheiten entspringen.“ Die Bauern, die damahls auf seine Anordnung einödnen mufsten, murrten gewaltig und waren sehr aufgebracht über ihn. Jetzt erfahren sie den grofsen Nutzen des Einödnen, befinden sich dadurch im sichtbarsten Wohlstande, und wünschen ihn oft aus dem Grabe zurück, um ihm ihre ehmalige Widerspenstigkeit abbitten und ihn dankbar segnen zu können. — Trost für manchen, dessen redliches Bemühen im Leben verkannt wird!

Den 13. Nov. 1793.

Sophie Charlotte, Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg, geb. von Veltheim aus Harbke.

Es sind nicht immer blofs grofse glänzende Thaten, die wegen ihrer unmittelbaren Einwirkung auf das gemeine Wohl unsre Aufmerk-

samkeit erregen. Auch die Betrachtung ſt
häuslicher Tugenden, deren Einfluſs ſich
über einen kleineren Kreis erſtreckte, zieht
an; denn er war vielleicht eben darum d
ſicherer, und iſt daher für das Allgemeine n
minder wichtig. Wenn alſo eine rechtſchaf
thätige Frau den Augenzeugen ihres häuslic
Lebens ein Gegenſtand der Verehrung w
warum ſollte die Darſtellung deſſelben auf
Papiere nicht Reiz genug haben, ſich gern
bey zu verweilen? Je ſeltner jene Tugen
jetzt überhaupt, und beſonders vielleicht
den höhern Ständen, werden, deſto lieber
blickt man wohl ein würdiges Vorbild der
ben. Man ſollte nicht die Moral für das w
liche Geſchlecht auf Muſſe mit Wü
einſchränken, ſondern Thätigkeit u
Muth hinzufügen. Jener bedarf die F
um ſich nicht durch die vielen ſie umgeb
den Zerſtreuungen von dem Wege der Pfl
ablenken zu laſſen, und des Muthes hat
nöthig, um ſich über den in ihrem Zeital
und den höhern Cirkeln beſonders, herrſch
den Leichtſinn zu erheben. Hat die vorn
mere Frau mehr Schwierigkeiten zu bek
pfen, um ihre Pflicht ganz zu erfüllen,
dieſes im Mittelſtande der Fall iſt, ſo erw
ſie ſich auch mehr Verdienſt, wenn ſie bis
Ende darin beharrt.

Ein groſses Beyſpiel davon giebt die verſtorbene Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg. Sie war gebohren zu Harbke im Herzogthum Magdeburg, den 26. Januar 1735. Ihr Vater, ein bekannter Botaniker, theilte mit ihrer Mutter, die auch eine ſehr einſichtsvolle Frau war, die Erziehung der vielen Kinder, welche ſie hatten. Die Strenge des Einen ward durch die Nachgiebigkeit der andern gemildert, und beyde ſorgten frühzeitig für einen zweckmäſsigen Unterricht ihrer Kinder. Man begann es gerade damals zu fühlen, wie nothwendig eine verbeſſerte Erziehungsart war, und wenn es noch an den guten Lehrbüchern unſerer Zeit fehlte, ſo ſank man dagegen nicht von der alten ſcharfen Zucht zu der nachherigen philanthropiniſchen Ungebundenheit herunter. Die Töchter wurden noch nicht zu empfindſamen Halbgelehrten gebildet, die lieber Romane leſen, und Verschen lernen, als zu ihrer künftigen groſsen Beſtimmung ſich vorbereiten. Man glaubte zwar ſchon, daſs ein Mädchen mehr wiſſen müſſe, als Kochen und Nähen, aber ſie ward doch auch in adelichen Familien zur künftigen Vorſtehung eines Hausweſens angeführt, was in ſpätern Zeiten nur zu ſehr unterlaſſen worden iſt. Das Veltheimſche Haus war in der dortigen Gegend eines der Erſten, wo man auf eine beſſere Erziehung der Töchter bedacht war. Es diente oft zu einem Sammelplatz

platz mehrerer Gelehrten, die den Umgang eines Mannes liebten, der manche seltne Kenntnisse in sich vereinte, und durch die schönen Anpflanzungen fremder Holzarten, welche von Dü Roi beschrieben sind, sich ein schätzbares Denkmal errichtet hat.

So empfing die junge Sophie Charlotte, welche das Aelteste der Kinder war, und mit einem jüngeren Bruder zugleich unterrichtet ward, eine Erziehung, welche Geist und Herz gleich vortheilhaft ausbildete. Ihres Vaters öfterer Aufenthalt an dem Hofe zu Braunschweig gab ihr die Haltung, welche eine für die grosse Welt bestimmte Person haben muss, und während ihres ländlichen Aufenthalts zu Harbke entwickelte sich ihr Geschmack an Naturkenntnissen, und sie ward von ihrer Mutter zu einem thätigen und geschäftigen Leben angeleitet. Hierzu bekam sie nun durch einen erhaltenen Stiftsplatz noch mehr Veranlassung, und die damit verbundene kleine Wirthschaft diente zur Erweckung häuslicher Talente, die bald in einem grösern Wirkungskreise in ihr volles Licht gesetzt werden sollten.

Kaum hatte sie das zwey und zwanzigste Jahr zurück gelegt, als sie sich mit Gebhard Werner, Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg, Königlich-Preussischen Geheimenrath und

und Staatsminiſter, vermählte, und durch die Beſtimmung deſſelben zu auswärtigen Geſchäften in eine ganz neue Lage verſetzt ward, bey der ſie das väterliche Haus mit glänzenden Cirkeln vertauſchte, und von ſtillen häuslichen Freuden ſich zu rauſchenden Vergnügungen gerufen ſah. Bald war ihr Aufenthalt in Berlin; bald an andern deutſchen Höfen. Sie folgte 1764 ihrem Gemahl, als zweytem churbrandenburgſchem Wahlbothſchafter, nach Frankfurt zur römiſchen Königswahl Joſephs des Zweyten. Das folgende Jahr ward er als preuſsiſcher Geſandter nach Stuttgard geſchickt, und daſelbſt als ein Mitglied der Commiſsion, welche den damaligen Herzog von Würtemberg mit ſeinen Landſtänden auseinander ſetzte, angeſtellt. Sieben Jahre lang verweilte ſie an dieſem glänzenden Hofe. Umgeben von der da herrſchenden Pracht, wuſste ſie ſich aber oft den verſchwenderiſchen Feſten zu entziehen, um die Erziehung ihrer anwachſenden Familie, die ſie hatte nachkommen laſſen, nicht, wie ſo oft geſchieht, Fremden allein zu überlaſſen. Ihr gebildeter Verſtand, ihr ſcharfer Blick, mit dem ſie ſo leicht etwas zu ergründen wuſste, und ihre ſo richtige Beurtheilung machten ſie ſo vorzüglich geſchickt dazu, daſs man ſagen muſs, ihr gebühte das Hauptverdienſt bey der guten Erziehung ihrer Kinder. Nie würden dieſe das geworden ſeyn, was ſie

ſind

sind, wenn sie nicht eine so thätige und einsichtsvolle Mutter gehabt hätten. Und dies erstreckte sich nicht blos auf die Töchter, sondern auch auf die Söhne, deren Lehrer nicht nur eine wachsame Aufseherin, sondern zugleich eine weise Rathgeberin an ihr fanden, deren Leitung ihr Geschäfte erleichterte.

Ihr Gemahl, der sie eben so liebte, als er ihre erhabenen Eigenschaften schätzte, trennte sich nie gern von ihr, und wenn er Geschäftsreisen zu machen hatte, so wünschte er beständig, sich von ihr begleitet zu sehen, und gewöhnlich gab sie zuletzt seinen Bitten nach. So theilte sie recht eigentlich ihr Herz und ihre Zeit zwischen Mann und Kindern, wog ihre Pflichten gegen einander nach ihrer Wichtigkeit ab, und scheute dann weder Gefahr noch Beschwerde. Im Jahre 1777 begleitete sie ihren Gemahl auf einer in Familienangelegenheiten nach England unternommenen Reise. Sieben zurückgelassene Kinder aber, und das Zusammentreffen mehrerer Umstände riefen sie schon das folgende Jahr nach Deutschland zurück. Frankreich hatte eben den Engländern den Krieg erklärt, und die abgefallenen Colonien zeigten in den europäischen Gewässern eine neue Flagge, als die Gräfin von der Schulenburg sich zu einer Seereise entschloss, welche bey den damaligen

Um-

Umſtänden ungewöhnliche Entſchloſſenheit erforderte. Das Paquetboot, deſſen ſie ſich bey der Ueberfahrt von Harwich nach Helvetsluis bediente, ward auch wirklich von einem amerikaniſchen Caper ſehr ernſthaft verfolgt. Sie hat aber hernach einen Beweis von der völlig behaltenen Gegenwart des Geiſtes gegeben, der das vollgültige Zeugniſs ihres wirklichen Muths enthielt, indem ſie auf das Genaueſte jede Vorkehrung, die der Capitän des Schiffes zu ſeiner Vertheidigung getroffen hatte, anzugeben wuſste. Sie war indeſs ſo glücklich, der ihr drohenden Gefahr entriſſen, und dem Verlangen ihrer Kinder wiedergegeben zu werden.

Als auch ihr Gemahl in ihre Arme zurückkehrte, lebte ſie mit ihm zu Wolfsburg ganz ihren Pflichten einer zärtlichen Gattin, guten Mutter, und ſorgſamen Hausfrau. Seine treue Gehülfin und Freundin war ſie im ganzen Umfange des Worts, und ihre feine Beurtheilungskraft machte ſie geſchickt, des Mannes weiſe Rathgeberin zu ſeyn. Sie rühmte ſich aber nicht nur nicht dieſes ſeines unumſchränkten Vertrauens, ſondern ſie ſchien ſich ſelbſt nicht einmal des Vorzugs, den ſie darin vor ſo vielen Andern ihres Geſchlechts hatte, bewuſst zu ſeyn. Eine gleiche Beſcheidenheit zeigte ſie im geſellſchaftlichen Umgang, und ohngeachtet

achtet sie mehr ernste als scherzhafte Unterhaltung liebte, so wusste sie sich doch auch zu den gewöhnlicheren unwichtigen Gesprächen herabzustimmen. Sie war eine theilnehmende Freundin, und versagte Niemand, der sich ihr voll Zutrauen näherte, ihren einsichtsvollen Rath. Ihr Beyfall ward so allgemein geschätzt, dass er dem, welcher ihn erhielt, ein eben so angenehmes inneres Zeugniss gab, als er eine Empfehlung bey Hohen und Niedern war.

Auch half sie gern durch die That, so weit es ihre Kräfte zuliessen. Durch die Erhaltung der strengsten Ordnung in ihrem Hauswesen, erhielt sie solches aufrecht; denn ohne ihre kluge Sparsamkeit würde der Vermögenszustand ihres Mannes, bey den grossen durch seinen Beruf verursachten Ausgaben, zerrüttet worden seyn. Zuweilen gab ihr diese grosse Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung den Anschein einer strengen Gebieterin gegen ihr Hausgesinde. Diese anscheinende Strenge ward aber wieder durch ihre Herzensgüte, und durch eine aufrichtige Theilnahme an dem Schicksal ihrer Untergebenen gemildert, und so ward sie in ihrem Hause zugleich geliebt und gefürchtet. Vielen guten Saamen, der noch lange Früchte tragen kann, hat sie durch die Bildung emsiger Hausfrauen in ihrem Dienst ausgestreut, und manche von ihr gezogene

kluge

kluge Wirthin hat ihr das Glück ihres jetzigen Zuſtandes zu verdanken. Das Betragen einer Frau gegen ihre Hausgenoſſen iſt für die daraus auf ihren Charakter zu bauenden Schlüſſe zu wichtig, als daſs es bey gegenwärtiger Schilderung hätte übergangen werden dürfen. Aeuſserlich kalt und zurückhaltend, ward ſie bey näherer Bekanntſchaft geliebt.— Sie ſprach und ſchrieb einige Sprachen mit Fertigkeit, und ihre Kenntniſſe ſuchte ſie immer mehr zu erweitern, und zu berichtigen. Alles was zur Naturgeſchichte gehörte, zog ſie beſonders an, und ſo wie ſie im väterlichen Hauſe mit der Botanik bekannt geworden war, ſo machte das Studium der Mineralogie ihr viel Vergnügen, und ſie beſaſs ſelbſt eine kleine hübſche Sammlung.

Nie war ſie froher, als wenn ſie ſich von ihren vielen Kindern umringt ſah. Die Sorge für ihre Geſundheit und Erziehung muſste die Lieblingspflicht einer ſo guten zärtlichen Mutter ſeyn. Sie lieſs ſich nicht das natürliche Recht nehmen, für die Charakterbildung ihrer Kinder zu ſorgen, war nicht blind gegen ihre Fehler, und wechſelte mit Einſicht zwiſchen Strenge und Milde. Ihr eignes Leben ward für ihre Nachkommenſchaft die beſte Sittenlehre. Von ihren zehn Kindern hatte ſie das Glück, ſieben groſs zu ziehen, fünf verheurathet zu

sehen, und auch die Uebrigen auf dem Wege der Ehre und des Wohlstands zu erblicken.

Die stärkste Aufforderung zur Geduld und beharrlichen Standhaftigkeit erhielt sie, als ihr Gemahl in den letzten Jahren seines Lebens sehr kränkelte. Die würdige Frau ward ein wahres Muster von eben so weiser als zärtlicher Aufsicht über seine Pflege, und oft unterbrach nicht einmal die Nacht ihre fortwährenden Dienstleistungen. Ohne ihre grosse und unermüdliche Sorgfalt wäre der Faden seines Lebens viel früher abgeschnitten worden. Alle ihre Hausgenossen, und viele andere Menschen, wurden Zeugen von der gewissenhaften Ausübung ihrer Pflichten, und als endlich das von der Natur gesetzte Ziel da war, und sie der Asche ihres Gatten nachweinte, hatte sie den Trost des süssen Bewusstseyns, nichts an ihm versäumet und ihre Schuldigkeit auf das Strengste erfüllt zu haben. Er starb 1788.

Ihre Gesundheit aber hatte durch diese anhaltende körperliche und geistige Anstrengung gelitten, und ihr von Jugend auf geäufserter Hang zur Hypochondrie, der sie zuweilen bey ihren Handlungen etwas ängstlich machte, schrieb eine doppelte Sorgfalt vor, um sie zu erheitern, und dadurch zu erhalten. Alle Umstände begünstigten dieses auch, da sie in Wolfs-

burg

Burg einen sehr anständigen Wittwensitz hatte, und sich auch in Braunschweig eine eigne Wohnung einrichten konnte, um die Wintermonathe daselbst hinzubringen. Grosse Sorgen drückten sie nicht mehr, ihre Geschäfte waren sehr vermindert, und sie hatte die frohe Aussicht, den Rest ihres Lebens in Ruhe hinzubringen, und sich wechselsweise bey ihren verheuratheten Kindern aufzuhalten. Diese schöne Aussicht ward aber bald gestört, indem sich ein Schaden an der einen Brust zeigte, wozu sie wahrscheinlich den ersten Keim aus einem ihrer zehn Wochenbetten behalten hatte. Umsonst suchten geschickte Aerzte und Wundärzte das Uebel zu zertheilen; es nahm zu, und man mußte ihr die von ihr längst gefürchtete Nachricht bringen, daß es ein Krebsschaden sey, dem nur durch Abnehmung der linken Brust Einhalt gethan werden könnte.

Uebel und Mittel dagegen, waren gleich fürchterlich, aber die Stärke ihrer Seele wankte nur wenig Augenblicke von der heftigen Erschütterung. Mit der größten Fassung überlegte sie alles mit ihren Aerzten, und willigte in ihre Vorschriften mit einer Standhaftigkeit sonder Gleichen. Den vor ihren Kindern aus Schonung fast ganz verborgenen Entschluß auszuführen, verschob sie nur einige Wochen, um ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, und

die Vormundschafts-Rechnung ihres jüngsten Sohnes zu schliessen. Mit bewundernswürdiger Gemüthsruhe bereitete sie sich auf jeden Ausgang der Sache, suchte noch vorher einige ihrer Kinder zu sprechen, und übergab ihrer ältesten Tochter, unter erdichtetem Vorwand, eine ihrer Nichten, die sie bey sich hatte. So vorbereitet, erwartete sie beynahe mit Ungeduld den zur fürchterlichen Operation bestimmten Tag. Endlich kam er, und die geschickte Hand des Herrn Hofraths Sommer in Braunschweig verrichtete in wenig Minuten den gefürchteten Schnitt. Die Kranke überstand Alles, und es zeigten sich die gegründetsten Hoffnungen des besten Erfolgs.

Nun brauchten die wenigen Zeilen nicht hinzugethan zu werden, welche sie in der Stunde vor der Operation an einige ihrer Kinder zum Abschied schrieb. Ihr ältester Sohn, der abwesend war, eilte herzu, und vereinte mit seinen Geschwistern den Dank für die Erhaltung einer so vortrefflichen Mutter. Ihre Genesung machte so gute Fortschritte, dass man an einer vollkommenen Herstellung nicht mehr zweifelte, und alle ihre Verwandte und Freunde wurden von dieser frohen Aussicht belebt. Sie selbst freute sich mit ihnen, und hoffte, in ihrer Mitte noch einige Jahre zu leben. Warum sollte sie dies nicht auch wünschen? Sie war ja durch so manches

ches süsse Band, das schwer zu zerreissen seyn mufste, an diese Welt geknüpft, und jetzt konnte sie die Früchte der Unruhen, Beschwerden und häuslichen Sorgen geniessen, mit denen ihre jüngern Jahre durchwebt gewesen waren!

Aber die Vorsehung wollte es anders. Die sich für genesen haltende that eine Reise zu ihrer ältesten Tochter, und fand sich in dem Hause derselben so glücklich, dafs alle Mitglieder der Familie sie noch recht lange besitzen zu können hoffren. Da zeigte das Uebel sich wieder, und die Kranke mufste, um sich einer zweyten Operation zu unterwerfen, nach ihrem Wohnort zurückkehren. Ihre Abreise war traurig. Finstre Ahndungen schienen aller Herzen zu erfüllen, und mit innerer Wehmuth sahen alle Hausgenossen der edlen Frau nach; denn sie schien jetzt zum letztenmal bey ihnen gewesen zu seyn.

Leider waren diese Ahndungen nur zu richtig. Die Gräfin mufste diesesmal noch mehr Schmerz als zuvor leiden. Neue Verhärtungen zeigten die Verdorbenheit ihrer Säfte, und die angewendeten Beizmittel vermochten nichts auf den innern Sitz des Uebels. Mit der musterhaftesten Gelassenheit ertrug sie die heftigsten Schmerzen, und kaum beym Uebermaafse der-

derſelben kam eine Klage über ihren Mund. Jeden Laut derſelben ſuchte ſie aus Schonung gegen die Umſtehenden zu verbergen, und fürchtete nur immer, dieſen zu viel Laſt zu machen. Bey jedem erwieſenen Dienſte war ſie ſo dankbar, und in Stunden der Erleichterung unterhielt ſie ſich mit ihnen in ihrem gewöhnlichen heitern Tone. Sie ſah ihr nahes Ende, ſprach gern davon, und erwartete es ohne Furcht. Zwey von ihren Töchtern kamen an ihr Sterbebette, und auch zwey Söhne konnten noch zuletzt um ihre vortreffliche Mutter ſeyn. Sie entſchlief endlich zu Braunſchweig den 13. November 1793, beweint von ihren Kindern, und betrauert von allen, die ſie kannten. Ihr Andenken iſt den Zurückgebliebenen heilig, und ſie wünſchen, ihren Kindern dereinſt die Tugenden der Seligen, wodurch ſie ſich ein ſo dauerndes Denkmal errichtet hat, als ein koſtbares Erbtheil zurücklaſſen zu können. Friede ſey mit ihrer Aſche! „Wer ſie kannte,“ ſagt H. H. Eſchenburg in einem Klagliede bey ihrem Tode,

Wer ſie kannte, ſie bewundernd ehrte,
Wer ſie wandeln, wer ſie dulden ſah,
Wen ihr Beyſpiel Engeltugend lehrte,
Tritt voll Wehmuth ihrem Grabe nah!

Den

Den 1. Sept. 1793.

starb

Willhelm Ernst Christiani,

Prof. der Beredtf., Dichtk., und des Natur- und Völkerrechts zu Kiel, kön. dän. Justitzrath *).

Dieser fleisige akademische Lehrer und verdiente Geschichtschreiber seines Vaterlandes war den 23. April 1731 zu Kiel geboren. Sein Vater, Conrad, war dort Assessor des Fürstl. Commerzcollegii, Rathsherr und Apotheker; er hatte zwey Söhne, wovon dieser älteste die akademische Laufbahn betrat, der jüngere aber das Geschäfte seines Vaters wählte. Schon in seinem 14ten Jahre verlor Willhelm Ernst seinen Vater; er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, und verdankte besonders vieles dem Rector Dunkel. Wie sehr er sich auszeichnete, beweist schon der Umstand, dass er,

*) Nachrichten von Christiani's Leben und Schriften, nebst seinem Bildnisse, von Val. Aug. Heinze. Kiel, 1797. 56 S. 8.

was in den damahligen Zeiten nicht ſehr gewöhnlich war, ſchon im ſiebzehnten Jahre in die akademiſche Laufbahn eintrat. Er widmete ſich der Theologie, ſtudierte aber zugleich mit allem Eifer Philoſophie, Mathematik, Geſchichte und alte und neue Sprachen. Unter den Profeſſoren rühmte er ſpät noch Kort und den Hiſtoriker Lackmann. Unter dem letztern vertheidigte er 1748, nachdem er erſt ein halbes Jahr Student geweſen war, als Reſpondent eine Abhandlung *de variis exequiarum ritibus apud utriusque ducatus Cimbrici nobiles*, und erhielt ſo ſeine erſte Richtung auf vaterländiſche Schleswig-Holſteiniſche Alterthümer und Geſchichte.

Nachdem er drey akademiſche Jahre in Kiel zugebracht hatte, ging er 1751 nach Jena, war dort der Hausgenoſſe des zu ſeiner Zeit berühmten Reuſch, und trat daſelbſt in die deutſche Geſellſchaft.

Von da ging er nach Kiel zurück und lebte im väterlichen Hauſe bey ſeiner Mutter. Er betrat einige Mahl die Kanzel, aber noch mehr zog ihn das akademiſche Leben an, und er fing daher bald an, ſich durch Privatunterricht junger Leute darauf vorzubereiten. 1757 reiſte er nach Roſtock, um dort Magiſter zu werden, und erwarb ſich denn durch die gewöhnliche Diſputation die Erlaubniſs, in Kiel

als

als Privatdocent zu lehren. In dieſer Lage blieb er 4 Jahre und las mit vorzüglichem Beyfalle. 1761 wurde er auſserordentlicher Profeſſor der Philoſophie, und ihm zugleich die Profeſſur des Naturrechts und der Politik, mit etwa 140 Thaler Gehalt übertragen. Er lehrte nun Geſchichte der Philoſophie, Natur- und Völkerrecht, Logik und Metaphyſik, Politik, Moral, Mathematik, und ſtellte Uebungen im lateiniſchen und deutſchen Styl und im Diſputiren an. Dieſer Fleiſs erwarb ihm ſchon zwey Jahre nachher eine ordentliche Profeſſur und die Stelle eines Bibliothekars bey der Univerſität, nebſt dem Lehramt der Poeſie und Beredtſamkeit. In den Jahren 1769 und 70 war er eine zeitlang der einzige Lehrer in ſeiner Facultät, und muſste daher auch Geſchichte zu lehren anfangen. Um dieſe Zeit unterrichtete er den jetzigen Herzog von Oldenburg, der ſich des Studierens halber eine Zeitlang in Kiel aufhielt. 1770 wurde er zum Groſsfürſtlichen Canzleyrath ernannt, und erhielt 500 Thaler Gehalt. Als Holſtein im J. 1773 an Dänemark abgetreten wurde, erhielt er nicht nur Beſtätigung aller ſeiner zeitherigen Einkünfte und Vorzüge, ſondern er gewann auch noch mit der ganzen Univerſität. Er erhielt vom Könige nach und nach bis an ſeinen Tod 600 Thaler Zulage, und wurde ſchon 1777 zum wirklichen Juſtizrath ernennt.

Die Treue und der Eifer, womit er seinen Berufsgeschäften oblag, waren musterhaft. Keins derselben ward je von ihm versäumt. Seine Vorlesungen hielt er mit vielem Fleisse, und in den Jahren, wo die philosophische Facultät nur mit wenigen Lehrern besetzt war, las er manchmahl sieben Stunden an einem Tage. Die vielen Einladungsschriften, Aufsätze und Reden, die er im Nahmen der Akademie verfertigte, zeugen von der grosen Menge seiner Geschäfte, unter denen die Aufsicht über die Bibliothek ihm eins der angenehmsten war. Eine Reihe von Jahren hindurch hatte er auch die Aufsicht über die Freytische. Er war es, welcher die Abschaffung der Naturalspeisung vorzüglich mit betrieb, und es, nach vielen misslungenen Versuchen, endlich dennoch bewirken half, dass diese Aenderung im J. 1790 die Genehmigung des Königs erhielt. Seit der Zeit erhalten die Studierenden, welchen der Freytisch verliehen wird, für jeden Monat zehn Mark an Gelde, und können sich selbst einen Speisewirth wählen; doch ist zugleich dafür gesorgt, dass dieses Geld von ihnen zu dem Zwecke, wozu es bezahlt wird, verwandt werden muss. Durch diese musterhafte Einrichtung hat man es dahin gebracht, dass nicht nur viele der ehemaligen Klagen gänzlich gehoben sind, sondern zugleich eine beträchtlich grösere Anzahl der Studierenden, als vormahls,

an

an dieser Unterstützung Theil nehmen kann. Christiani's Arbeiten wurden durch diese Aenderung um vieles vermehrt; aber der allgemeine Nutzen, der daraus entstand, überwog diese Privatrücksicht bey einem so edlen Patrioten weit.

Seine Nebenstunden waren schriftstellerischen Arbeiten gewidmet, unter denen seine Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, in 6 Octavbänden, den ersten Platz einnimmt; Schade, dass er sie nicht vollenden konnte. Er wurde von der dänischen Regierung zur Fortsetzung ermuntert, indem sie ihm 1788 für den 2ten Theil der neuern Geschichte 200 Thaler auszahlen, und eben so viel für jeden künftigen Theil des Werkes versichern liess. Er schöpfte aus Quellen; er reiste zweymal nach Kopenhagen, um das ihm geöffnete geheime Archiv zu gebrauchen; man schickte ihm sogar diejenigen Papiere nach, die er nicht gleich dort durchsehen konnte. Er hat sich durch dieses Werk einen Platz unter unsern guten und pragmatischen Geschichtschreibern erworben. Sein zweytes grösseres Werk ist die deutsche Bearbeitung von Millots Universalgeschichte. Christiani's vertrauter Freund und Schwager, der Pastor Mielck zu Preetz, verfertigte die Uebersetzung der 9 Bände des Originals, und Christiani sah sie

sie durch und begleitete sie mit erheblichen Zusätzen und Anmerkungen. Millot geht nur bis zu dem Achner Frieden. Vom 9 — 12. Bande also, (1748 — 1786) arbeitete Christiani die Geschichte selbst aus, welche Fortsetzung auch unter einem besondern Titel verkauft wird. Auch dies Werk wurde mit Beyfall aufgenommen, in das Dänische und Holländische übersetzt, und nach Christiani's Tod übernahm es Remer in Helmstädt, es fortzusetzen.

Seine Geschichte der Glaubensreinigung in Deutschland und in den Herzogthümern Schleswig und Holstein (1773) entstand durch Vorlesungen, welche Christiani über diesen einzelnen Theil der Geschichte hielt, und welche von den theologischen Studierenden in Kiel sehr gern gehört wurden. — Und so sind alle seine historischen Arbeiten Beweise seines Fleisses und zugleich dankwerthe Beyträge zur Wissenschaft der Geschichte, die überall mit Beyfall aufgenommen wurden. Für die Schrift über die Dissidenten in Polen, erhielt er von der Kaiserin von Russland eine Belohnung von 300 Thalern. Sie gab ihm in der Folge noch einen besondern Auftrag zu einer Arbeit, die aber nicht zur Ausführung kam. Worin sie bestand, hat man nicht erfahren; indess erhielt er für die Arbeit, welche bereits geschehen war, eine Belohnung von hundert

Spe-

Species-Ducaten. — Zweymal erkannte die Gesellsch. der W. in Kopenhagen ihm den historischen Preis zu und nahm ihn 1790 unter ihre Mitglieder.

Unter seinen kleinern Aufsätzen verdient eine Abhandlung bemerkt zu werden, welche zuerst in dem Kielischen Magazin gedruckt wurde, über die Chimäre eines Todschlags aus indirectem Vorsatze. Die Veranlassung dazu gab die Entleibung eines Grafen Stolberg im Zweykampfe; der Thäter, welcher von dem akademischen Senate zu Kiel gerichtet wurde, war in Gefahr, dafs sein Urtheil auf jene Chimäre gebauet, und ihm also das Leben abgesprochen werden würde. Ein juristisches Mitglied des Senats hatte sein Urtheil auf jene Meinung gegründet, und es war zu besorgen, dafs sein Urtheil auf manchen der übrigen Beysitzer Eindruck machen würde. Christiani glaubte also, als Beysitzer des Senats und als Lehrer des Naturrechts, sich doppelt berufen, die Lehre vom Todschlage aus indirectem Vorsatze näher zu beleuchten, und eine Meinung von sehr nachtheiligen Folgen richterlich zu bekämpfen. Seine Gründe trugen auch den Sieg davon, und der Thäter ward nur zu einer Gefängnifsstrafe auf einige Jahre verurtheilt. Die öffentliche Bekanntmachung seiner Meinung war ein Gewinn für die peinliche Rechts-

im J. 1783 Island von dem bekannten schrecklichen Unglück heimgesucht wurde, forderte dieser Mann mit dem fühlenden Herzen in einer gedruckten Nachricht seine Mitbürger zur Mildthätigkeit auf, und sein Bemühen blieb nicht ohne Seegen.

Er genos bis in das Alter einer festen Gesundheit, aber von 1785 an trafen ihn Unfälle, die sein Wohlbefinden untergruben. Er litt an gichtischen Zufällen, und seine letzte Krankheit, die sich plötzlich mit einem Schlagflusse endigte, rührte von versetzter Gichtmaterie her. Der competenteste Richter über sein schriftstellerisches Verdienst, der Cammerherr Suhm, setzte ihm eine ehrenvolle Grabschrift:

H. E. S.
Ernestus Wilhelmus Christiani
Historicus Nobilis
Multis Scriptis Clarus
Indefessae Diligentiae
Vita Moribusque
Vere Philosophus.
Amico optimo
Posuit
P. F. Suhm.

Zweyte

Zweyte Abtheilung,

enthaltend

Nachträge und Berichtigungen

zu den

erſten vier Jahren des Nekrologs

1790, 91, 92 und 1793.

PUBLIC LIBRARY
479612
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

B. A S E D O W.

(S. Nekrol. 1790. II, 114. ff.)

Der Rector (jetzt Prediger) Meyer hat ein ausführliches Werk über Basedow geschrieben: Joh. Bernh. Basedows Leben, Charakter und Schriften unpartheyisch dargestellt und beurtheilt etc. Zwey Theile. Hamb. 791 und 92. 8. Die nach der Zeitfolge abgefaſste Lebensbeſchreibung im zweyten Abſchnitte iſt eigentlich eine weitere, erläuternde und berichtigende Ausführung der Beyträge zur Lebensgeſchichte Baſedows Magdeb. 791, folglich auch der Lebensbeſchreibung im Nekrolog auf das J. 790. Bd. 2. S. 114. ff., die auf jene Beyträge gegründet iſt, obgleich Hr. Meyer noch einige Hoffnung zu einem beſondern Commentar über den Aufſatz im Nekrolog macht (Th. 2. S. 159.), dem er Gerechtigkeit widerfah-

ren läſst. Ein andrer Aufſatz Fragmente über Baſedows Leben und Charakter in der deutſchen Mon. Schr. Dec. 790. wird von M. im erſten Abſchn. beleuchtet. Der dritte und an Beyſpielen reichhaltigſte Abſchn. iſt überſchrieben: Meine gehabten Erfahrungen und angeſtellten Beobachtungen über Baſedows Privatleben und ſeinen daraus herzuleitenden Charakter. Der vierte liefert ein räſonnirendes Verzeichniſs der 70 Schriften Bs nebſt einer Anzeige der vornehmſten über und gegen ihn erſchienenen Schriften. Der fünfte Abſchn. endlich begegnet einigen vorauszuſehenden Fragen und Einwendungen das Meyerſche Werk betreffend. Meyer war eine Zeitlang Bs Gehülfe in Altona, beobachtete ihn ſchon damals ſehr genau und ſammelte Stoff zu einem Werke über ihn, verlohr ihn auch in der Folge nicht aus dem Auge, ob er gleich ſeiner Schrift, worin er Baſedow'n ſo ſtrenge behandelt, wie kein anderer gethan hat, nur bis auf den Zeitraum Vollſtändigkeit geben konnte, wo B. ſeine letzte und merkwürdigſte Laufbahn in Deſſau antrat. — Auſser dieſem Hauptwerke findet man noch Nachrichten über Bs Leben in: Leben und Charaktere berühmter und edler im J. 90 verſtorbener Männer S. 120—30.; im Archiv der Erziehungskunde für Deutſchland, Bd. 1. S. 62—85.; in

Zer-

Zerrenners deutschem Schulfreund Bd. 2, S. 54—71. in Pilgers Leben von Spazier Th. 3, vornehmlich S. 114. ff. Wir holen um der Vollständigkeit und Unpartheylichkeit willen verschiedenes aus einigen dieser Schriften nach, und verbinden damit Privat-Nachrichten, die wir über Bw. erhalten haben. So erscheint freylich B. in einem andern Lichte als das war, in welches ihn der Nekrolog nach Anleitung der Magdeburgischen Beyträge gestellt hatte.

Basedows Vater, ein Mann von mancher Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit, bestimmte seinen Joh. Bernhard zu der Profession eines Perückenmachers, die er selbst trieb. Der zu den muthwilligsten Kinderstreichen aufgelegte Knabe entfloh einst wegen scharfer Züchtigung und vermiethete sich in Holland als Diener. Sein Herr sah, dass er zu etwas Besserem als zum Dienen brauchbar sey, söhnte ihn mit seinem Vater aus und machte, dass er nach Hamburg zurückging. Hier kam er aufs Johanneum; in den untern Classen trieb er nur Unfug und nahm eine schiefe, verschrobene Richtung an. Nachdem er in die obern Classen herauf gerückt war, ging es besser mit ihm. Er gefiel sich zwar immer noch in thörichten Schüler-Streichen, zeichnete sich aber doch vor vielen Mitschülern

durch sein Wissen und durch seinen Kopf aus. Er verdankte viel dem Rect. Müller dem ältern, ferner den Professoren Richey und Reimarus. Da er von seinem Vater nun zum Predigerstande bestimmt wurde, so predigte er nach dortiger Landessitte schon als Schüler einigemal auf den umliegenden Dörfern. Seine Schulstudien waren unordentlich und tumultuarisch; er trieb allerley durcheinander, erwarb sich dadurch das Ansehen eines Vielwissers, blieb aber in alten Sprachen und manchen andern Vorbereitungs-Wissenschaften zur Akademie weit zurück. In Leipzig fand sein unruhiger Geist nicht lange Behagen an den akademischen Vorträgen; er ergab sich ausschliessend der Leserey einer grossen Menge Schriften und machte sich Auszüge und Entwürfe zu Büchern, die er in der Folge ausarbeitete. Nach einer zweyjährigen akademischen Laufbahn lebte er einige Jahre im Stillen als Candidat in Hamburg und ward darauf Hofmeister des Sohnes vom Hrn. v. Qualen. Er lebte hier thätig, regelmäfsig, gemeinnützig und tadellos, und erwarb sich die Liebe und den Beyfall der Familie in deren Mitte er lebte. Es scheint, dafs während seines Kandidaten-Standes in Hamburg sein hochfahrender Sinn dadurch etwas herabgestimmt wurde, dafs er nicht sogleich Aufsehen machte, noch sich Ruhm und Ruf erwarb.

Viel-

Vielleicht nöthigte ihn auch die ihm ganz neue feinere Lebensart dieſes Hauſes, ſich zuſammen zu nehmen, über ſein äuſseres Betragen und ſeine Sitten zu wachen, ſeine Launen und Leidenſchaften zu beherrſchen. Die Neigung für eine Franzöſin in dieſem Hauſe, ſeine nachmahlige Gattin, wirkte ebenfalls vortheilhaft auf ſeinen Charakter. Als er unabhängig und Profeſſor in Soroë wurde, fing er an, die Rolle eines unternehmenden, originellen, vielthuenden Mannes zu ſpielen, und der Troſs früher, übler Gewohnheiten und ſittlicher Fehler, der eine Zeitlang zurückgehalten aber nicht unterdrückt war, ſuchte ſeine alten Rechte zu behaupten. Er hatte Beyfall als Lehrer und ſtiftete Nutzen; er trat als Schriftſteller mit Ehre auf; ſeine Neuerungsſucht aber und ſeine Abweichungen vom kirchlichen Lehrbegriff und vom Mechanismus des Herkommens, verbunden mit den ſittlichen Blöſsen, die er gab, zogen ihm üble Nachreden und Gegner zu. Dieſs gab Veranlaſſung zu ſeiner Verſetzung nach Altona, wo er nur wenigen Unterricht und auch dieſen ohne Beyfall gab, da man im voraus gegen ihn eingenommen war. Nicht gewitzigt durch ſeine gemachten Erfahrungen miſchte er ſich von neuem in theologiſche Streitigkeiten, kam immer mehr in den Geruch der Ketzerey, und ſchien es darauf anzu-

legen. Nachdem er sich lange genug auf diesem Kampfplatze herumgetummelt hatte, kehrte er zur Pädagogik zurück, die er an dem jungen von Qualen ausgeübt und deren bessere Grundsätze er nachher in einer Gradualschrift in Kiel vertheidigt hatte. Hier schliessen sich seine vielversprechenden Unternehmungen im Erziehungsfache an, die auf nichts geringeres, als auf eine gänzliche Umwälzung des Erziehungswesens und auf eine ganz neue Schöpfung dieser Wissenschaft und ihrer beseligenden Ausübung berechnet waren. "Kein Mensch, sagt Meyer, hat der Welt grössere Versprechungen gemacht und weniger gehalten, als er."

Sein Aeusseres hatte etwas Zurückschreckendes. Ihn meynte Moritz im Andreas Hartknopf unter dem borstigen Weltreformator, dessen Sammtrock mit dem Schweisse der Menschheit gefärbt war. Er war stark und grob organisirt. Ein vorzüglich wildes Ansehen gaben ihm seine schwarzen borstigen, gerade vom Kopfe wegstehenden Augenbraunen.

Basedow war ein seltner, eigenthümlicher und von der Natur in seinem Innern und Aeussern stark gezeichneter Mann, an dem Erziehung wenig, eignes Studiren und Nach-

den-

denken das meiſte gethan hatte. In ihm wohnte viel Vernunft und Schwärmerey beyſammen. Ausgerüſtet mit nicht gemeinen Talenten und mit groſsem Scharfſinn gerieth er beſtändig an Küſten ſpeculativer Zweifel und Forſchungen. Er beſaſs eine feurige Einbildungskraft, die ihn nicht ſelten miſsleitete und ihm alles ins Groſse und Rieſsenmäſsige ſpielte; er war von groſsem Fleiſse und von ſeltner Beharrlichkeit bey ſeinen Lieblingsideen, die oft in Trotz, Eigenſinn und Rechthaberey ausartete. Sein übergroſses Selbſtgefühl wurde oft drückende Herrſchſucht; ſein fieter Drang ſich auszuzeichnen, artete oft in Ruhmſucht aus und gebahr Paradoxie und Widerſprüche; wäre er ein Länderbeherrſcher geworden, er hätte ſich gern Welt und Nachwelt unter die Füſse geworfen, wie ſeine von ihm tyranniſirte Familie. Er war ein Redner, deſſen erſchütternder Beredtſamkeit Niemand widerſtehen konnte, und ein rüſtiger Schriftſteller. Seiner Sittenlehre widerſprach er durch ſein eignes Beyſpiel. Er wirkte eine Zeitlang mit Rieſenkraft auf ſein Zeitalter, ward aber noch im Leben von ihm vergeſſen.

B. war in guten Stunden ein froher, angenehmer, jovialiſcher Mann und Geſellſchafter; aber manche üble Angewohnheiten, ro-

he Sitten, Grofssprecherey, Disputirsucht, ein entscheidender, absprechender Ton verleideten doch gewöhnlich seinen Umgang, ja machten ihn oft unausstehlich. Er liebte Spiel und Trunk und überschritt in beyden oft die Linie der Mäfsigkeit; er ward dann zänkisch, sprach unbesonnene Dinge, wurde wohl gar mit seinen Gesellschaftern handgemein. Für eigentliche Freundschaft hatte er wenig oder gar keinen Sinn. Eben so wenig schien er für Liebe empfänglich zu seyn. Seine erste liebenswürdige Gattin verlohr er bald. Seine zweyte starb nicht sehr lange vor Bs. Tode. Sie war etwas überspannt und vermehrte diese Spannung durch ihre Lieblingslektüre: Youngs Nachtgedanken. Bey dieser reizbaren Beschaffenheit mufste sie doppelt und dreyfach durch Bs Eigenheiten, rauhes Wesen und Anwandlungen von üblen Launen leiden, die sie doch alle mit der gröfsten Geduld und Sanftmuth ertrug. Ob er gleich verträglich und in gutem Einverständnisse mit ihr lebte, so war sie doch mehr als einmal bey Ausbrüchen seines unbändigen Jähzorns und rasender Leidenschaft den gröbsten Mifshandlungen, sogar einmal der Lebensgefahr, ausgesetzt. In der Erziehung seines Sohnes erster Ehe beging er grofse Fehler und war nicht glücklich. Er ward hintereinander Kaufmann, Apotheker, Gutsbesitzer. Der Vater kaufte

ihm

ihm ein Bauergütgen bey Deſſau und unterſtützte ihn und deſſen Familie nothdürftig. Er iſt ſeit einigen Jahren von da weg gezogen und iſt ein Siegellack-Fabrikant geworden. Seine Tochter ſollte erſt *Pränumerantia Elementaria Philanthropia* heiſſen, weil er damals gerade mit Errichtung des Philanthropin und der Herausgebung des Elementar-Werks auf Pränumeration beſchäftigt war. Nur die dringendſten Bitten und Vorſtellungen der Mutter vermochten ihn, von dieſem lächerlichen Einfalle abzuſtehen und ſie Emilie zu nennen. Sie ward in ihren erſten Lebensjahren ſchon in die Elementarmethode von Wolke eingeweiht. In der Folge lieſs ſie der Vater wieder vergeſſen, was das zarte Kind hatte lernen müſſen, und gab ſie nach Leipzig in Penſion. Beym Abſchied ſagte ihr Baſedow: Sie wiſſe, ein Vater könne ſeinem Kinde wohl und wehe thun. Bey dem Worte Wehe erhielt ſie eine derbe Ohrfeige auf den linken und eine auf den rechten Backen. Aber ich, fuhr er fort, will dir lieber wohl thun, und ſo ſchloſs er ſie zärtlichſt in ſeine Arme! Die Erziehung ſeines jüngſten Sohnes lag ihm ſehr am Herzen; er hatte ihn eine Zeitlang auf dem Deſſauer Inſtitut, dann wieder bey ſich; er machte ſich gute Hoffnungen von ihm und widmete ſich ſeiner Erziehung noch in den lezten Tagen ſeines Lebens.

Das

Das Philantrhopin war eine Zeitlang seine Puppe. Er widmete sich der Anstalt wirklich mit grosem Eifer und gab selbst eine Zeitlang fleisigen Unterricht. Auch als Liturg ward sein Rednertalent in den Gottesverehrungen geschätzt. Wenn er durch Trunkenheit und im Rausche angefangene Händel ein böses Beyspiel gegeben hatte, suchte er durch Dreistigkeit, durch Entschuldigungen oder auch durch aufrichtige Selbstgeständnisse alles wieder ins Gleiche zu bringen. Dann pflegte er wohl ausdrückliche Versammlungen aller Zöglinge zu veranstalten und öffentliche Abbitte des gegebenen Aergernisses wegen zu thun. So trat er einst im Betsaale mit Ernst und Feyerlichkeit auf, redete von der Mäsigkeit, und zeigte an der Schärfe eines vor ihm liegenden Scheermessers, wie scharf und fein die Grenslinien der Tugend und des Lasters an einander reichten, und wie leicht eine Abweichung hierhin möglich sey. Nachdem er nun sein Vergehen mit Rührung gestanden, zeigte er ihnen an seinem Beyspiele, dem Beyspiele eines Mannes, dem sie doch Vernunft und Erfahrung des Alters zugestanden, wie schwer es halte, böse Jugendgewohnheiten ganz zu vertilgen, wie viel Kampf die Tugend unter Anfechtungen der Sinnlichkeit und des Beyspiels koste, wenn man sich nicht schon früh mit ihr befreunde; wie dankbar

sie

sie für eine bessre Erziehung seyn müssten. Ja er hiess sie ihr Glück schätzen, dass sie so in der Nähe an ihrem ersten Lehrer ein so warnendes Beyspiel in den Jahren erlebt hätten, wo Eindrücke tiefer als Ueberzeugungs-Gründe haften. — Ein andresmal trat er in derselben Kinder-Versammlung mit seinem von Koth besudeltem Sammtrock, mit dem er betrunken in der Gosse gelegen hatte, auf, und hiess seine Zöglinge ein Exempel an ihm nehmen, wie Trunkenheit die Menschen in Schweine verwandle. Wieder ein andresmal dagegen, als er sich mit einem seiner Collegen auf dem Elbhause betrunken hatte, liess er alle Kinder zusammenrufen; statt eines demüthigen *Confiteor* aber erzählte er ihnen feyerlich: dass die alten Deutschen bey ihren Gelagen oft über Bedürfniss getrunken und sich betrunken hätten, weil sie so ehrliche offne Leute gewesen wären, dass sie nicht nöthig gehabt hätten zu fürchten, sie möchten im Rausche ein Geheimniss ausplaudern. Ein solcher alter Deutscher sey er nun auch, und so müssten sie ihm den Fehler auch verzeihen!

Als nicht mehr alles nach seinem Wunsche beym Philanthropin ging, er seine idealischen Träume nicht erfüllt sah, beständig in Zank und Unfrieden mit seinen Gehülfen und Untergebenen lebte, wurde er der Anstalt,

ſtalt, der er unverbrüchliche Treue und
ſie geſchworen hatte, abtrünnig; ja er h
te, als er davon ganz entfernt worden
oft eine Art von Widerwillen gegen ſie
handelte bisweilen ſo, als wenn er ihr
tergang wünſchte. Dieſer ward auch v
lich durch Bs Schlägerey mit dem M. F
herbeygeführt, bey welcher ſich der
handfeſte und unbezwingliche B. doc
mit Schimpfen begnügt und mehr leide
halten hatte, um die Ehre des Märtyre
davon zu tragen.

Die Muſſe ſeiner letztern Jahre w
er zu häufigen kleinen Reiſen nach
burg, Halle, Leipzig, Hamburg, Ki
auch zur Schriftſtellerey und zu m
neuen Projekten, woran er unerſch
war, an. Da ſeine Schtiften (die
waren gröſtentheils theologiſchen und
giöſen Inhalts,) in denen er ſich immer
ausſchrieb und wiederholte, niemand
mochte: ſo verſchenkte und verſchickt
unentgeldlich, ſo wie er ſie auch au
Koſten drucken lieſs. Zu ſeinen letzte
jekten gehörte erſtlich, daſs er ſich dann
nach Siebenbürgen zu gehen und ſich
ner dort befindlichen Religions-Sekte
am meiſten nach ſeinem Sinne war, z
binden, und eine Geſellſcaft des vom K

thume gereinigten Chriſtianismus zu ſtiften; zweytens eine *Civitas latina* zu veranſtalten, ein groſses Erziehungshaus, worin nichts als Latein von Lehrern und Zöglingen, der Hausmutter und der Dienerſchaft, geſprochen werden ſollte. Ein neues Projekt zur Verbeſſerung der Buchſtabir-Methode, verdrängte die lateiniſche Akademie aus ſeinem Kopfe und er beſchloſs ſeine Laufbahn in Magdeburg wie Dionys zu Korinth, indem er in einer Kinderſchule buchſtabiren und leſen lehrte.

Baſedows Grab befindet ſich auf dem Kirchhofe der heil. Geiſt-Kirche, der mitten in der Stadt liegt. Durch die Beyträge mehrerer Freunde des Erziehungsweſens iſt ihm daſelbſt ein Denkmahl errichtet worden, wozu der Herzog von Braunſchweig den Blankenburger Marmor geſchenkt hat. Das Monument beſteht aus einem Piedeſtal von Sandſtein, worauf nichts, als der Name Baſedow auf einer marmornen Platte ſteht. Auf dem Piedeſtal erhebt ſich eine cannelirte Säule von Blankenburger Marmor, neben derſelben ſteht eine Urne von eben dem Stein, und an dieſe lehnt ſich das vom Prof. Döll in Gotha, halb erhoben aus cararaiſchen Marmor verfertigte Bruſtbild Baſedows. Neben dem Grabmahle ſteht eine Trauerbirke. —

Jani

Christi. Dav. Jani,

Rector des Gymnasiums in Eisleben.

S. Nekrol. 1790. II, 269.

Jani war stark von Körper, ein phlegmatischer, in Gesellschaften jovialischer Mann. Seine Art, die Römischen Dichter im Schulunterrichte zu behandeln, lernt man aus seinen Anmerkungen zum Horaz kennen, die nach seinem Tode einer seiner Schüler aus Janis mündlichem Vortrage herausgegeben, die aber weder ganz reif zum Drucke, noch von dem Vorwurfe des Minellianismus völlig frey zu sprechen sind. Mit seiner Ausgabe der Horazischen Oden machte er ausserordentliches Glück; vom ersten Bande mußte bald eine neue Auflage gemacht werden. Er war der erste, der sich Heynes zweckmäßige und geschmackvolle Art den Virgil zu bearbeiten, bis auf einen gewissen Grad zu eigen machte und in seinem Horaz anwendete; denn Barths Properz war doch im Ganzen eine verunglückte Nachahmung der Heynischen Manier. Dieß verbunden mit dem Abstich, den seine gefällige Bearbeitung

tung mit der in Deutschland bisher am häufigsten gebrauchten Baxter-Gesnerschen Ausgabe, hob sein Werk und machte, dass man es in den ersten Rang aufnahm. Indess trat zuerst ein unbarmherziger Aristarch gegen Jani in der Amsterdamer *Bibliotheca critica* auf, und, wenn dieser gleich offenbar partheyisch gegen Jani war und manches aus einem unrichtigen Gesichtspunkte beurtheilte oder übertrieb, so wurde man doch bald, nachdem die Zeit der ersten Bewunderung vorüber war, inne, dass dem gelehrten Erklärer des Horaz bey allen unläugbaren Verdiensten kritisches Talent, hinlängliche Kenntnisse und Belesenheit in der griechischen Literatur und ächte ästhetische Grundsätze, die nicht ganz durch das Gefühl des Schönen und durch häufige Ausrufungen und Bewunderungsformeln ersetzt wurden, mehr oder weniger abgingen.

D. Joh. Benj. Koppe.

(S. Nekrol. 1791. I, 101. ff.)

Er gehörte unter die Männer von ausgezeichnetem Kopfe, von einem richtigen, scharfen Blicke. Er war kein grofser, sehr viel umfassender Gelehrter, aber er wandte das, was er wufste, mit Geschicklichkeit und Geschmack an. Dies war auch der Fall mit den beyden Bänden seiner Ausgabe des N. T., wo er mit Auswahl und guter Urtheilskraft das Gute aus andern Auslegern, vorzüglich aus dem Wetsteinischen N. T., aufgenommen und auf geschmackvolle Art verarbeitet hatte. Er hatte sich aus der Heynischen Schule eine von den biblischen Exegeten noch wenig angewandte Art, die Schriftsteller zu behandeln, zu eigen gemacht, behandelte die biblischen Bücher wie die Werke der Profanschriftsteller, und gab seiner neuen Ausgabe einiger biblischen Briefe die Gestalt und Einrichtung des Heynischen Virgil. So erndete er allgemeinen Beyfall von Theologen und Humanisten; nur einige akademische Lehrer murrten, dafs in der Koppischen *Adnotatio*

per-

perpetua nun alles gesagt sey, was sonst für den mündlichen akademischen Unterricht aufgespart werde, und dass für diesen wenig mehr übrig bleibe. Koppens Manier wurde bald durch die Fortsetzer seines Werkes, Pott und Heinrichs, angenommen. Denn Koppe selbst kam in den letzten Abschnitte seines Lebens von eigentlich gelehrten Untersuchungen durch seine ganz praktische Laufbahn mehr ab, und fand keine Musse zur eignen Fortsetzung seiner Ausgabe des N. T. Es blieb nur bey einigen Zurüstungen dazu und bey einer verbessernden Durchsicht der vom ihm bereits herausgegebenen Briefe. Er hatte gute philologische Kenntnisse, wiewohl er nur in den frühern Jahren einige in die Profan-Philologie einschlagende Arbeiten unternommen hat. Er gab eine kleine Schrift über die Orakel heraus und besorgte eine im Ganzen sehr gelungene Umarbeitung der Uebersetzung des Pindars. Er war im Ganzen ein sehr aufgeklärter Mann, vorzüglich in Angelegenheiten der Theologie und Religion, so weit man es durch philologische und geschichtliche Kenntnisse, durch gesunden, unverdorbenen Verstand werden kann. Philosophie hatte er nicht zu seinem Hauptstudium gemacht, und mit den Fortschritten in dieser hielt er wohl nicht gleichen Schritt: daher bey ihm noch ein Schwanken in den Princi-

pien, in gewiſſen Fällen auch eine
zum Wunderbaren, eine gewiſſe
mercy, die ſich in manchen Di
ſerte und gegen ſeine helle Art
ſehr abſtach. Sie war ihm vorneh
den frühern Jahren eigen und moch
ſeinen Hang für geheime Geſellſcha
durch ſeine Thätigkeit in denſelben n
Stoff und Nahrung gefunden haben.
den letztern Zeiten ſeines Lebens zog
gans von allen Ordens-Verbindun
nachdem er darin, vornehmlich einſ
tingen, im Ganzen heilſam gewirkt
inſonderheit zur ſittlichen Bildung d
renden Jugend beygetragen hatte.
einen reformatoriſchen Geiſt, der ih
bunden mit den Idealen deſſen, was ſ
zu raſchen, weitgreifenden Schritten
Seine Neuerungen, wenn ſie auch m
beſſerungen waren, waren nicht im
Zeit, Umſtände und Menſchen be
Mit unverrücktem Auge auf das, wa
Gut und Pflicht erkannte, ſuchte
Plane durchzuſetzen, es koſte was es
ſelbſt auf eine herriſche Art, ſelbſt ſ
die, welche unter ihm arbeiteten, bi
über Druck ſeufzten. Er kam vom a
ſchen Lehrer auf einmal in Gotha in di
tiſche Sphäre des Geſchäftsmannes, d
fremd war und den Neuling manche Fe

thun liefs. Sie war aber eine herrliche Schule des Lebens und der Klugheit für ihn. Mit ungeschwächtem Eifer für Wahrheit und Menschenwohl, aber mit Lebensweisheit und langsamerer Besonnenheit trat er in seine neue Laufbahn in Hannover ein und erhielt sich auf einem sehr kritischen Posten, mitten unter Menschen von sehr abweichender Denkungsart, in seinem Ansehen, in Verehrung und Liebe des Publikums. Er suchte allen alles zu werden. Man fühlte seine Ueberlegenheit, man konnte seinen Enthusiasmus für Verbesserung des Schulen- und Kirchenwesens nicht widerstehen. Er ward der Mann des Tages; Koppens Predigten zu hören, sich für sein Schulmeister-Seminarium zu erwärmen, seinen Aufklärungen in Angelegenheiten der Religion und Moral zu huldigen, ward herrschender Ton, der ihn noch eine Zeitlang überlebte.

Nachträge
zum Leben
des
D. Carl Friedr. Bahrdt,

(S. Nekrol. 1792. I, 119 ff.)

Der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des D. Bahrdt im Nekrolog, iſt durch die Unterſtützung mehrerer ſachkundiger Männer in den Stand geſetzt worden, viele und wichtige Beyträge zur Ergänzung und Vervollſtändigung jenes Aufſatzes zu liefern, welche in dieſem Repertorium der neueſten Literär- und Menſchengeſchichte an ihrer rechten Stelle ſtehen werden. Ein Verzeichniſs der meiſten mitwirkenden Gelehrten wird ein günſtiges Vorurtheil für die Wahrhaftigkeit dieſer Nachträge erwecken. Hier ſind ihre Namen. Hr. Aſſeſſor Andreä zu Erfurt; der verſtorbene reformirte Prediger Böhme in Heidelberg; Pfarrer Geiger zu Scheffienz, ehemaliger Lehrer am Heidesheimiſchen Philanthropin und Bahrdts Vertrauter; Pfarrer Grä-

ter

ter zu Nürnberg unweit Rotenburg ob der Tauber; M. Hofmann, Tertius der Thomasschule in Leipzig; Geh. Tribun. Rath Höpfner, in Darmstadt; M. Kinderling, Diakonus in Kalbe an der Saale, und Inspek. Müller ebendaselbst; Prof. Matthiä in Grünstadt; Hofr. Meusel in Erlangen. Allen diesen gebührt grosser Dank, aber ganz vorzüglich der Verwendung und Betriebsamkeit, mit welcher die Herren Matthiä und Kinderling diesen Vorrath bereichert haben. Der Hr. Prediger Heres in Bechtheim wollte aus seinem mit B. gepflogenen Briefwechsel eine Auswahl zum Besten der Nachträge machen, ist aber vermuthlich durch die Unruhen des Krieges davon abgehalten worden. Auch der Kammerrath Schellenberg in Frankfurt ist im Besitz von mehr als 500 Bahrdtischen Briefen und Urkunden, das Leben desselben betreffend, die dem, welcher sie einzusehen Gelegenheit hat, vielleicht noch Aufklärungen gewähren können.

B. gibt selbst 1741 als sein Geburtsjahr sowohl in seiner Lebensbeschreibung, als im K. und Ketzer-Almanach an; aber in dem Programm, welches Bel im J. 1761 bey seiner Magister-Promotion schrieb, und worin

Nachrichten über Bs. Jugendjahre befindlich sind, wird seine Geburt ins Jahr 1740 gesetzt. Seine Jugendgeschichte hat B. im Ganzen nach der Wahrheit geschildert, wiewohl er freylich auch hier zu sehr ins Schöne mahlt. Er war ein munterer offner Kopf, voll muthwilliger Streiche, die er gern auf Kosten seiner Kameraden ausübte. Seine Schelmereyen waren zum Theil von der Art, daſs sie nur durch seine Kinderjahre, durch Leichtsinn u. Mangel an Ueberlegung entschuldigt werden konnten. Er brachte falsches Geld bey seinen arglosen Gespielen an. Er vertheilte Loose für Geld, um ein Spielpferd unter seinen Kameraden zu verlosen und gab das Geld nicht wieder heraus, als die Ziehung, man glaubt durch seine Mitwirkung, verboten ward. Er verkaufte einmal in der Messe seinen Kameraden Plätze an seinen Fenstern, unter dem Vorwande, es gebe da etwas zu sehen. Oft zogen ihm solche lose Streiche Schläge zu, die er sich auch gefallen liefs. Sehr früh machte ihm seine Sinnlichkeit zu schaffen. Im Umgang mit Mädchen fröhnte er zugleich seiner Eitelkeit und rühmte sich gern vor seinen Kameraden erhaltner, vielleicht auch nicht erhaltner, Begünstigungen. Eine leere Knabenprahlerey war es wenigstens, wenn der Leichtsinnige erzählt haben soll, er habe Abends Mädchen vor dem

Bet-

Bette seiner Eltern vorbey in sein Schlafgemach geführt, da er sie doch ohne solche Gefahr durch eine Hinterthür unmittelbar in sein Gemach hätte bringen können, ja da, wie man versichert durch das Schlafzimmer seiner Eltern kein Durchgang in sein Zimmer war. Er kleidete sich so nett, als es seine Umstände erlaubten. Er trug, nach damahliger Sitte unter der Jugend, eine Perücke, aber mit solchem Anstande, dass er seinen Kameraden hierin zum Muster empfohlen ward. Unter gesitteten Mädchen konnte er sich eine Zeitlang zurückhalten, aber bald, vorzüglich in bekannten Cirkeln, fiel er wieder in grobe Scherze. Ungefähr in seinem zehnten Jahre erhielt er den nachherigen Tertius der Thomasschule, M. Hofmann, zum Lehrer, dessen Verdiensten um sich er auch in seiner Lebensbeschreibung Gerechtigkeit widerfahren lässt. Sein Erzieher entdeckte gleich anfangs einen fähigen Kopf und eine natürlich gute Gemüthsart in ihm. Sein Vorgänger hatte den Knaben statt vernünftiger Vorstellungen mit Härte und Strenge behandelt, welches gar nicht der Weg war, ein so aufgewecktes und lebhaftes Gemüth zu leiten, um es nicht auf heimliche Ränke und Listen verfallen zu lassen. Im Religions- und Sprachunterricht war er auch sehr zurückgeblieben. "Er behielt sogleich, sagt M. Hofmann

ihm, was er gehört hatte, und fragte um alles, was ihm noch nicht überzeugend genug geschienen hatte. Er machte mir Einwendungen, die mir angenehm und ihm nützlich waren. Er beschäftigte sich immer mit dem, was er gehört hatte, und hörte nicht auf, bis er völlig beruhigt war. Um nun selbst eine gewisse Ueberzeugung von dem gegebenen Unterricht zu bekommen, liefs ich ihn seinen jüngern Brüdern und dem in allem Betracht sehr fähigen E. Platner zugleich Unterricht geben, indem ich aus der Stubenkammer zuhörte. Er hatte ohne mein Wissen einen Bakel unter dem Rocke verborgen.*) Als ich es entdeckte, verwies ich ihm diesen kindischen Streich und fragte ihn, ob er wohl jemals bey mir einen gesehen hätte. Sogleich übergab er mir den Stock. Aus Zuneigung folgte er mir in allem willig, und ich kann ihm keinen Vorwurf machen."

Ich überspringe einen langen Zeitraum, aus dem ich nichts anzumerken habe, um ihn als Professor in Erfurt wieder zu finden. Man hatte seinen Fehltritt in Leipzig durch satyrische Gemälde mit der Inschrift: Hier geh ich natürlich ein; nachmals werd' ich geistlich seyn! verewigt; aber

*) S. Bs Lebens-Beschr. von ihm selbst 1, 57.

aber er war itzt nicht mehr geistlich und bekleidete eine philosophische Professur. Auch ward sein Betragen noch weltlicher als da, wo ihn der Priesterrock noch in Schranken hielt. Der herrschende Ton in Erfurt war damals der des Cynismus, welchen der Statthalter v. Breitenbach angab. Nach ihm richtete sich Riedel, und die jungen Professoren mußten sich dann wieder nach dem Tone Riedels, der damals alles in allem galt, bequemen. Dieß ward Bahrdten nicht schwer. Er verschaffte sich in der Folge durch die Vermittlung Ernesti's, der ihm wohl wollte, und durch seines Vaters Geld, von Erlangen die theologische Doktorwürde. Als er nachher in Erfurt seine Inaugural-Disputation hielt, wählte er sich einen der liederlichsten Studenten, Namens Gleichmann, zum Respondenten, der weder vor noch nachher daran dachte, Theologie zu studiren. Eine Anzahl Studenten brachte dem Neo-Doktor eine Nachtmusik und überreichte ihm ein Gedicht. Sein betrunkner Respondent beleidigte einige junge Leute und betrug sich so wüthend, daß man ihm einen Stall in der Behausung des D. Bahrdt zum Nachtquartier anweisen mußte. Bald nachher versetzte B. sein Doktor-Diplom an Riedel, der ihm 300 Thlr. darauf borgte. B. löste es nie wieder ein. Als Riedel auf der Donau nach Wien

fuhr,

fahr, zerriſs ers und warf es in den Strom. "Bahrdt, ſagte er nachher, hat mir viel zu verdanken. Durch mich kam ſein Name wenigſtens bis ans ſchwarze Meer!" Während des Prozeſſes, den die Theologen in Erfurt, vornehmlich Schmidt, gegen B. führten, erfuhr er, daſs das eingeholte Wittenbergiſche Urtheil nicht zu ſeinem Vortheil ausfallen würde und beſchloſs ſofort es aufzufangen. Auſser dem Theologen Schmidt lebte noch ein anderer Profeſſor gleiches Namens in Erfurt, der bald darauf nach Gieſsen berufen wurde. Dieſen wuſste B. ſo in ſein Intereſſe zu ziehen, daſs er ihm ſeinen Namen zur Ausführung ſeines Vorhabens lieh; nun beſtach er den Briefträger, was etwa von Wittenberg einlaufen möchte, dieſem Schmid einzuhändigen. Das Gutachten kam an Schmid. Dieſer übergab es Bahrdten, der es ſogleich mit Gegenanmerkungen drucken lieſs. Der erſtaunte Prof. der Theologie wuſte den Betrug nicht eher inne, bis ihm ſein Gegner einen Abdruck des Gutachtens in die Hände ſpielte. Das K. Reichs-Oberpoſtamt nahm dieſe Defraudation ſehr übel, verfolgte den indeſs nach Gieſsen abgegangenen Prof. Schmid mit Requiſitorialien und nöthigte ihn wieder nach Erfurt zu kommen und den Betrug abzubitten. An ſeinem Gegner Schmid hörte B. nicht auf, Neckereyen auszuüben.

So

So schrieb er gewöhnlich in die Stammbücher der Studirenden die griechische Stelle aus dem Br. a. d. Timotheus: "der Schmidt (ὁ χαλκευς) hat mir viel Böses gethan" und schickte sie damit zum Professor Schmidt. Seine Heirathsversuche in Erfurt misslangen ihm durch eigene Schuld. Er stand eben im Begriff eine Wittwe zu heirathen, die wenigstens 10,000 Thlr. baares Geld besass. Mittlerweile reiste er nach Mühlhausen, fand dort die Wittwe Kühn hübsch und brachte sie als seine Gattin mit nach Erfurt. Es fehlte ihm an Betten und er entlehnte welche von seiner präsumtiven Braut, die seine Verheirathung erst einige Tage nachher erfuhr und die er zur Dankbarkeit viele Jahre hernach in seiner Lebensbeschreibung ohne die mindeste Veranlassung an den Pranger stellte.

B. war in Erfurt schon in so üblen Geruch der Ketzerey gekommen, dass die Universität zu Giessen seinen Ruf dorthin mit allen Kräften zu hintertreiben suchte. Da die gemachten Vorstellungen nichts wirken wollten, liess Prof. Böhm, ein Freund des D. Benner, die Kirchen-Aeltesten an der Giessner Stadtkirche kommen und bewog sie bey dem Landgrafen zu bitten, dass Bahrdt nicht als Prediger berufen werden möge. Diese Bitte fand zwar kein Gehör, aber B.

ward

ward Böhms abgesagter Feind, so lange er in Giessen war.*). B. hatte seine Antrittspredigt in Giessen darauf eingerichtet, die gegen ihn eingenommene Bürgerschaft umzustimmen, und ob sie gleich nicht die wundersamen Wirkungen hervorbrachte, die B. (2, 247 ff.) rühmt, so gefiel sie doch, weil B. darin ein völlig orthodoxes Glaubensbekenntniss ablegte und sie mit vieler Beredsamkeit hielt. Die Bürger sagten: das ist ein grosser Redner und kein so schlimmer Ketzer als man geglaubt hat! Ueberhaupt fanden seine Predigten in Giessen Beyfall, 1) weil er meistens Hauptsätze wählte, die nicht gemein und abgedroschen waren; 2) weil er die Predigten nicht memorirte, sondern nur eine ausführliche Disposition entwarf, worüber er frey aus dem Kopfe sprach, so dass sein Vortrag dadurch populärer und lebhafter wurde. 3) Weil er gut deklamirte. Er hatte zwar etwas von dem breiten Leipziger Accent, aber dennoch war seine Aussprache weniger fehlerhaft. Die Gebete trug er im Tone der innigsten Empfindung vor. 4) Weil er die Zeitumstände und Geschichte des Ta-

*) Demungeachtet sagt B. in seiner Lebensbeschr. II, 167 "Sehr war dem D. Benner auch der Prof. Böhme ergeben, der sich aber nie von ihm zur Feindseligkeit gegen mich verleiten liess."

Tages auf sehr gute Art zu benutzen und einzuflechten wuſste. 5) Weil er mitunter den Theologen Stiche gab, die man denn immer auf seinen Todtfeind, den D. Benner, zog. So fing er z. B. eine Passionspredigt an: "Meine Freunde, ich zeige euch heute unsern Heiland in den Händen seiner grimmigsten Feinde. Und wer waren diese Feinde? Ich schäme mich, daſs ich es sagen muſs, es waren Geistliche, und noch dazu solche, die in dem Rufe einer besondern Rechtgläubigkeit standen; es waren die Pharisäer." 6) Weil er zuweilen sehr orthodox predigte, allezeit aber die Heterodoxie künstlich versteckte. So hielt er z. B. eine Predigt über die Ewigkeit der Höllenstrafen, worin er diese mit allen möglichen Gründen erwies. Nur am Ende sagte er, er müsse gestehen, daſs in Stunden, wo er über die unendliche Liebe Gottes nachdenke, und das Gefühl derselben bey ihm recht lebhaft werde, er sich die Hoffnung einer dereinstigen Begnadigung nicht ganz verwehren könne. Diese Predigt ist mit in einer seiner Predigtsammlungen abgedruckt. — Einst kam Graf Zech, Churſächs. Subdelegatus bey der Kammergerichts-Visitation zu Wetzlar, nach Giesen, um B. zu hören. Er war entzückt über die Predigt und machte B. einen Besuch. Nach einigen Gesprächen bot B. dem Grafen eine Partie

L'Hom-

L'Hombre an. Der Graf, ein ſehr religiöſer Mann, nahm dieſs ſehr übel, da er es nicht nur für unſchicklich für einen Prediger hielt, ſondern es auch ganz gegen den guten Ton war, einem Manne von Stande bey der erſten Viſite ein Spiel anzubieten. — Die erſten Vorleſungen in Gieſsen kündigte B. über Baiers Dogmatik und Benners Moral an. Daſs in dieſen manche Spöttereyen über Sachen und Autoren einfloſſen, läſst ſich denken. Inſonderheit erzählte man, daſs B. einmal geſagt habe: Der Hr. Autor (D. Benner), für den ich ſonſt alle Hochachtung habe, — hierbey habe er ſich geräuspert und ausgeſpeien — hat ſich geirrt. Ein vertauter Freund in Gieſsen, Baumer, von dem er rühmt, daſs er ihm die Schuppen der Orthodoxie ganz von den Augen genommen habe, war vorher Landprediger in Thüringen geweſen, hatte aber nachher Medicin ſtudirt. Er ward Profeſſor in Erfurt, und kam von da nach Gieſsen. Baumers freyer, geſellſchaftlicher Ton, ſein Sinn für Wein und Luſtigkeit, verband ihn bald mit Bahrdt. Bey der Weinflaſche mögen ſie dann auch wohl oft über die Dogmatik geſpottet haben. Kaufmann Heuſer, deſſen B. in ſeiner Lebensbeſchr. gedenkt, und den der Soldat Lauckhardt, der Verf. der Briefe eines Pfälzers, über Bs Leben, ſo

ſehr

sehr mißhandelt hat, ist ein sehr verständiger, ehrlicher und wohlhabender Mann. Er legte seinen Weinhandel in Frankfurt nieder und kaufte sich in Giessen einen Garten mit einigen Häusern; in dem einen wohnte er, das andere gab er eine Zeitlang Bahrdten ein. Er erzeigte diesem überdiess viele Wohlthaten; liess ihm z. B. ansehnliche Geldsummen auf der Post zugehen ohne sich zu nennen, ward aber zuletzt über Bs Charackter aufgeklärt und machte sich von ihm los. Als über B. in Giessen eine Inquisition beschlossen war, welche der Geh. Rath v. Moser in Darmstadt betrieb, kam zum Glück der Ruf nach Marschlins. B. machte also eine Vorstellung an das Geh. Raths-Collegium in Darmstadt, die sich anfing: "Wenn alles zum Sturm bereit ist, sendet die Vorsehung den Entsatz." Nun machte er die ausschweifendsten Forderungen, z. B. dass er lesen und schreiben dürfe, was er wolle; dass Niemand im Darmstädtischen gegen ihn schreiben, kein Verleger etwas gegen ihn Geschriebenes verlegen solle; dass er die Anwartschaft auf die erste erledigte Superintendenten-Stelle haben solle etc., oder, wo man ihm das alles nicht bewilligte, den Abschied. Diesen erhielt er. Die Geschichte seiner Abreise aus Giessen ist nirgends richtig erzählt. B. machte Bekanntschaft mit dem Superintendenten Adol-

phi in Lich. Er ſprach dieſen um ein Darlehen an. Adolphi gab ihm ſtatt deſſen einen Beutel mit Medaillen (nicht Münzkabinet): B. verpfändete den Beutel bey dem Poſtmeiſter Kempf und erhielt einige 100 fl. darauf. Als man hörte, daſs B. Gieſsen verlaſſen wollte, wurde der Poſtmeiſter und der Eigenthümer einer Apotheke, an welchem B. eine nicht ſehr beträchtliche Summe für Arzney ſchuldig war, aufmerkſam. B. aber lieſs ihnen ſagen, er werde morgen bey ihnen Abſchied nehmen, und ſeine Schulden abtragen. Statt deſſen fuhr er noch denſelben Tag gegen Abend mit einer Miethkutſche weg. Die genannten zwey Gläubiger erfuhren dieſs und unwillig über Bs Lüge (der Eigenthümer der Apotheke wenigſtens hätte ihm gern die Schuld erlaſſen, wenn er ihn darum erſucht hätte) gaben ſie ſogleich einigen Freunden in Butzbach Auftrag, B. anhalten zu laſſen. B. war in groſser Verlegenheit, weil er kaum ſo viel Geld bey ſich hatte, um damit bis nach Marſchlinz zu kommen. Des Poſtmeiſters Kommiſſionär hatte den Beutel mit Medaillen bey ſich, und B. wuſste die Wittwe des Metropolitan Herrnbrod in Butzbach zu bewegen, ihm auf dieſs Pfand ſo viel Geld zu borgen, daſs der Poſtmeiſter und die Apotheker-Schuld bezahlt werden konnte. — Seinen Charakter hatte B. in Gieſsen

noch

noch auf eine andere Art verdächtig gemacht. Die Universität liefs einige Jahre hindurch ihren Lections Catalog in die Frankfurter gel. Zeitungen einrücken. B. nahm als Redakteur dieser Zeitungen die Druckgebühren vom Rechner der Akademie alle halbe Jahre ein; quitirte darüber, sandte aber das Geld nicht an den Verleger, Hofr. Deinet. Nach Bs. Abgang forderte Deinet die sämmtlichen rückständigen Gebühren. Der Rechner antwortete, dafs B. sie jedesmal empfangen und Quitung darüber ausgestellt habe. Deinet schreibt voll Zorn an B. und fordert das Geld. Dieser antwortet: "Ich habe die Druckgebühren nicht erhalten, und wenn sich Quitungen mit meinem Namen vorfinden, so hat sie ein falscher Freund in Giefsen ausgestellt, der indessen doch zu gut ist, als dafs ich ihn an einen Deinet verrathen möchte." Deinet soll diese Geschichte in den gel. Zeitungen bekannt gemacht haben. Es hatte gar wenig Wahrscheinlichkeit, dafs Jemand in Giefsen um einiger Gulden willen 5—6mal sollte gewagt haben, falsche Quitungen in Bs Namen zu schreiben.

Die Geschichte seiner ersten Bekanntschaft mit Hrn. v. Salis und seiner ersten Auftritte in Marschlinz findet sich im Jahrg. 75 oder 76 der Frankfurter gel. Zeitungen. Der

von ihm so unwürdig behandelte Salis wird fast allgemein für einen von Geist und Charakter sehr vorzüglichen Mann gehalten; dagegen wird in einer Reise von Mainz nach Cölln 1795 D. Bahrdt in Marschlins S. 83 ff. wegen seiner Prahlsucht, Liederlichkeit, Projektmacherey, Unthätigkeit und Luckerey in kein vortheilhaftes Licht gestellt, wiewohl einige Leidenschaftlichkeit aus diesem Aufsatze hervorleuchtet. Genug, die Unzufriedenheit des Hrn. v. Salis war ohne Zweifel von Bs Seite verdient, und sie stieg nach einer eignen Erzählung des Hrn. v. Salis durch folgendes aufs höchste. B. hatte den Hrn. v. S. verschiedenemale um Empfehlung für junge Dienstmädchen nach Venedig ersucht und sie erhalten. Als S. hierauf selbst einmal nach Venedig kam, wurde er einst damit aufgezogen, dass er seine Hetären den Venetianern schwanger zuschicke. Der gutmüthige B. hatte vermuthlich aus Mitleid des Hrn. v. S. Credit gebraucht, um jene Dirnen, die einen Fehltritt gethan hatten, nach Italien auf die Seite zu schaffen! Der Philanthropinische Erziehungsplan oder Nachrichten von dem Philanthropin zu Marschlins, Frft. 1776. 8. war wohl das Schätzbarste, was B. in Marschlins lieferte. Es lagen Basedows Schriften und Ideen zum Grunde; es herrschte darin der Geist und Ton

der

der damals alles umschaffenden und bessern sollenden Philanthropine; allein es waren doch im Ganzen sehr gesunde, verständige und durchdachte pädagogische Grundsätze darin niedergelegt; es enthielt vorzüglich viel Gutes über Sokratik, über sittliche Bildung, über Gymnastik und überhaupt über Spiele aller Art. Um die Zeit, da dieses Werk geschrieben wurde, trug sich B., unzufrieden mit seiner dortigen abhängigen Lage, mit dem grosen Gedanken, ein allgemeines Erziehungshaus der Deutschen zu errichten, das er in Erfurt gründen wollte. Er warf diese Idee zuerst in einem Briefe an seinen treuen Freund Meusel in Erfurt hin, der Bn. zu sehr charakterisirt, als dass er nicht hier aufbewahrt zu werden verdiente. Er schrieb von Marschlinz d. 4. Jan. 76. "Dank von Grund der Seele für deinen Brief, mein geliebtester Herzensfreund! — O wie erquickend in meinem Winkel, wenn ich einmal einen Laut aus Deutschland höre: — ich, der ich so abgelegen wohnen muss, dass die ganze alte Welt für mich todt zu seyn scheint. Du willst ohne Schminke — was lesen. Hab ich je mit Schminke dir was gesagt? Hab ich mich je so erniedrigt, die heiligsten Rechte der Freundschaft so zu entweihen? O du weisst nicht, wie meine Seele an dir hängt, wie innig ich dich liebe, wie theuer, wie verehrungswür-

dig mir dein so oft erprobtes redliches Herz ist. Wie mirs itzt geht? Der Henker mag bestimmt antworten. Gut — wenn leben, gesund seyn, Muth haben wie ein Löwe, essen und trinken wie ein Scheundrescher, schlafen wie ein Ratz, und K..... machen wie ein — was weiss ich —, gut leben heisst. Schlecht, wenn in schrecklicher Einsamkeit leben, Sklav seyn, in einem verengten Wirkungskreise stecken, von allem literärischen Commercio ausgeschlossen seyn, von Politikern und jüdischen Menschen umringt seyn, schlecht leben heisst. Nun weisst du's ja ohne Schminke, wie ich lebe. Aber du hast nicht gefragt, wie ich leben werde? Das will ich dir sagen. Bald näher bey dir seyn — dir zeigen können, dass es immer mein einzi- Wunsch war, dir deine Freundschaft thätig zu verdanken — ich erliege unter dem frohen Gedanken. Kannst du beten, mein Geliebter, so bete, dass Gott es segne, das gröfste Unternehmen, das je die Sonne beschien! Ein bischen deutlicher will ich reden, aber du musst reinen Mund halten. "Ein allgemeines Erziehungs-Haus der Deutschen" denke dir, nahe bey Erfurt; und da mich, dich und mehr solche gute Menschenseelen vereint. Aber nun kein Wort weiter. — Aber zweyerley bitt' ich dich: 1) Frage Wielanden von ferne, aber schleunigst, ob

ob es, wenn ein Erziehungs-Collegium errichtet würde, sich entschliessen will, Mitglied zu seyn, und durch Rath und schriftliche Gutachten ein so wichtiges Wesen zu unterstützen, und seine grossen Einsichten, wenigstens zum Theil für das Erziehungswesen zu verwenden. 2) Erkundige dich doch, wem der Steiger gehört, und ob man sich da ankaufen kann, um ein Erziehungshaus da aufzubauen! Sobald mein Marschlinzer Plan abgedruckt ist, wirst du mehr von jenem grossen Vorhaben gedruckt und mit Erstaunen lesen." — Der Ruf nach Dürkheim gab Bs Planen bald hernach eine andere Richtung. Er schrieb den 15. April 76. an seinen Freund voll Begeisterung: "Frisch, liebstes Seelenbrüderchen, nimm deinen Zeitungskiel und schreib: "" Wehe dir, Michaelis und Götz! Er kömmt nach Deutschland zurück — als Generalsuperintendent über die sämmtlichen Gräfl. Leiningen-Dagsburgischen Lande, als Conf. Rath, Scholarch und erster Stadtpfarrer zu Dürkheim. Wir meynen, mögts glauben oder nicht, den H. D. Carl Friedr. Bahrdt, der heil. Schrift Doctor und seitherigen Director des Philanthropins zu Marschlins. Mit dem Willen etwas Gutes für die Menschheit zu stiften und in Bündten ein Philanthropin anzulegen, verliess er sein Vaterland, und mit der Ehre,

dieſs wichtige Inſtitut gegründet zu haben, kehret er zurück — mit neu geſammelten Kenntniſſen und Erfahrungen zum Beſten ſeines Vaterlandes zu wuchern. Seine Abreiſe iſt auf den letzten Julius feſtgeſetzt.“ Die Vocation mit einem Gehalt von 1000 Rthlrn. habe ich geſtern unvermuthet und ungeſucht erhalten, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrage, meine erlangten Einſichten im Schul- und Erziehungs-Weſen zum Beſten der Leiningiſchen Lande (unter denen 50 Pfarreyen begriffen ſind) anzuwenden. Gott ſey gelobt, der ſeinen Knecht noch für ſein Vaterland nutzbar machen will! mögen die ſchäumen und ſchelten, die vor kurzem zu mir ſagten: wo iſt nun dein Gott?“ —

Im J. 76 ging B. nach Dürkheim; im J. 77. errichtete er mit groſsem Geräuſch ſein Philanthropin in Heidesheim. Da er ſich von iezt an mehr mit den Angelegenheiten ſeines Erziehungs-Hauſes, als mit ſeinem Superintendur-Geſchäften befaſste, auch die meiſte Zeit in Heidesheim zubrachte, ſo übertrug er die Paſtoral-Geſchäfte dem Frühprediger Schöll, der auſser freyer Wohnung in der Superintendur keine Belohnung dafür von B. erhielt, vielmehr an B. für Wein und Frucht einen beträchtlichen Verluſt erlitt. Seine Sonntags-Predigten warf er zu Dürkheim ab, doch lieſs er auch

zu Zeiten seine Heidelbergischen Professoren für sich predigen. Im Anfang des May im J. 77 wurde das Philanthropin eingeweiht. B. hielt eine Rede, worin er zu beweisen suchte, dass feinerer oder gröberer Eigennutz die bewegende Ursache von allem Dichten und Trachten der Menschen sey, und davon den Übergang auf die Jugend machte, welche einzig durch Belohnungen zur Erfüllung ihrer Pflichten könnte und müsste gebracht werden! "Ich verdenke es auch keinem Menschen, setzte er hinzu, wenn er seine Handlungen nur nach Eigennutz einrichtet. Macht doch unser Gott es selbst so!" Eine unverschleyerte Schilderung des tumultuarischen Festes und der dabey vorgefallenen Unordnungen steht in der Reise v. Mainz nach Köln, zweyte Beylage S. 130 ff. In der Errichtung dieser Anstalt hatte sich B., wie bey allen seinen Unternehmungen, übereilt; daher die üblen Folgen, dass, als die Lectionen ihren Anfang nehmen sollten, grosse Unordnung und Verwirrung herrschte. Es fehlte fast auf allen Seiten; die Kinder bekamen nicht zur rechten Zeit ihre Uniformen; die Oekonomie war noch nicht in gehörigem Stande; Schulbücher, Landkarten fehlten. Gleich nach der Einweihung reiste B. nach Dürkheim, und die sich selbst überlassenen Professoren geriethen aus Mangel an Ober-Aufsicht

übrigen Lehrern beſprechen. —
Schreib - Materialien, die in den
gebraucht worden, ſoll der Lehrer
Verwahrung haben, und mitnehm
die Lection aus iſt, und wiederbring
ſie wieder gehalten wird. — 6) J
rer ſoll ſich das gedruckte Geſetzbuc
machen, um von künftigem Mon
Verordnung wegen der Billets gen
folgen.

Von der Sitten - und Tug
Bildung.

Hier, Freunde! ſiehts noch fürc
aus. Hier liegen wir bey der gan
barſchaft in der tiefſten Schande. D
ſelbſt ſollen Muſter der Kinder werd
ſinds noch nicht. Ich muſs es alſo
ſetz machen, daſs ſie es werden;
muſs mich meines Rechts bedienen,
den entlaſſen, der es nicht werden k
will.

1) Jeder Lehrer iſt gehalten, zur
mahlzeit ſo reinlich und propre zu
als es immer möglich iſt; bis Mittag
laubt im Negligée zu ſeyn. — 2) J
rer ſoll ſein Zimmer ſo ſchön und fa
ten als ein Viſiten- Zimmer, er woh
oder bey Schülern, und der Inſpector

Lehr - Zimmer gleich der Schüler - Zimmer täglich visitiren, und die Unreinlichen mir anzeigen. — 3) Kein Lehrer soll sich mit irgend einer Person im Schlosse, am wenigsten mit seinen Collegen, in Gegenwart eines Eleven zanken. Wer diese Gräuel ein einzigmal begeht, ist *eo ipso* verabschiedet. — 4) Die Lehrer sollen sich im Angesicht der Schüler, besonders bey Tische, der feinsten Sitten befleisigen, und äusserlich einander mit Achtung begegnen, die mit Merkmalen der herzlichsten Freundschaft vermischt seyn muss; wenigstens zum Schein; obgleich nie wahres Philanthropin seyn wird, wenn nicht unter uns allgemeine Bruderverbindung entsteht. 5) Die Lehrer, so wenig als der Inspector, sollen sich je den Anschein des Trunks oder einen pöbelhaften schmutzigen Scherz zu Schulden kommen lassen. — 6) Wenn etwas aus unserm Philanthropin werden soll, so müssen die Lehrer nicht für sich, sondern für die Zöglinge leben. Sie müssen sie als ihre eigene Kinder ansehen. Man muss es ihnen ansehen, dass sie mit Christussinn Kinderfreunde sind. Sie müssen ihr Vergnügen an Conversation mit den Eleven finden. Jeder muss sich einige zu seinen Vertrauten wählen, ihr Herz zu gewinnen, ihr Innerstes zu studieren und an der Bildung ihrer Seele mit dem Eifer des wärmsten Freundes zu arbeiten suchen. —

chen — Jeder Lehrer muſs ein Jo
ben, wo er ſich alles ſogleich notir
an Kindern beobachtet — es ſey G
Fehlerhaftes, und dieſes Journal alle
an den Curator zur Einſicht über
8) Jeder Lehrer muſs auf alle T
Schritte der Kinder achten, und j
lerhafte, das er ſieht, mit Liebe
und das Kind vornehmen, auch üb
Gründe beyfügen, warum er das o
für fehlerhaft halte. Der Inſpector
gere Aufſicht halten, als bisher geſch
Er ſoll nichts ungeahndet laſſen. S
Favoriten haben, die er ſchont, und
bige, die er mit partheyischer Stren
tigt. — 10) Was die Aufſicht in d
ſtunden anbetrifft, ſo ſollen ſie die L
dem Inſpector theilen. Sonntags ſo
anweſende Lehrer die Kinder zu un
ſuchen. Dieſe Mitaufſicht ſoll aber
ſtehen, daſs der Inſpector mit ſeiner
lehern die Eleven gleich nach den
½ auf 6 Uhr in Empfang nimmt, u
Kinder was wollen wir machen? N
theilen ſich die Schüler in Parthien,
gelſchieben, Promenade, oder zu was
len, und mit jeder Parthie geht ein
Fällt zuweilen eine aus, ſo iſts denn
auf ſein Zimmer zu gehen, wenn ihn n
Herr ſelbſt treibt, unter ſeinen Kin

bleiben. Und dieſs Recht ſoll doch alternative gebraucht werden. Der Inſpector muſs alſo davor ſtehen, daſs kein Eleve ohne Aufſicht iſt. Vor und nach der Mittagsmahlzeit iſt der Inſpector allein Aufſeher nebſt den Herren Candidaten. — 11) Die Aufſeher müſſen, ſo wie in den Lehrſtunden, alle Ungezogenheiten erſt erinnern, und wenns nicht hilft, notiren. Dies iſt heiliges Geſetz. Wer überführt werden kann, daſs er etwas nicht notirt habe, muſs ſich gefallen laſſen, von mir disgouſtirt zu werden. Ich will lieber einen Freund verlieren, als durch meine Schuld meine Kinder vernachläſsigen und vor der Welt zum Lügner werden. — 12) Nichts ſoll auf der Stelle beſtraft werden, als grobe und boshafte Widerſetzlichkeit. Da erfolgt Stuben-Arreſt, auf gemeinſame Berathſchlagung. — 13) Alles was in Lections- und Spielſtunden notirt worden, ſoll im Senat vorgetragen werden. — 14) Senat wird gehalten jedesmal in der Stunde, wenn der Curator kommt. Das ſoll die fürchterliche Stunde heiſsen. So wie er kommt, ſoll der Pförtner ſcharf und lange läuten. Alles was iſt, wenn es auch Lection wäre, wird unterbrochen. Der Inſpector eilt, die Zöglinge ſogleich in den Speiſeſaal zu verſammeln, und ſitzen zu heiſsen. Die Maitres bleiben in dem Speiſeſaal und ſprechen kein Wort. Curator und Lehrer gehen in das

Zeichen-Zimmer und nun wird Lob und Tadel angebracht. Über wichtige Sachen werden Zeugniſſe der Schüler angehört. Zuletzt gehen die Lehrer mit dem Curator in den Speiſeſaal und publiciren das Protocoll. — 15) Der Inſpector ſoll ſorgen, daſs nicht länger als ½ Stunden geſpeiſet werde, und alle Lehrer mit ihm darauf ſehen, daſs die Kinder keine üble Sitten annehmen — z. B. ſich mit beyden Armen auflegen — welches ich auch an Lehrern ſelbſt noch täglich bemerke. — 16) Inſpector und Lehrer ſollen vom Sonntage an die Franzöſiſchen Sprachtage mit äuſſerſter Strenge halten. Es ſollen Inſpectoren ſeyn, welche Lehrer und Schüler notiren. Jede Übertretung koſtet den Lehrer 1 Kreuzer, den Schüler 1 Pfennig. Aber ich wollte nicht, daſs Lehrer die Strafe gering achten. Sie ſollen mit ſichtbarem Eifer ob dem Geſetze halten, und ihre Freude daran finden und den Kindern forthelfen. — 17) Kein Lehrer ſoll ohne Vorwiſſen des Curators auſser dem Philanthropin über Nacht ſeyn. Wer nicht Ordnung halten und für das Philanthropin leben will, iſt nicht unſer Mann. — 18) Kein Lehrer ſoll Toback rauchen auf den Schlafhäuſern, auch nicht im Speiſeſaal, wenn Geſellſchaft da iſt. — 19) Lehrer ſollen die Gäſte entreteniren, und auch hierin die Ehre des Inſtituts behaupten. — 20) Jeder Leh-

rer liefert wöchentlich 5 schriftliche Pieçen an den Secretair, der sie zur Unterhaltung über Tische vorlesen soll. — 21) Jeder Lehrer soll pünktlich beym Gebet erscheinen. Alle diese Gesetze sind unabänderlich heilig, und ich bezeuge vor Gott, dass ich fest entschlossen bin, diesen Gesetzen alle Freundschaft aufzuopfern, wenn sie nicht gehalten werden. Wer nicht will, versehe sich einer schnellen und unvermutheten Trennung."

Man sieht aus dieser autentischen Erklärung des Stifters, dass die bösen Gerüchte, welche gleich vom Anfang an über diese Anstalt ergingen, nichts weniger als ungegründet oder übertrieben waren. Ungefähr einen Monat nach jenen von B. mit spartanischer Strenge eingeführten Gesetzen wurde pünktlicher über Ordnung gehalten, dann aber verfiel alles wieder nach und nach in die vorige Unordnung. Wenn B. einerseits bisweilen äusserst strenge, vielleicht despotisch gegen seine Professoren verfuhr, von denen freylich die Mehrheit keine liberalere Behandlung zu verdienen schien, so hatte er auf der andern Seite zu viel Nachsicht und Geduld mit mehrern dieser Unwürdigen, ja er versah es darin, dass er oft zu sehr im Tone eines Kameraden mit ihnen umging, und ihnen selbst zu viele

Blöſen gab. Indeſs ſieht man ſchon aus dem obigen Aufſatze ſoviel, daſs B. doch nicht unthätig war, der Anſtalt eine gute Einrichtung zu geben, und daſs ihm die Erziehung der Kinder, wenn auch aus eigennützigen Triebfedern, am Herzen lag. Unter andern nützlichen Einrichtungen, die er machte, rühmt man, daſs die Gerichts- und Senats-Tage, die im 10ten Abſchnitt des philanthropiniſchen Erziehungs-Plans beſchrieben worden, von recht groſsem Seegen geweſen ſind. Was die dortigen Leibesübungen anbetrifft, ſo giebt ein ehemaliger Zögling der Anſtalt folgende Auskunft: "Künſtliche Übungen wurden in Heidesheim wenige gehalten. Man überlieſs die Zöglinge der lieben Natur. Ein groſser Garten diente zum Gehen und Laufen; ein Schloſsgraben zum Fahren auf dem Kahn und mit Schlittſchuhen. Auſserdem war im Schloſshofe eine Maſchine zu einem Carrouſel. Das war unſere Gymnaſtik." Nur ſchade, daſs ſich B. durch zu viele Nebendinge zerſtreute und allerley Spekulationen machte, wovon einige zu ſeinem Vortheil, andere zu ſeinem Nachtheil gereichten. So machte er in ſeinen Heidesheimer Intelligenz-Blättern bekannt, daſs er *Leyſeri Meditationes ad Pandectas*, eilf Bände in 4., nachdrucken und den Vorausbezahlenden für 11 Fl. überlaſſen wolle. Das ganze Werk ſollte

sollte in Zeit eines halben Jahres fertig seyn. So augenscheinlich es war, dass man 11 starke Quartbände wedem in so kurzer Zeit drucken noch um 11 Fl. geben könne: so liessen sich doch manche Leute bethören, schickten ihre Carolins und erhielten nichts. Gegel druckte zwar den Leyser, aber wer ihn haben wollte, musste ihn diesem bezahlen.

Ungefähr in diese Zeit fällt eine Geschichte, die zwar Bs. Unehre verkündigt, aber darum, weil sie mit vielen gehässigen Zusätzen verbreitet worden ist, der Wahrheit gemäss erzählt zu werden verdient. Ein Wahrheitsfreund, der seel. Pfarrer Böhme in Heidelberg, mag sie selbst in seiner eignen Art sich auszudrücken erzählen: "Dass einst eine Dienstmagd des Heidesheimer Philanthropins aus Bs Lenden eine Ambe gezogen und mit 2 Mädchen niedergekommen ist, die erst zu Hochspeyer, dann zu Worms in der Kost waren, hat seine Richtigkeit. Jene Person war übrigens brav und ehrlich und ihrem Herrn mit treuem Dienst ergeben. Nach Bs Entfernung von Heidesheim sprach ich sie bey einem meiner Freunde, der mit B. über ihre Bedürfnisse korrespondirte. Merkwürdig ist es, dass sie sich nie über B. beklagte, ihn immer nur bedauerte, ob er gleich nicht mehr im Stande war, sie nach Gerechtigkeit zu ent-

ſchädigen; denn er und ſie waren itzt ſehr arm. Es war überaus rührend, von ihr die Worte zu hören: Es iſt wahr, der Doktor hat mich ſehr unglücklich gemacht: aber Gott weiſs, er war doch ein braver Mann. Wenn ihn Gott nur ſo glücklich machte, daſs er mir etwas weniges für meine armen Kinder ſchicken könnte! — Nun er that auch was er konnte. Bey ſeiner ſchwarzen Armuth, die er anfänglich in Halle litt, ſchickte er ihr doch was er erübrigen konnte!"*)

Als

*) Die Schickſale dieſer Bahrdtiſchen Zwillinge ſind zu rührend, als daſs die Erzählung derſelben an dieſer Stelle nicht ſollte gerne geſehen werden. Ein kinderloſer Schuhmacher, Namens Schüler in Hochſpeyer übernahm die Verpflegung beider Kinder und bekam 50 Fl. vorausbezahlt. Da er mit ſeiner Frau ſehr viel Freude an ihnen hatte und ſie mit der gröſsten Sorgfalt verpflegte: ſo trat der Kloſterheiningiſche Schaffner Graf in Grünſtadt, ein Vertrauter Bs, ein cynikſcher, ausſchweifender Menſch mit dem Schuhmaher in Unterhandlung und bot eine gewiſſe Summe, wenn dieſer die ganze Erziehung der Kinder übernehmen wollte. Der Schuſter verſtand ſich endlich dazu, gegen eine unbedeutende Summe die Kinder zu behalten. Da er

über

Als B. im Spätherbst des J. 77, um seinem Philanthropin aufzuhelfen, das schon zu sinken anfing, eine Reise nach Holland und England machen wollte, fehlte es ihm an Geld dazu. Der Kammerrath Schellenberg

aber gar kein Geld bekommen konnte, sah er sich genöthigt, die Kinder, wie sie 2 Jahr alt waren, abzugeben. Da ihm die Trennung von ihnen so schmerzlich fiel, so erkundigte er sich noch oft mit Theilnahme nach ihnen. Auf einmal waren sie verschwunden. Wo er nun auswärts hinkam forschte er nach ihnen und suchte sie unter Kindern auf. Endlich kommt er im Dorfe Offstein zu einem Krämer. Ein Kind ruft ihm zu aller Verwunderung entgegen. Er erkennt es voll Freude für sein ehemaliges Pflegekind und hört, dass es vor kurzem zur Nachtzeit bey kalter Witterung vor die Thüre des dasigen katholischen Geistlichen ausgesetzt worden und dass man es dem Krämer zur Verpflegung übergeben. Wie er nach Worms kommt, erfährt er, dass auch da vor kurzem ein bey kalter Nacht ausgesetztes Kind gefunden und dem Stadtwachtmeister übergeben worden. Er geht dorthin, entdeckt in dem Findling den zweyten seiner Pfleglinge und zeigt es dem Magistrat an, der das Kind ins Hospital bringen läßt. In der

berg, der, wie die andern Mitglieder der ökonomischen Gesellschaft um diese Reise wusste und sie genehmigte, gab ihm also Anweisung auf den Juden Löw Bär Isaak in Frankfurt, von dem auch B. dieser Anweisung zufolge, equipirt wurde und Reisegeld erhielt. In der Folge musste Schellenberg, auf dessen Anweisung der Jude gehandelt hatte, alles bezahlen. Dies ist die zuverlässigste und einfachste Auflösung jenes Romans in Bs eigner Lebensbeschreibung, dessen Auflösung in der Allg. deutsch. Bibliothek (S. Nekrolog Leben Bs S. 170. ff.) wohl auf einem Misverständnisse beruht, das hernach aufgeklärt werden wird. Der Jude wird nun ein blosser Handelsmann und die grosse Unwahrscheinlichkeit, dass B. sich mit 2 Fl. 50 Xr. auf eine solche Reise begeben hätte, fällt weg. Warum hätte B. nach Frankfurt reisen sollen, das ihm ausser dem Wege lag, wenn er nicht dort hätte Geld heben wollen? Unterdess muss man

Folge hat die Mutter beyde Kinder mit nach Neustadt genommen, wohin sie in Dienste gegangen ist. An der Aussetzung hat B. gewiss keinen unmittelbaren Antheil gehabt; er war damals, als sie geschah, schon in Halle; aber da er vermuthlich kein Geld zur Ernährung der Kinder schickte, hat er doch wohl Anlass zu jener Unthat gegeben!

man Bn die Ehre laſſen, ſeine Dichtung ſehr wahrſcheinlich gemacht zu haben, wenn man folgende merkwürdige Angaben über den Character jenes Israeliten und ſeine Art Geſchäfte zu machen, aus dem N. T. Merkur 95. St. 6. N. 4. damit zuſammenhält. Löw Bär Iſaak, wird dort erzählt, iſt vor 10—12 Jahren geſtorben. Er war Heſſen-Darmſtädt. und Heſſen-Homburgiſcher Hofagent, und ſtand mit den gröſsten Handelshäuſern in Geſchäften; ſein Sohn Iſaak Löw Bär, handelt noch itzt mit ſeinen Söhnen zu Frankfurt. Der alte war ein offenherziger, redlicher und bisweilen bis zur Groſsmuth dienſtfertiger Mann. Er behandelte das Geſchäft, Gelder in mäſsigen Summen aufs Ungewiſſe auszuleihen, methodiſch, beſtimmte dazu ein ordentliches Capital, pflegte aber gewöhnlich eine Summe, die Jemand lieh, nur zum Theil im Geld, zum Theil in Juwelen auszuzahlen, welche er ſo ziemlich hoch anbrachte und wodurch er doch im Ganzen gewann, wenn er auch manche Summen Geldes verlor. — Eben daſelbſt wird eine Angabe Bs gerechtfertigt und beſtätigt: "Man läugnet Bn ab, daſs ein Ungariſcher Magnat von ihm ein Lehrbuch für die proteſtantiſche Jugend in Ungarn hat wollen verfertigen laſſen. Nichts iſt gewiſſer. Der Magnat lebt noch zu Atſa, 5 Meilen von Peſt, heiſst Gabriel Frhr. v.

Pronay, Obergespann des Gömör
tats. Sein Sekretär, den er deswege
schickte, hiefs Christian Gotthelf H
hürtig von Zerbst." Die Geschichte
Kanonikus Rediger, der Bn. in M
katholischen Glauben bekehren wo
auch in den Heidesh. Intell. Blätter
worden.

Den 1. Febr. 78 kam B. von sei
in Heilsheim wieder an und brach
linge mit, worunter 2 von Londo
Amsterdam, 3 von Cleve und 1 aus
waren. In seiner Abwesenheit wa
cherley Unordnungen vorgegangen.
te neue Gesetze geben, und sah sich
auf genöthigt, sehr ernst und scharf m
Professoren in einem Cirkulare zu
das sich so anfängt: "Ich habe mich
durch Unordnungen zu Härte und U
verleiten lassen. Aber Pflicht und
nöthigen mich, ihnen zu sagen, dafs
die unlängst bekannt gemachten und
nen unterzeichneten Gesetze von itz
wachsam seyn werde, als es mir die
den habende Gewalt möglich macht
hatte vernommen, dafs während sei
wesenheit unter einigen Zöglingen da
der O. entdeckt worden. Er versamm
wegen den vollen Senat, machte eine

feyerlichen Apparat, liefs die Zöglinge erscheinen, nahm eine recht wehmüthige Mine, Ton und Stimme an, und redete ungefähr folgendermafsen zu ihnen: "Ich habe seit meiner Zurückkunft manches Unangenehme hören müssen, das sich während meiner Abwesenheit zugetragen hat, aber nichts, das mir so aufserordentlichen Kummer macht, und mein Herz mit solcher Wehmuth erfüllt — hier drehte er den Kopf auf die Seite und wischte sich eine Thräne aus dem Auge — als dasjenige, was ich von euch habe hören müssen" u. s. w. Er war gleich stark in der Mimik wie in der Deklamation. B. war bekanntlich seiner Übersetzung des N. T. wegen vom Reichs-Hofrath von seinen geistlichen Aemtern suspendirt worden und erfuhr dieses, als er eben von seiner Reise zurükkehrte. In diesem Gedränge reifte er nach Giefsen, um seinen vertrauten Freund, den Kanzler Koch um Rath zu fragen, wie er sich gegen den Reichshofrath schützen könne. Er löfste in der Durchreise durch Butzbach die Münzen ein, die er beym Abzug aus Giefsen für eine geborgte Summe zum Unterpfand zurückgelassen hatte, um sie, wie er dem Kanzler Koch sagte, dem Sohne des Superint. Adolphi zurückzugeben. Dieser war Regierungs-Rath in Giefsen, aber damals gerade abwesend. Der Kanzler bat, B. möge ihm die

Mün-

Münzen einstweilen anvertrauen; B. aber weigerte sich und nahm den Beutel wieder mit sich. Auf der Rückreise wurde er in Frankfurt von einem Gläubiger angegriffen, der ihn arretiren lassen wollte; B. gab diesem, um sich zu retten, die Münzen und kam los; Adolphi aber war um seinen Beutel. Hieher gehört also die Geschichte, die der Rec. der Bahrdtischen Lebensbeschr. in der Allg. D. Biblioth. irrig in die Zeit verlegt, wo B. durch Frankfurt nach Holland reiste. (S. Nekrol. S. 171.) Der Gläubiger war ein ganz anderer als der Frankfurter Jude, der damals die Anweisung hatte, B. mit Geld und Kleidungsstücken zu versorgen.

In Bs Lebensbeschreibung Th. 3. S. 330 bis 82. ist eine grosse Lücke, welche beweist, dass ihm das Gedächtniss untreu war. Es scheint nemlich daraus, als wenn beynahe unmittelbar nach seiner Rückkehr aus England auch die Endschaft des Philanthropins erfolgt wäre, da doch dieses wenigstens noch 5 Viertel Jahr lang in ziemlich gutem Stande fortdauerte. Freylich war es bey dem sich verbreitenden Gerücht von seiner Entsetzung vom Amte und bey manchen andern innern, die Auflösung herbeyführenden, Ereignissen vorauszusehen, dass auch diese Anstalt über kurz oder lang völlig scheitern wür-

würde. Dieſes Vorgefühl drängte ſich Ba ſehr ſtark auf, als wenig Wochen nach ſeiner Rückkehr aus Holland die dortigen Eltern ihre Kinder ſchon wieder abfordern lieſsen. In dieſer Verlegenheit ſchrieb er folgenden Brief in ſeinen Freund Meuſel d. 12. März 78: "Itzt iſts möglich, daſs ich meinen Feinden das Feld räumen muſs. Kaiſerl. Mandat hatte meine Ruhe nicht erſchüttert, weil mir noch immer das Philanthropin blieb, meine Frau und Kinder vor Hunger zu ſchützen. Und ſo lange dieſe wohl ſind, iſt mein Herz auch im tiefſten Elend heiter und fröhlich. Aber itzt ſcheint mir die Bosheit auch dieſe Quelle zu verſtopfen. Das Mandat hat in Holland den Gedanken veranlaſt, als ob das Philanthropin zerſtört ſey. Und auf einmal kommt ein Bevollmächtigter, der im Namen der Eltern die von Holland mitgebrachten Kinder zurückfordert. *) Ich weiſs bey Abgang des Briefes noch nicht, wie die Sache ausgeht. Allein wenn dieſer Streich vollzogen wird, ſo bin ich unausbleiblich verloren. Denn dieſs ſtürzt allen Kredit des Inſtituts, und eine Geſellſchaft, die eben im Begriff iſt, 24000 fl. An-

*) Es ſoll ein Frankfurter Rechtsgelehrter geweſen ſeyn, der aber einige Reiſen hin und her thun muſste, ehe er ſeinen Zweck erreichen und die Kinder wegbringen konnte.

Actien für das Institut zusammenzu
wird unfehlbar auseinander gespren
ich ziehe verarmt mit Weib und Ki
Gott mich hinführt. — Was ich d
soll, weiss ich nicht. Nur das, v
was ich thun möchte, wenn ich kö
möchte im fernsten Winkel eines un
Dorfes mein Leben mit den Meine
ger Dunkelheit beschliessen, wenn
meinen Freunden eine Subscription
liche 2—300 fl zu erhalten wüsste.
etwas dazu beytragen können, sagt
und — meine Frau. Ich habe in m
ben wenig geweint. Aber jetzt m
ein Strom von Thränen meine Wo
men Sie mir bald etwas zu meinem
gen, so thun sie es. Vielleicht erhält
Vorsehung. Vielleicht aber bin ich
einigen Wochen dahin. Am dünnst
hängts. — "Den 11ten bis 15ten May
das erste öffentliche Examen in Gegc
niger 100 Fremden und zur Zufried
ler Anwesenden gehalten, welche
zur Ausstellung eines vortheilhaften
fes für diese Erziehungs-Anstalt ver
welches B. auf einem eignen Bogen
fentlichen Examen u. s. w.
liess, um dadurch seine Widersach
schämen und zu widerlegen. Jet
das Heidesheimer Intell. Blatt in ei

gogiſche Zeitung verwandelt, an welcher auch die Profeſſoren thätigen Antheil nahmen. Wie leicht ſich B. ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten machte, wie ſchnell ihm eine Recenſion von der Hand ging, davon nur ein Beyſpiel, das einer ſeiner Heidesheimer Lehrer erzählt: "Ich ging einmal halb zwölf Uhr auf das Comtoir des Buchhalters und, las da etwas. Nach mir kam auch B. dahin. Er ſtellte ſich in einiger Entfernung vor mich hin und ſchrieb. Um 12 Uhr wurden wir zu Tiſche gerufen. B. ſchrieb noch einige Zeilen und dann reichte er mir einen ganzen geſchriebenen Bogen hin mit den Worten: da ſehen Sie den allzeit fertigen Schriftſteller Bahrdt. Ich las. Es war eine gutgerathene Rec. einer theologiſchen Schrift für das Intelligenz-Blatt." Unter den Profeſſoren und Mitarbeitern an der Heidesheimer Zeitung war auch ein empfindſamer und ſchöner Geiſt, den B. in ſeiner Lebensbeſchr. nach dem Leben gezeichnet hat. Dieſer recenſirte unter andern des Mahlers Müller, Adams erſtes Erwachen und erſte ſelige Nächte im Int. Bl. 78. St. 219. Um dem Verf. das Ueberſpannte, Tändelnde und Tadelnswerthe dieſer Anzeige einleuchtend zu machen, nahm er dieſe Recenſion in einer launigten Stunde und in Geſellſchaft mehrerer Lehrer vor, deklamirte ſie ihm ſehr emphatiſch, analyſirte

die

die ſchöngeiſteriſche Empfindeley und machte vorzüglich auf das in 14 Zeilen achtmal ſehr auffallend angebrachte ſo, welches B. vorher unterſtrichen hatte, aufmerkſam. Die Rec. iſt ſehr charakteriſtiſch. Da ſie kurz iſt, möge ſie zur Rechtfertigung der Bahrdtiſchen Urtheile hier ſtehen:

"So ganz in die ſeelige Unſchuld jener erſten Zeit, in jenes erſte Anſtaunen einer neuen Welt, in den Drang ſo mannichfaltig abwechſelnder Empfindungen, in die ſo ganz patriarchaliſche Einfalt, ohne Leere, und ohne Ueberſpannung — ſich hinein zu denken, ſo den erſten Gott heiligen, ganz offenen, genieſſenden, des Genuſſes überfrohen, in der Fülle des Gefühls, der Anbetung hinſinkenden — Adam ſo ganz hinzuſtellen, daſs man flugs Raphael drunter ſchreiben könnte, unter das Gemälde, — kann Müller. Da verſetz ich mich ſo ganz in die fluchloſe Welt, (der Dichter führt mich Hand in Hand;) wie ſo alles noch Gottes Bild trägt, Gottes erſten Hauch noch, ſehe den Gottesgeſchaffenen, ſo in dem Gefühl ſeiner Schuldloſigkeit, ſeines innigſten Anſtaunens, unter einer Welt huldigenden erkennenden Thiere wandern, — ſüſſes Rauſchen des Goldſtroms, und wie ſo Engel — Engel Halleluja dem Allgütigen jauchzen in Edens ſchönſter Inſel; — und Thräne an Thräne flieſst über meine Wange. Und

Und alle Scenen, mit dem warmen glühenden Kolorit eines Rubens.

Mir ist Adams erstes Erwachen lieber, behaglicher, als der Tod Abels, lieber als Noah.

Ueber Inversionen kritisire der phlegmatische Kritiker der Sprachkunde; für ihn sind des ersten Erwachens Seligkeiten verlohren.

Morgenländischer Sprache Kern und Schwung, und Fülle finde ich.

Die Beschreibung der Thiere, Adams Einsamkeit und Sehnen nach dem im Traum erschienenen göttlichen Bild Evens, hab ich mit Rötel unterzeichnet.

Wenn so der Elephant zur Huldigung aufsieht, und in seinem Schatten, ehrfurchtsvoll und staunend, Heerden neben ihm zur Begleitung mit einher ziehn, so ist das eine Idee, die meine ganze Seele austreibt." — —

Den 12ten Jul. 78 wurde Kommunion gefeyert, wovon die überaus merkwürdige Einrichtung im 7 und 8ten St. der pädagogischen Zeitung ausführlich beschrieben ist. Zum Beweise, mit welchem Eifer das Phi-

wahrſcheinlich nicht ganz nach der
lichen Wahrheit in der pädagogiſchen
St. 10 und 11 S. 74–86 umſtändlich
Wenigſtens ſticht dagegen gar ſehr
Erzählung des Kaufmann Trieſt ab,
in folgender, gegen B. und ſein Phil
gerichteten, Schrift befindet: Der
Charackter des Hrn. D. C. F.
In vertrauten Briefen geſchildert v
niederländiſchen Bürger an ſeinen F
London. 1780. 80 8. in 8. In dieſ
ſind auch verſchiedene Briefchen v
Hrn. Trieſt abgedruckt.

Im J. 79. fing das Inſtitut imm
zu ſinken und ſich ſeinem Ende zu
an. Dieſe Ausſicht in die Zukunf
ihm mitunter trübe Stunden, in d
doch immer Projekte für die Zuk
ſchäftigten und ihn ſo wieder bald
nehme Träume wiegten. In eine
Stunde ging er einmal ganz allein m
ſeiner Lehrer in einer Gegend des S
tens ſpazieren, wo junge Bäume
waren. Wer wird wohl, fing er an
ſen die Früchte genieſſen? Vermutl
che, war die Antwort, die ſie nicht
haben. B. ſich umſehend und den
den Augen meſſend: Oft habe ich m
gewünſcht auf einer einſamen In

übrigen Tage zu bringen zu können, wo ich nur so viel bebautes Land benutzen könnte. Gern wollte ich alsdann auf alle übrigen Güter Verzicht thun. L. Und was denn da treiben? B. Mein System frey und ungestört aushecken. L. Aber wie stände es dann um den lieben Kanaster und die übrigen Bedürfnisse? B. O, Sie glauben nicht, was ich kann, wenn ich einmal eine philosophische Grille in etwas gesetzt habe. Ich habe es schon öfters versucht, ob ich nicht stark genug wäre, wenn es seyn müßte, mich von diesem oder jenem zu entwöhnen, und habe jedesmal den Sieg davon getragen! Mit dieser Unterredung von der Insel, auf welcher B. zu leben wünschte, hängt genau folgende komische Scene zusammen, welche ich dem verstorbenen Pfarrer Böhme um so lieber in seiner launigten Art vortragen lasse, da sie zugleich als ein Beytrag zu Böhme's Charakteristik im Nekrolog (1794, I, 100) gelten kann.

"Bahrdt, erzählt Böhme, war äußerst empfänglich für jedes, ihm auch nur von fern anlächelnde Projekt. Er glich hierin einem fruchtbaren Weibe. Im Augenblick fixirte sich in seiner durch Sinnlichkeit verwöhnten Seele eine angenehme Idee; eben seine Sinnlichkeit verursachte es aber auch, daß sich sogleich hundert andere verwandte süße Vorstellungen damit associirten und so stand

in einem Nu das prächtigste Luftgebäude da, dem weiter nichts als — Realität fehlte. Dann lebte und webte er für sein Lieblingskind, begann bey seltener Selbstverläugnung mit wirklich grossen Aufopferungen, mit rastloser Ungeduld, und mit Anwendung seiner ganzen Kraft die Ausführung seines Plans. Aber selten gedieh das Kind, welches seine Phantasie empfangen hatte, zur reifen Frucht. Er gebahr fast lauter Embrios; und manchmal mußte er erleben, daß sie ihm noch am Tage der Empfängniß wieder abgingen. Hier, zu dessen Beweis, eine merkwürdige Geschichte, deren Auftritte man sich ganz vergegenwärtigen muß, um das Auszeichnende und Charakteristische darin zu fühlen. Einst besuchte mich Bahrdt von Heidesheim aus zu Frankenthal, wo ich damahls Pfarrer war, an einem heissen schwülen Sommertag. Er nahm das Mittagsmahl bey mir ein und eben war ein benachbarter guter Freund, welchen Bahrdt sehr wohl leiden konnte, R*** Pfarrer zu R**, ein rechtschaffener, lieber und unterhaltender Mann, zugegen. Es war um die Zeit, da B. wohl merkte, daß sein liebes Philanthropin anfing, sich allmählig auf sein Ende zu bereiten und er selbst unter Bekämpfung fast unüberwindlicher Hindernisse beynahe erlag. Er redete zwar kein Wort von der Ahndung eines baldigen Hin-

tritts seines Instituts, und R** und ich schwiegen auch davon und hielten es jetzt nicht für gut, das Mittagsessen mit solchen Todesgesprächen zu versauren. Während der Mahlzeit, die unserm Doctor trefflich schmeckte, äusserte er sich unter andern so: "Ich wünschte mich dem Menschenschwarm ganz entziehen zu können und im Stillen zu leben. Wenn ich nur irgend eine Insel auf dem Rheine wüsste in Pacht zu bekommen, welche soviel Land hätte, als zu meiner und der Meinigen nothdürftiger Erhaltung erforderlich wäre! da wollte ich ein recht patriarchalisches Leben führen, wollte mir eine ganz einfache niedere Hütte bauen, so viel Vieh anschaffen als ich bedürfte, mich mit den Meinigen höchst einfach, blos in leinene Kittel kleiden, an meinem Tische eben so einfach, ärmlich und nach der Natur leben; mein Bisschen Feld mit eigner Hand bauen, meine Kinder daran gewöhnen und so — zwischen ökonomischen und literarischen Arbeiten meine Zeit theilen! — Der Mensch braucht äusserst wenig. Man kann sich an alles — an die einfachste Lebensart gewöhnen und sogar Vergnügen daran finden. Unsere grösste Delicatesse wäre dann frische Mayenbutter auf kräftigem nahrhaftem Roggenbrod. Freund! das würde schmecken!" — Hier nahm seine Imagination schon einen höhern

Schwung. Er fing an zu glühen, d
ganz in die abrahamitischen Zeiten
und die frische Maybutter kam so
dass ich ihn endlich erinnern muss
doch nur Ein Maymond im Jahr und
doch jährlich höchstens nur 4 Wo
frische May-Butter-Seeligkeit geniel
sah er denn wohl sogleich den *error*
ein; aber ein solcher Verstoss war
Kleinigkeit. Er lächelte ein wenig
und fuhr dann ganz ernsthaft fort,
bäude zu vollenden. — "Da wollt
er, ganz abgesondert von Menschen leb
meinen vertrautesten Freunden gesta
den Zugang zu meiner Insel. Hierz
ich mir einen Kahn halten; und w
dann meine Freunde am Ufer des Rh
he, selbst hinüber fahren und sie
In dieser Einsamkeit wollte ich erst
recht nützlich seyn; mit Musse viel G
Durchdachtes schreiben. Das soll
durch meine Freunde von der Insel a
und kein Mensch müsste wissen, w
käme. Meine ersten Arbeiten z. B.
Kanzelmaterialien etc."

Man denke sich hier den trefflich
ner Bahrdt, den lebhaften Ton, in w
er dieses alles vortrug, die ausgesuch
starken Farben, welche er bey diesem

le überall am rechten Ort' anbrachte und wie ein ganzer Vortrag vom Sanften zum Lebhaften und endlich zum Feurigen in richtiger Gradation hinanstieg! — Warlich der Traum war schön! — Und man vergesse nicht, dafs dieses nicht blos leere Unterhaltung der Tischgesellschaft, sondern sein ganzer gründlicher Ernst und sehnlicher Wunsch war, woran er, wenigstens für selbige Augenblicke, mit ganzer Seele hieng. Nun merke man sich: Eine Stunde von Frankenthal fliefst der Rhein vorbey, und gerade da war ehedem wirklich eine ziemlich geräumige schöne Insel in einer prachtvollen Lage, welche ganz in das Bahrdtische Projekt pafste, auch von R** und mir, da wir beyde in Frankenthal erzogen waren, in unsern jüngern Jahren wohl mehr mahl besucht worden ist. Ich nahm also das Wort: Lieber Herr Doktor! das Ding läfst sich vielleicht gut machen. Nur eine Stunde von hier liegt eine Insel in der Mitte des Rheines, die so und so beschaffen ist; und ich zweifle nicht, dafs sie verpachtet werden wird. — Nun kommt es darauf an, dafs man sich erkundige, wo man sich deswegen zu melden habe. — Das ist ein trefflicher Gedanke, sagte R**, ich kenne den Platz auch und wüfste nicht, wo Sie ihn schicklicher finden sollten. —

Hier sah uns B. mit glühendem Angesicht und grossen Augen an, und husch — war der Doktor schwanger! schon lag ihm die Insel nach ihrer Länge und Breite im Kopf. Schon bestreicht er sich sein nahrhaftes Roggenbrod, schon isst er die Tische Mayenbutter. "Vortrefflich, sagte er, wir müssen sogleich nach Tisch hinaus und den Platz besehen!" Izt wurde der Rest der Speisen mehr verschlungen als gegessen. Izt musste in aller Eile der Kaffe herbeygebracht werden. Das einzige, was B. noch mit gesetztem ruhigem Anstande that, war das Gebet nach Tische. Aber itzt nahm jeder rasch seinen Stab in die Hand und so traten wir alle drey, Mittags um 1 Uhr, bey einer drückenden Hitze, einen Weg von einer starken Stunde nach der gelobten Insel an. Sie allein war auf dem ganzen langen Wege der Gegenstand des Gespräches. Da wurden bereits alle Einrichtungen gemacht, die ländlichen Hütten gebaut; die Zimmer und Kammern eingerichtet; die Kühe gekauft, gefüttert und gemolken; das Feld besäet und geerndtet, der Garten bepflanzt und mit Obstbäumen versehen, die Küche für jeden Tag bestellt, die Arbeiten nach Stunden vertheilt, die literärischen Gegenstände, welche da ausgearbeitet werden sollten, festgesetzt, die zum Besuch bestimmten Freunde sorgfältig ausgewählt u. s. w. — Dass

über

über dieses Alles Bahrdt allein das Wort führte und mitunter die frische Maybutter, deren er bey jeder Hauptscene erwähnte, nicht vergaß, versteht sich am Rande. Nur zuweilen sprachen wir ein Wort mit und halfen ihm seine paradiesischen Einrichtungen vervollkommnen. Unter diesen schwärmerischen Träumen kamen wir, von Schweiße triefend, unvermerkt an dem Ufer des majestätischen Rheines an, um von da aus, wie einst Moses vom Berge Nebo die Herrlichkeit des Bahrdtischen Kanaans zu überschauen. Hier standen wir nun alle drey in einer Reihe; Bahrdt in der Mitte. Unser erstes Geschäfte war, uns den Schweiß abzutrocknen. Dann sahen wir uns um — zur Rechten eine mahlerische Aussicht gegen das Gebürge, zur Linken Gebüsch und Waldung, hinter uns ein unschuldiger Bauernhof, der künftige Nachbar des neuen Tempe, — vor uns auf der andern Seite des Rheins ein artiges Dorf — Alles schön und lieblich und — und — ohe! Weg war die Insel!!! Was ist das? — Man merke, R. und ich hatten diese Gegend vielleicht in 15 und mehreren Jahren nicht mehr gesehen. Mittlerweile hatte der Rhein sein Bette auf der Seite, wo wir itzt standen, erweitert. So trocknete bald der sonstige Arm zwischen der Insel und dem jenseitigen Ufer aus und kurz die Insel hatte sich schon lange mit dem festen

festen Lande vereinigt. Das alles wusten wir nicht, sondern stunden in der gewissen Erwartung, die liebe Insel noch so zu finden, wie wir sie in unsrer Jugend oft gesehen und durchwandert hatten. R** und ich sahen einander an, jeder den andern mit einem Blick, welcher eine gewisse Unentschlossenheit verräth, da man selbst nicht weiss, ob man lachen oder zürnen soll. Jeder schien dem andern seine Verlegenheit entdecken und sagen zu wollen: wir haben uns da gewaltig geirrt und den guten Doktor jämmerlich umlaufen lassen. In der That war es auch für uns beyde sehr kränkend, einem Mann, den wir schätzten und liebten, wider unsern Willen gefäfft zu haben. Itzt wandte ich mich zu ein Paar umstehenden Bauersleuten mit den Worten: Ihr guten Leute! Hier war ja sonst mitten im Rhein eine so grosse Insel und darauf ein so schöner Wald; wie kommts, dass wir diese nicht mehr sehen? — "O Herr, war die Antwort; die Insel ist schon lange nicht mehr da. Sieht denn der Herr nicht, dass der Rhein hier wo er steht, viel Land weggenommen hat? da ist denn die Insel auf der andern Seite mit dem Land eins geworden, da hat man die Bäume ausgerottet, und Ackerfeld daraus gemacht. Das ist das Stück Feld dort oben." — Nun war unter uns eine so tiefe Stille, dass man jede Mücke summen hörte. R**

erst

war etwas zurück, kratzte sich hinter den Ohren und suchte das Lachen zu verbergen. Ich beobachtete von der Seite genau unsern Doktor. — Da stand er nun vorwärts auf den Stab gestützt. — Seine Perücke schien die Tramontane zu verlieren. Sie sträubte sich von hinten in die Höhe und avançirte vorn wenigstens einen Zoll breit gegen die Nase herunter. Seine Stirne lag in Falten. Er blinzte, wie wenn ihn der Wind Staub in die Augen gewehet hätte. Dann verzog er den Mund, gleich einem, welcher in unzeitiges Obst gebissen oder Zahnweh hat und doch lachen will, und machte ein etwas weinerliches Gesicht, nicht anders, als ob ihm die frische Maybutter vom Brod gefallen wäre. — In dem Augenblick aber ermannte er sich, richtete sich gerad' in die Höhe, sah heiter umher, reckte den Bauch vorwärts und fing an hell auf zu lachen, dass es von einem Ufer zum andern wiederschallte. Doch bey dieser ganzen Scene redete er kein Wort. Jetzt brachte er seine Perücke wieder ins Gleis — machte links um und trat seinen Rückweg so rasch an, dass wir beyde Mühe hatten ihm gleich zu kommen. Mit so starken Schritten verliess er einen Ort, wo eins seiner schönsten Projekte, wie Schnee von der Sonne zerschmolzen war. Von dem Augenblik an und in der ganzen Zukunft war mit kei-

keinen Sylbe mehr die Rede, wede
sah noch von Maybutter, und w
auch die billige Schonung für ihn,
wieder zu erwähnen. Auf dem
war die Unterhaltung freylich äuße
und gezwungen, viele lange Pausen
eben das schwerfällige Gespräch; a
aber in meine Wohnung zurückgeko
ren, wo sich unterdessen Anlaß zu and
redungen vorfand, wurde das ga
glückte Abentheuer mit einem M
drängt. H. war wieder so munter
gnügt wie vorher, nahm noch ein
schungen, stieg in den Wagen und f
Muthes nach Heidesheim zurück."

Ehe wir B. von seinem Schauplatz i
abtreten lassen, noch einige Anekdot
auf seinen dortigen Aufenthalt bezi
Geruch seiner Ketzerey lockte öfte
Leute nach Heidesheim, die ihn k
nen und etwas von seinen Meinun
wollten. Unter andern kamen in
sicht einmal zwey sehr orthodoxe
aus der Nachbarschaft dahin. D
von der Absicht ihres Besuchs un
setzte ihn dies in Laune. Er bew
die Herren sogleich, deren einer es
auf anlegte, seine Meinungen über
dene Dogmen zu erforschen, und da

unter andern auf den Artikel von der Genugthuung lenkte. B. wusste hier so fein seine Ketzereyen an die orthodoxe Schaale anzukleben, dass die Herren nicht genug ihre Zufriedenheit über seine Erklärung bezeugen konnten. Eben so wurde ein alter überaus orthodoxer Kirchenrath von Mannheim durch persönlichen Umgang ausserordentlich für B. eingenommen. Wenn man vom Philanthropin wegen Bs Irrlehren nachtheilig sprach, antwortete er: "die Privat-Meinungen des D. B. haben keinen Einfluss in den Religions-Unterricht der Zöglinge. Ich bin selbst einigemal Zeuge davon gewesen, wie die dortigen reformirten Zöglinge gar schön und ordentlich nach dem Heidelbergischen Katechismus sind unterrichtet worden." B. hielt wie überhaupt auf das Abhärtungs-System, also insonderheit aufs kalte Baden sehr viel. Er liess seine Zöglinge fleissig baden und er selbst ging im Sommer fast alle Nacht in Gesellschaft eines seiner Professoren zum Bade nach einem nahen Bach. Gegen Ende des Sommers that er den Vorschlag, jede Nacht ohne Rücksicht der Witterung und der Jahreszeit, das Bad fortzusetzen, um zu versuchen, wie lange man es aushalten könne. Er fuhr auch wirklich damit bis in die Mitte des Oktober fort, wo der Versuch durch einen Zufall unterbrochen wurde. — Eine Triebfeder

sei-

seiner Reden, Schreibereyen und Ha
in Heidesheim war die: das Publiku
altes Weib, und: *Mundus vult decip*
quemte sich also nach dem Genius d

Im May 79 liefs B. noch das
öffentliche Examen halten, aber a
Tage desselben sah er sich genöthiget
mit seiner Familie davon zu gehen.
heim liefs ihm Rühl im Namen d
eine Summe einhändigen, aber an
Orte ward er von Gläubigern angeh
dieser ängstlichen Lage schrieb er
Brief an seinen Freund la Roche:

"Bester Freund!

Ich bin in Dienheim arretirt, al
Orte, wo ich das von Hrn. Rühl
Geld empfing. Ich darf Ihnen nic
was ich empfinde. Nur wünschen
dafs Sie sich über meine Kinder erba
durch persönliche Interceſſion bey
Herrn, dem Grafen v. Leiningen
Gräfin v. Grumbach in Grünst
hin zu vermitteln suchen, dafs ich v
ins Land zurückgeholt werde, um
einem fremden Orte weinen zu müſſ
leicht können Sie auf dieser Expe
Herren, welche in meinem Unglü
finden, sprechen, und den Conrect

und Geiger dazu nehmen, um sie zu überzeugen, dafs ich bonis cedirt und ihnen alles gelassen habe, doch am Ende nichts gewinnen können. Gott gebe Ihnen Segen und frischen Muth."

Endlich verschaffte er sich durch Geld und Gewalt Freyheit weiter zu reisen. Noch war er aber nicht in Sicherheit. Als er nach Grofsen-Gerau, 2 Meilen von Darmstadt, kam, wo sich die Strafse nach Darmstadt von der nach Frankfurt scheidet, klagte er dem Postmeister, dafs er von den Katholiken verfolgt werde, und bat ihn, seine Reise-Route den Verfolgern zu verhehlen. Kaum war B. von Grofsen-Gerau nach Darmstadt abgefahren, so kam ein Gläubiger nach. Diesem sagte der Postmeister, B. sey nach Frankfurt, und so entkam B. glücklich.

Er ging jetzt nach Halle. Er suchte durch Freunde als Prof. in Helmstädt, als Bibliothekar in Wolfenbüttel, als Direktor in Gotha anzukommen. Aber alles mifsglückte. In Halle lebte er mehrere Jahre als Schriftsteller und Privatlehrer. Vorzüglich schätzte man seine rhetorischen und homiletischen Vorlesungen. In der Anweisung zur Beredtsamkeit, zur Deklamation und Aktion suchte er seinen Meister, so wie in der Beredtsamkeit selbst, Ernst;

so erzählen Zuhörer von ihm, eröff
se homiletische Stunde mit einer
das eben so vortrefflich gedacht als
gen wurde. Alle Zuhörer waren
rührt. Als B. geendigt hatte, fing
zu lachen, und sagte den staunend
gern, er habe ihnen itzt aufbinden
wollen, dass Action bey einem R
sey, und dass er, wenn er diese in
walt habe, auf die Zuhörer nach Ge
ken könne, auch ohne die Empfind
er in ihnen hervorbrächte, mit ihne
len. Was seine Vorlesungen über d
mal anlangt, so behauptet ein ehem
hörer B., Bertelsmann zu B
im Reichs-Anzeiger 95 Bd. 2 N. 2
gegen den Nekrolog S. 183., dass
Liebe, sondern immer mit lebhafte
len die schwarzen Stellen des D
klärt habe. Nicht zufrieden mit
förmigen und ruhigen Lebensart
bald neue Projekte. Wie sonderba
fälle waren, auf die er gerieth, d
ein Beyspiel. Er bat den Hofr. Be
Helmstädt schriftlich um eins von
rühmten Recepten, womit er eine
treiben wollte. Beireis schickte ih
cept gegen die Gicht, dem er eine
deutliche Kraft zuschrieb. Nun er
seinen Wohlthäter um die Erlaubni

Hamburger Zeitungen bekannt machen zu dürfen, dafs dieses Medikament von dem berühmten Beireis herrühre, wodurch er dem Medikament Glauben und Ansehen zu verschaffen dachte. Allein Beireis antwortete ihm, er möge allenfalls sagen, dafs dieses Recept von einem erfahrnen Arzte herrühre, der vielfältige glückliche Versuche damit gemacht, aber ihn nennen dürfe er nicht!

Ungefähr im J. 84 oder 85. kam Bn von ungefähr eine Visitationspredigt des Past. Blumenthal in Micheln bey Aken im Magdeburgischen in die Hände, in welcher über 1 Cor. 8, 4—6 die Dreyeinigkeits- und Teufelslehre so burlesk vorgetragen war, dafs sich B. ein grofses Fest damit machte, sie in allen Gesellschaften herum trug, auf eine komische Art commentirte und sogar in einer gewissen Buchhandlung drucken lassen wollte, ja für den gedruckten Bogen 5 Louisd'or versprach. Allein die Buchhandlung wollte mit Druck und Verlag nichts zu thun haben. B. machte bey dieser Gelegenheit selbst die persönliche Bekanntschaft jenes Predigers den er nachher zu einer anomalischen Trauung beredete, hinterging und in Verantwortung brachte. B. erfuhr nemlich bey einem Besuch in Lauchstädt von seinem Wirthe, dafs ein Hr. v. W. bey ihm logire, der ein Frau-

lein aus Frankfurt entführt habe und
copulirt zu werden wünsche. B.
den Wirth gegen Versprechung an
Belohnung, den Fremden auf sein
aufmerksam zu machen, von seinen
sten Verbindungen in Berlin zu
und ihm bemerklich zu machen, d
einige 100 Thlr. wohl zu seinem Zw
men könne. Hr. v. W. glaubt dem
gibt vorläufig Bn. 500 Thlr. B.
alles, und erweckt bald Hoffnu
Furcht, indem er ihm Briefe vorz
man ihn verfolge. Er stellte vor,
nicht allein Unterbediente des geist
partements in Berlin bestechen, son
den Chef des Departements gewi
den copulirenden Prediger, der Stra
fürchten hätte, ansehnlich bezahlen
kurz, er erpreßte noch 200 Thlr.
er das Geld weg hat, reist er mit d
zu dem P. Blumenthal, drückt de
Louisd'or (die leichtesten die er
konnte, wie er sich selbst rühmte
Hand, übernimmt alle Verantwortu
beredet ihn, die Trauung zu vollzie
die Eltern der Entführten sich an d
rung in Magdeburg wandten, so ve
menthal in Kosten und Strafe. M
gefälligkeit hat B. diesen listigen St
nen Freunden selbst erzählt.

Ein neues Projekt beschäftigte ihn wieder auf einige Zeit, eine Übersetzungs-Fabrik der Griechen und Römer, wie er es mit Recht nennt, der solche Dinge fabrikmäßig betrieb. Er schrieb darüber d. 28. Nov. an den Hofr. Meusel: Dank, bester Freund, für die Wärme, mit der Sie meine Griechen und Römer aufgenommen haben. Anderweitige, bestimmte Aussichten habe ich izt nicht. Meine liebste ist aber auch meine Uebersetzungs-Fabrik. Geht die gut, so mag ich kein Amt; denn ich befinde mich als Einsiedler besser als in jeder andern Lage, unter uns geredt. Und eben deswegen bitte ich, mit Wärme für dieß Unternehmen zu wirken. Gegen Weihnachten schicke ich Ihnen ein Buch, wie eine schwarze Wolke am Himmel der Christenheit; aber ohne meinen Namen." Vermuthlich spielte er damit auf den Kirchen- und Ketzer-Almanach an, zu dem er damals Stoff sammelte und in Bezug auf welchen er an einen Freund schrieb: "Setzen Sie sich und schreiben die Zeichnungen aller ihnen je bekannt gewordenen Pfaffen auf, versteht sich nur solcher, die etwas merkwürdig Gutes oder Dummes an sich haben."

Die Lehre des Deismus in und außer Halle, schriftlich und mündlich zu verbreiten

strebte er mit dem ganzen ihm eignen Feuer und mit einem gegen alles Positive in der Religion eingenommenen Gemüthe. Er kam bisweilen von Halle aus nach Leipzig, und predigte auch da auf öffentlichen Häusern beym Punschnapfe sein System den sich um ihn herum drängenden Fremden und Studenten. "Meine Herren, rief er einmal in diesem Cirkel aus, das muss ich Ihnen sagen, Christus war selbst der gröfste Naturalist und Prediger des Naturalismus." Eine Zusammenkunft, die er im J. 85. oder 86 mit dem Prediger Schulz in Gielsdorf hatte, scheint ihn erst völlig zum Deismus bekehrt zu haben. Er gerieth mit Schulz in einen lebhaften Streit, worin dieser seinen Determinismus und Naturalismus sehr ernstlich vertheidigte. Der Erfolg war der, dass er vor mehreren Zeugen mit einer Art von Betrübniss gestand, Sch. habe ihm seine letzten Reste von Hochachtung gegen die Bibel und geoffenbarte Religion vollends wegdisputirt. Er kam hernach mit Sch. in Briefwechsel. Vermuthlich verdankte er auch Schulzen seine nachherige Anhänglichkeit an das bequeme System des Determinismus, mit welchem er so oft in seiner Lebensbeschreibung seine Fehler und Thorheiten beschönigt. Seine schottische Freymaurerey, seine anonymischen Schriften, die sich darauf bezogen, seine Rei-

tun-

terschaft vom flammenden Stern, und hernach auch seine deutsche Union standen im Zusammenhang mit dem Entwurfe einer Deisten-Sekte, und seine Differenten in einer anonymen Schrift wider das Religions-Edikt sollten hauptsächlich den Entwurf annehmlich machen.

Im J. 1787. kaufte B. seinen Weinberg. "Ich habe," schreibt Hofr. Spazier in K. Pilgers Leben, Th. 3 S. 268 f., als näherer Bekannter und eine Zeitlang fast als täglicher Genoss von ihm, seinen ärgerlichen, aber durch die Noth entschuldigten, Uebergang vom theologischen Doktor zum Wirthshaus-Vater mit angesehen, und der lustigen Einweihung seines Weinbergs mit beygewohnt. Er führte sein Haus auf, rasch und unsicher, wie seine Systeme, unter unsäglichen Schwierigkeiten, die aber, wie immer, vor seinem kühnen und erfinderischen Kopfe weichen mussten." Folgende Anekdote im Spazier S. 271., die den über Wahn und Aberglauben erhabnen B. als einen schwachen, dem gemeinsten Wahn opfernden Menschen darstellt, ist zu merkwürdig, als dass sie in B. Lebensgesch. fehlen dürfte. Spazier kam einmal dazu, als B. sich auf seinem Weinberge die Rose am Fusse von einem alten Weibe besprechen liess. Das Weib manövrirte gerade

gab. Der geheime Finanzzweck davon, war für die XXII, d. h. für B., der sie alle in seiner Person vorstellte, berechnet, um durch den Orden zu gewinnen, um seine Schriften noch vortheilhafter als auf dem gewöhnlichen Wege in Umlauf zu bringen, um den ganzen Buchhandel nach und nach an sich zu ziehen. Die innere Tendenz der Gesellschaft war auf wirksamere Verbreitung der Aufklärung, mit Anwendung aller Mittel gerichtet welche die genaue Verbindung vieler klugen und betriebsamen Menschen aller Art zu Einem Zwecke darbot. Es sollte eine unsichtbare Kirche seyn, deren Mitglieder von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus elektrisirt werden könnten. — "Von dieser Idee war er, erzählt Spazier S. 273, seitdem sie in seinem projektirenden Kopfe entsprang, und das war in einer Nacht, als er vor gichtischem Schmerz nicht schlafen konnte, so voll, daß er sie mit aller Rastlosigkeit verfolgte, die ihm eigen war. Ich hatte, weil er damals öfters des Abends mit meiner Gesellschaft vorlieb nahm, die mir manche gute praktische Idee einbrachte, und ich ihm mitunter vorlas, ihn einmal an einem der Abende spät verlassen. Kaum war der Morgen da, so erhielt ich schon eine schriftliche Einladung, von ihm, doch ja gleich zu ihm zu kommen, weil er mir etwas Wichtiges zu eröffnen ha-

be.

be. Ich kam. Mit freundlicher, schlauer Mine des Mannes, der etwa den Stein der Weisen gefunden hat, rief er mir entgegen: "Freund! ich habe diese Nacht kein Auge zugethan, aber ich bin unterdeſs auf einen herrlichen Plan gefallen. Höre Sie!" Und damit entwickelte er mit Enthuſiasmus das nachmalige Werk in den Grundzügen, und sprach dabey mit so beredter Zunge, mit einem solchen Feuer, daſs ich auf der Stelle von der herrlichen Idee ergriffen wurde, und nach einigen Tagen nebſt noch 4 oder 5 andern bekannten Männern aus und am Halle, anschlug und das Werk einzurichten begann. Die Studenten, deren Orden B. durch symbolische Maurerey zu zerstören suchte und davon sogar dem Minister Zedlitz schon vorläufige Anzeige gethan hatte, wurden von ihm als selbſtbestalltem Meister vom Stule um einen civilen Preis zu allen 3 symbolischen Graden auf seinem Weinberge aufgenommen, und ohne groſse Umstände machte er sie mit den Zeichen und Gebräuchen bekannt. Auſser daſs er vortreffliche moralische Reden vom Stule hielt, wo er ganz in seinem Fache war, wurden die jungen Aufklärer mit Nebensachen hingehalten. Nach geendigter Loge wird dann die Ordens-Moral durch Bier und Branntwein abgeleitet, und der hochwürdige Meiſter vom Stul setzte sich, unter

unziemlichen Schwänken; mit den durchs Feuer geläuterten jungen Ordensbrüdern an den Lombretisch, oder ging in die Küche und half niedliche, gewürzige Würstlein stopfen! — Das unziemliche, gemifsbrauchte Maurerwesen ward ihm durch die Loge zu Halle gelegt. Aber das Werk im Grofsen, das bis in entfernte Länder hin betrieben wurde, hatte guten Fortgang. Der ungewöhnlich schnelle und rasche Beytritt einer sehr grofsen Anzahl von gelehrten, talentvollen und zum Theil sehr berühmten Männern aus allen Ständen und Fächern, bewies, dafs man die Idee gut und lebenswerth fand und sich gute Wirkungen davon versprach. Aber freylich, als man durch des leichtsinnigen Mannes eigne Unvorsichtigkeit und heillose Ruhmsucht dahinter kam, dafs Er die Seele einer solchen Verbindung, dafs die Benennung der XXII eine Lüge sey, und jeder nur das Werkzeug zu einer elenden Finanz-Speculation abgeben sollte: da schämte sich jeder seiner Leichtgläubigkeit und sagte sich mit Verachtung davon los. Als aber gar das Buch: Mehr Noten als Text, herauskam, worin alles, und sogar die ganze Liste von Namen aller (wirklichen und angeblichen) Mitglieder abgedruckt wurde: da trat einer nach dem andern auf, und sagte sich nicht allein von der Gesellschaft los, sondern bekannte auch,

auch, daſs er zwar wohl von der Existenz der Union erfahren, aber nicht dazu gehört habe."

Um von der ungeſtümen Betriebſamkeit Bs und ſeinem ganzen Benehmen in den Unions-Geſchäften eine anſchauliche Vorſtellung zu geben, mögen hier Auszüge aus einer Reihe Bahrdtiſcher Briefe aus jener Periode ſtehen, die ſich um jene Ordensſachen herumtreiben. Wie ſehr er ſich auf die Kunſt der Verſtellung verſtand beweiſen ſeine Briefe über die Union an den Inſpector Müller in Calbe, den er doch ſeinen vertrauteſten Freund nannte, und der wirklich ſein treuer Freund war, indem er ſein Gutes anerkannte, mit ſeinen Fehlern Nachſicht hatte, ihm öfters auch bittre Wahrheiten ſagte, zur Ausſöhnung Bs mit ſeiner Frau viel beytrug und manche Aufopferung für ihn machte. B. beredete ihn anfangs durch ſeine Gleisnerey zur Theilnahme an der Union; aber M. ſah bald das Gewebe des Finanz-Syſtems durch, lohnte die Verſendung der Briefe ab und trat darauf ganz zurück. Sehr wahr ſchreibt einmal M. an B., er wolle ihm die Moral über eine gewiſſe Handlung der Unredlichkeit recht leſen, "ob ich es gleich immer mit Dank erkennen werde, was ich aus Ihren Schriften und aus Ihrem Umgange Wahres und Gutes ge-

geschlüpft habe, wenn ich auch oft die Mühe hatte, den Bodensatz von Drestern von dem klaren Wein abzusondern." In der ersten Begeisterung über seinen neugebornen Plan der Union schrieb er an Müller: "Es ist eine Gesellschaft der angesehensten Männer zu Stande, welche — denken Sie dies Wunder — sich über einen Plan vereinigt hat, der ein infallibles und von keiner Königsmacht zerstörbares Mittel enthält, die Vernunft über ihre Feinde zu erheben und die Aufklärung durch die finsterſten Gegenden zu verbreiten. Schlägt ihr Herz noch für diesen Zweck; so lassen Sie meine Bitte Statt finden und übernehmen von mir ein Amt, dazu die Gesellschaft uns erwählt hat. Ich erhielt den Auftrag, die Correspondenz zu besorgen, und zugleich einen rechtschaffenen, klugen und thätigen Mann vorzuschlagen, welcher die Versendung und Einnahme der Briefschaften besorgen könnte. Ich habe Sie genannt und Sie sind einmüthig gewählt worden, und werden nun gefragt, ob Sie für das Beste der Menschheit mitwirken wollen. Ich bin selbst noch nicht ordentlich recipirt und verpflichtet, weiss also selbst nichts, als was in den Avis steht, und dass der Hr. v. Emminghaus, Preuss. Gesandte in Köln, der Mann ist, der mit mir darüber correspondirt. Mit der Zeit aber werden wir beyde

mehr

mehr erfahren. Laſſen Sie uns muthvoll eintreten und Gutes thun ohne müde zu werden.“ Das Vorgeben von Hrn. v. Emminghaus war allem Anſehen nach ſo wie das Uebrige Erdichtung. B. mißbrauchte in der Unions-Geſchichte manche berühmte Namen. Den 22. Dec. 87 ſchickte B. ſeinem Freunde eine Anzeige zu und ſchrieb dabey: “Leſen Sie mit Bedacht dieſe Nachricht und dieſen Brief, dergleichen Ich ſelbſt mit einigen ſolchen Nachrichten erſt vor kurzem erhalten habe. — So viel betheure ich Ihnen bey dem Gott, den ich mit Ihnen anbete, daſs die Sache Realität hat, und daſs zwey groſse Männer — denn mehrere kenne ich ſelbſt noch nicht — mit Bürge für alles ſind. Iſt Ihnen dieſs vor der Hand genug, ſo beginnen Sie nun auf folgende Art zu wirken: 1) ſchreiben Sie mit erſter Poſt an die XXIImänner) und ſchlagen darum ein Convert mit meiner Addreſſe. In dem Schreiben ſagen Sie; Sie liebten ihren Zweck und bäten, daſs man Sie mit dem Plane bekannt mache. 2) Sodann machen Sie ſich von Stund an zum Geſchäft, in Ihrem Cirkel von der Geſellſchaft vertrauensvoll zu ſprechen, und allen, welche Freunde der Vernunft und der Aufklärung ſind, zuzureden, daſs ſie ſich gleichmäſsig an die Geſellſchaft wenden. Nennen Sie dabey nie meinen Nahmen. Auch geben Sie

jedem

jedem diese Nachricht, wie etwas Geheimnifsvolles blos zum Lesen. 5) Zugleich suchen Sie in Ihrem Gedächtnisse alle Ihre auswärtigen Freunde auf, von denen Sie wissen, dafs sie diesen Zweck lieben und schicken jedem ein Paar dieser Nachrichten. — So und nicht anders kann das Werk Gottes gedeihen. Gott erwärme Ihr Herz für dieses so augenscheinlich gute und wichtige Unternehmen. In kurzem denke ich, werden wir beyde mehr wissen und mit jedem Monate mehr Freude erleben und im Stillen geniefsen. — N. S. Inständig bitte ich Sie, itzt von mir nicht mehr Aufschlufs zu fordern. Erfüllen sie nun mit Schnelligkeit meine Bitte, eine Menge Menschen ins Reich Gottes einzuführen. Sie sollen unter Tausenden der erste seyn, der es durchschaut. In wenig Monaten, wenn Sie und alle Freunde des Guten nur ein wenig thätig seyn wollen, heifsen wir Legion. Es ist das Königsfest im Evangelium. Nur Stille und Verschwiegenheit. Kein Name mufs ins Publikum kommen!" Dem Briefe war angeschlossen: Copie der mir übergeschickten französischen Nachricht. Durch die Erdichtung von einer französischen Unterschrift wollte er vermuthlich glauben machen, dafs die geheimen Obern im Auslande befindlich wären. Die Nachricht selbst

ist

ist offenbar der erste Entwurf der nachher verbesserten Nachricht, wie sie in der Schrift: Mehr Noten als Text S. 8 ff. nachgedruckt ist. Hier nur einiges Abweichende aus dem frühern Aufsatz: "Eine Gesellschaft von 22, theils Staatsmännern, theils Theologen und einigen Privatpersonen, hat sich über einen seit mehrern Jahren (im Gedruckten: seit anderthalb Jahren) in Vorschlag gebrachten Plan vereinigt" Gegen das Ende heifst es so: "Wer sich schriftlich an die Gesellschaft wenden und wenigstens Bekanntschaft mit unserm Plane suchen will, wird sehr gebeten nicht ungeduldig zu seyn, wenn Menge der Geschäfte die Antwort verzögern. Dafs man von jedem dieser Correspondenten fordert, dafs er das Briefporto allein trage, und für jeden Brief, den er in der Folge erhält, 4 Gr. entrichte, wird wohl Niemand unbillig finden, der erwägt, dafs die Gesellschaft ein Sekretariat von 4 Personen unterhält und von keinem Mitgliede dazu, so wie zu keiner andern Ausgabe, Beyträge fordert. In dieser Rücksicht wird es für die Gesellschaft, und alle, die sich an sie schriftlich wenden wollen, bequem und erforderlich seyn, wenn jeder gleich im ersten Briefe (den er unfrankirt zu senden ausdrücklich gebeten wird) zur fernern Correspondenz für Porto und Sekretariats-Gebühren so viel beylegt

als er selbst ungefähr berechnen kann." Die Antwort Mo war für B. nicht tröstlich. B. setzte daher seinem Freunde nochmals dringend zu [illegible]24. Dec. 87: "Wenn ich nicht von dem Gedanken gestärkt würde, dass alles, was die Summe des Guten in der Welt wirklich vermehrt, von einer höhern Vorsicht schlechterdings durchgesetzt werde, so hätte mich vielleicht Ihr Brief schon muthlos gemacht. Denn überlegen Sie selbst, was ich mir von dem Fortgang einer Sache versprechen sollte, für welche einer meiner ältesten Freunde, bey meinen heiligsten Versicherungen, nicht den kleinsten und unbedeutendsten Schritt thun will? — nicht seinem Briefe das Siegel aufdrücken — nicht den verlangten Thaler wagen will? Glauben Sie denn, dass ich alle meine Ansprüche auf Ihre Liebe und Schätzung aufs Spiel setzen sollte? Und, meinen Sie, dass ich aller meiner Freunde Liebe und Schätzung hinopfern werde, um einen Betrug durchzusetzen, der längstens in ½ Jahre entdeckt seyn müsste! Denn das können Sie doch leicht denken, dass ich an Sie nicht allein geschrieben, sondern dass ich alle meine Freunde für die Gesellschaft anzuwerben gesucht habe. Bey Gott, Freund, Sie sind mir allein zu werth, als dass ich Sie mir durch eine elende Finte verscherzen sollte.

Und

Und wenn Sie dieſs überlegen — wenn Sie dabey die Feſtigkeit meiner Seele bedenken, mit welcher ich für die Aufklärung bereits gehandelt und gelitten habe — wenn Sie endlich erwägen, daſs ich Ihnen ein wahres Nichts zugemuthet habe, mit Beylegung eines Thlr. an die XXIIer zu ſchreiben etc. ſo weiſs ich warlich nicht, was Sie mag bedenklich machen und bewegen, der Sache Gottes durch Zögerung zu ſchaden. Daſs ich Feinde habe und daher mit meinem Namen gar durchaus nicht eingemiſcht ſeyn will, verſteht ſich ja von ſelbſt. Nur Ihnen und meinen Vertrauteſten habe ich mich genannt. Laſſen Sie mich doch mit erſter Poſt erfahren, daſs Sie blos die Liebe zum Guten belebt, und daſs Sie noch einiges Vertrauen zu mir haben. Sie erhalten in kurzem Aufſchlüſſe, die Ihnen Freude machen werden." Bekanntlich gehörte es auch in Bs Plan durch eine gelehrte Zeitung das Publikum zu bearbeiten und ſeinen Werken ſowohl als den Schriften der Verbündeten mehr Abſatz zu verſchaffen. Den Plan davon ſchickten die ungenannten XXIIer an ihre Diöcöſane mit folgenden Zeilen: "Wir bitten Sie, würdigſter Mann, für die in beyliegender Anzeige angekündigte Zeitung ſich möglichſt zu verwenden. Sie unterſtützen dadurch nicht nur eins der würdigſten und eifrigſten

479612

Mitglieder der Union, sondern sie leisten zugleich dem Publikum einen Dienst, in wie fern Sie eine höchst nutzbare Schrift gemein machen, für deren Vortrefflichkeit wir uns zu verbürgen getrauen. Wir ersuchen Sie, dieselbe in ihren Gegenden bekannt zu machen und an alle an Sie als Diöcesan verwiesene Mitglieder mit gleich dringender Empfehlung zu verschicken." B. war natürlich das würdige und eifrige Mitglied der Union, das die Zeitung schrieb, von welcher wirklich einige wenige Stücke gedruckt und versendet wurden! Unter den bedeutenden Männern, die man zu gewinnen versucht hatte, war auch der Leg. Rath Bertuch in Weimar, welchem man Papiere und Plane anvertraute. Bertuch machte die Union im Febr. 88 auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die mit ihrem merkantilischen Plane, den Buchhandel betreffend, verbunden waren; führte sie auf die Schicksale der Buchhandlung der Gelehrten in Leipzig und der Verlags-Casse in Dessau; aber das wirkte auf Be Leichtsinn nicht. Bertuch hatte verlangt, den vollständigen Operationsplan zu sehen; darauf ward ihm den 28. Jul. 88 die Antwort: "Der vollständige Operationsplan ist nur mündlichen Mittheilung bestimmt. Nemlich wenn wir (was in Jahr und Tag gewiss ist) unsre erste epoche vollendet haben, so verständ-

ſtalten wir mit Ihnen und den eigentlichen Männern der Nation eine Zuſammenkunft, bringen den beſagten Plan gemeinſchaftlich aufs Reine, theilen ihn denen, die der Zuſammenkunft nicht beywohnen konnten, zur Überlegung mit, und — dann reiſen 3 von uns, und ſtiften an allen Orten, wo beeidigte Brr. ſind, von allen Spielwerken gereinigte Logen nach einem verabredeten Ritual, und die ganze groſſe Maſchine iſt (da wir an allen Orten beeidigte Factors haben) mit dem gemeinſchaftlich und von einem Centro aus geleiteten Buchhandel auf einmal im Gange." Dieſe leeren Worte konnten einen vorſichtigen und klugen Mann nicht befriedigen. Er drang darauf die Stifter und Direktoren kennen zu lernen; erklärte, daſs er eine helle Bahn liebe, auf der er wandeln ſolle, und daſs er mit Niemanden gemeinſchaftlich wirken möge, den er nicht kenne. Da er aber über dieſs alles keine genugthuende Auskunft erhielt, ſo brach er den Briefwechſel ganz ab und erklärte ſich in der Folge öffentlich im Int. Bl. der A. L. Z. 89 N. 20 S. 152 f. über ſeine Verhältniſſe zur D. Union. Daſs auch der Inſp. Müller in Calbe der Union keinen Geſchmack abgewann, that Bn. ſehr weh. Er äuſserte ſich darüber unter andern in einem Billet ſo: "Die Union nähert ſich dem Gipfel

der Vollkommenheit. Alles glühet für sie. Nur Sie sind kalt." Freylich näherte sie sich ihrem Gipfel, um desto eher von ihrer Höhe herunter zu stürzen. Doch ehe ich zur völligen Auflösung der Union fortgehe, muss ich noch einiges aus dieser Periode nachholen, was vorzüglich sein häusliches Leben und das Verhältniss mit seiner Frau betrifft.

Die Mißhandlungen, die sie von ihrem Gatten vornehmlich in den letztern Jahren erfahren, sind schon im Nekrolog aufs strengste gerügt worden. Sie ist nun todt, und es fallen die vorigen Bedenklichkeiten weg, auch ihre vielen Schwächen anzudeuten, welches man dem Schatten ihres Mannes, dessen Betragen durch das ihrige wenigstens einige Entschuldigung gewinnt, schuldig ist. Alle, welche diese Frau kannten, sagen einstimmig aus, sie sey ein höchst grämliches, eifersüchtiges, eitles Geschöpf, voller Ansprüche und Launen, gewesen, die weder einem Haushalt recht vorzustehen, noch ihre Kinder gut zu erziehen, noch ihren Gatten durch Geist, Herz und heitre Laune zu beglücken verstanden habe. Sie that sich viel zu gut auf ihre unverbrüchliche Treue, mit der sie an ihrem Manne hielt; sie selbst wollte nicht eher glauben, daß er ihr grob untreu seyn kön-

könne, bis sein schmutziges Verhältniss mit seiner Christine sie davon vergewisserte; sie liebte ihn mit der ganzen heftigen Leidenschaft einer Frau von reitzbaren Sinnen und Nerven, verbitterte ihm aber das Leben täglich durch Unzufriedenheit, Missmuth und durch beständige Vorwürfe, dass er sie nicht liebe. So gewiss dieser leichtsinnige Mensch seiner Gattin weit untreuer war als sie selbst ahndete: so fühlte er doch wenigstens bis an die letzte Periode seines Lebens in seiner Art Liebe für sie; behandelte sie mit Höflichkeit, Schonung und Geduld; ertrug ihre Thorheiten mit Vernunft. Freylich aber war es ihm bey seinem entgegengesetzten Temperament nicht möglich, zu ihrer Empfindeley, zu ihrem Geschmack sich ganz zu stimmen. Mit den Jahren nahm ihre Grämeley zu; die Schicksale und die Aufführung Bs in Halle und auf dem Weinberge gaben ihr beständigen neuen Stoff; auf der andern Seite wurde ihr Betragen ihrem Manne auf die Dauer immer unerträglicher; der Faden seiner Geduld riss. Beyde waren nicht ohne grosse Schuld. Aber mehr als ein Schritt, den er sich gegen sie erlaubt hat, ist und bleibt verabscheuungswürdig. Man kann nicht ohne innigste Betrübniss und Mitempfindung eine Reihe von vor mir liegenden Briefen Bs und seiner Frau lesen, die sich auf

dieses Unglück beziehen, und aus denen ich einiges mittheilen will. Ihre Leiden, schreibt sie den 4. Apr. 88 an M., würden sie wahnsinnig machen, wofür man sie schon einigemal ausgegeben, wenn sie nicht zum Trost einen erbarmenden Gott hätte. "Könnte ich, setzt sie hinzu, Bande zerreissen, die mich noch so sehr an diese lieben Kinder und an den lieben Mann noch, ja noch itzo fesseln, längst wäre ich vergessen." Sie klagt über die nichtswürdige Christine, die die ganze Casse habe, vertheidigt aber noch ihren Mann gegen die Verleumdungen, als sey er Vater von Christinens Kinde. Ihr Mann habe ihr dreymal mit der Hetzpeitsche gedroht; sich von ihr von Bette und Tisch getrennt. Sie ging bald darauf mit einer ihrer Töchter zu ihrem Bruder nach Ammern; doch zwang er ihr noch vorher eine Verschreibung eines Theils ihres Vermögens zu Bezahlung seiner Schulden ab. Nach Ammern schrieb ihr B. "Du von der Einen — und Armuth und Schulden von der andern Seite; nun so werdet ihr doch bald mit mir fertig werden. Meinetwegen! Sehen wir uns hier nicht in Friede wieder, so wirst du es dort schon erfahren, wie unrecht du mir gethan hast und wie viel dein Starrsinn Zerstörung angerichtet hat!" Den 9ten Jun. 88 schreibt sie an M.: Sobald der L. Mann nicht mehr zum heil.

Abend-

Abendmal ging, wovon er die ersten zwey Jahre noch mit Ehrfurcht sprach, (so auch von dem Kirchengehen; aber seit einem Jahre ist er leider mehr als zu leichtsinnig, und nun erlaubte er sich zu Zeiten manche Dinge, auch Reden, die er sonst nie führte); ist leider nun auch Gott von uns gewichen!" An den Inspektor Müller, der das wohlthätige Mittleramt zwischen diesen entzweyten Ehegatten verwaltete, schrieb B. d. 20. Jun. "Es ist ganz unmöglich, dass ich Ihnen in einem Briefe das unglückliche Verhältnis schildere, in welchem ich mit meiner guten, aber äusserst verirrten Frau stehe. Ich bitte Sie inständig, mich zu besuchen. Dann sollen Sie alles erfahren, und — ich weiss, dass mich Ihr Herz rechtfertigen wird, so wie mein Gewissen vor Gott gerechtfertiget ist." Indessen wurde die Versöhnung vom Insp. M. lebhaft betrieben und im Herbst eine Zusammenkunft beyder Eheleute veranstaltet. Ein schriftlicher Vergleich war schon entworfen; B. schien zu allem, auch zur Entlassung seiner Christine geneigt zu seyn und wollte am folgenden Tage den neuen Vertrag in Calbe vollziehen. Allein er täuschte seine Freunde, indem er vorgab, er habe Hoffnung beym Fürsten von Bernburg als Erzieher des Prinzen anzukommen und müsse deswegen nothwendig nach Ballenstedt reisen.

Jedoch beschloss er zur Vollziehung des Vertrags bey guter Zeit wieder in Calbe zu seyn. Allein er reiste nach Halle, und der Insp. M. musste sein Pferd, welches er ihm nach Bernburg gegeben hatte, von da abholen lassen, und hatte Undank und Kosten zum Lohne für seine Freundschaft. Bs Frau war nun genöthigt, allein nach Halle zu reisen. B. schrieb noch aus Bernburg d. 15. Nov. 88. an M. "Ich will von Ihnen und allen Rechtschäffnen und von Gott selbst ein Verworfner seyn, wenn ich mich einer Vorgaukelung erinnere. Was ich Ihnen von den schwachen Seiten meiner l. Frau und von der Schande, die sie mir in der Welt zugezogen hat, gesagt habe, ist und bleibt Wahrheit, die ich sterbend noch behaupten werde. Wollen Sie sich von Ihr das Gegentheil überreden lassen, so kann ichs nicht hindern. Wenn ich von der Scene werde abgetreten seyn, soll die Welt die Geschichte meiner Leiden lesen und — urtheilen. Ich habe bey Gott Calbe nicht absichtlich vermieden. Da mich der Fürst aufhielt, so muss ich den geraden Weg nach Hause eilen." — M. bezeugte ihm entweder schriftlich oder wie es mehr scheint, durch Schweigen seinen gerechten Unwillen. Darauf bezieht sich denn folgendes Billet von B.: "Ist es denn Ihr Ernst, dass Sie unsere altgewordene Freundschaft aufheben

lassen wollen? Ich kann nicht länger ertragen, dass ich nicht mehr wissen soll, wie ich mit Ihnen dran bin. Sprechen Sie offenherzig. Aber was Sie mir seyn wollen, müssen Sie mir ganz seyn. Mein Herz gegen Sie war noch nie verändert."

Ungefähr um diese Zeit machte B. eine Reise nach Leipzig. Dort bekam er die Handschrift von Stark's bekanntem Apologismos, die dieser in seiner berüchtigten Streitigkeit über den Krypto-Katholicismus zum Druck eingesendet hatte, zufälliger Weise zu sehen und machte sogleich die beleidigendsten Anmerkungen dazu. Stark erfuhr noch zum Glück die Unthat kurz vor dem Abdruck, forderte seine Handschrift zurück und gab das Buch ohne diese fremden Zusätze im J. 1789 heraus. B. gab seine Beleuchtung des Starkischen Apologismos Lpz. 1790 besonders heraus. Jene Handlung B. war an sich schon äusserst widerrechtlich; aber sie wurde dadurch noch schändlicher, dass sie B. an dem Eigenthume eines Mannes ausübte, der sein Wohlthäter gewesen war. Denn, als B. wegen seines Glaubensbekenntnisses verfolgt wurde, interessirte sich Stark sehr lebhaft für ihn und vertheidigte ihn nicht nur in der Einleitung zu den freymüthigen Betrachtungen über das Christenthum, sondern wirkte auch bey Kur-

ländern eine Geldunterstützung für ihn aus, die sich auf einige 100 Albertus-Thaler belief.

Die deutsche Union und das Lustspiel über das Religions-Edict brachten den D. B. bekanntlich in Halle in Arrest. Seine Frau wandte alles an, ihn zu befreyen, ja sie wendete sich selbst in einer Bittschrift an den König. Er schrieb während dieser Gefangenschaft unter andern die drey Anreden an die Richter des Dr. Bahrdt. In seinem Gefängnisse in Magdeburg ging es ihm recht wohl; er aß mit Appetit und bekam oft Leckerbissen zugeschickt, von denen er mit vielem Wohlbehagen in seinen Briefen an M. redet; er arbeitete fleissig; hatte Bücher von seinen Freunden; liess seine älteste Tochter mit der Christine nachkommen und sorgte durch die letztere abermals für die Nachwelt. Sein Freund M. gab ihm schriftlich manche gute Lehre, wenn sie nur in ihm ein dafür empfängliches Gemüth angetroffen hätte. "Ueben Sie nur, schreibt er ihm einmal, Ihr System der Moral strenge aus, so werden Ihrer Freunde in kurzem Legion, und es kann und wird Ihnen nicht an Leibes Nahrung und Nothdurft gebrechen." B. ladet den 25. Jan. 90. seinen Freund zu sich ein: "Das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihren Besuch ma-

machen, ist schlechterdings unvollkommen, wenn sie nicht bey mir essen. Eine Mahlzeit mit einem Freunde weckt erst meine Kräfte mich zu freuen auf. Ohne daſs Sie mit mir essen, sind Sie mir nur halb genieſsbar." Den 8. März 90. schreibt er noch aus seinem Gefängnisse: "Mein Alvaro ist aus der Presse. Mein Alalama bald, und mein Prinz Ihrkanpol wandert eben hinein." Alle diese Romane, so wie ein Theil seiner Lebensgeschichte und die Geschichte seiner Gefangenschaft wurden im Gefängnisse erzeugt und gebohren. Den 1sten Jul. 90 reiste er aus Magdeburg nach Halle ab. Er war unbesonnen genug, während seiner Gefangenschaft gegen einige hohe Personen in Berlin, die ihm viel hätten schaden können, seine Verhöhnungen aber mit Wohlthaten vergalten, zügellos zu reden und zu schreiben. Eine Kaufmannsfrau in Magdeburg hatte auf seine Bitte sein Gefängniſs mit den nöthigen Geräthschaften versehen, und die Frau, durch welche sie hergeschafft worden waren, forderte bey seiner Abreise ihre Bezahlung. Dieſs nahm B., der sich eingebildet hatte, die Kaufmannsfrau müſste sichs zur Ehre rechnen sein Gefängniſs meublirt zu haben, sehr übel und drohte, sich durch eine Satyre zu rächen.

Im

ſes Buchs, welches die Quinteſſenz aller Zinzendorfiſchen Phantaſieen enthalten würde, die itzigen Brüder-Gemeinen kränken und ihnen in mancherley Betracht nachtheilig werden dürfte. Ich wünſchte daher recht ſehr, daſs Sie doch Gelegenheit nehmen möchten, in Gnadau mit einigen Vorſtehern ſo von weitem darüber zu ſprechen und zu vernehmen, ob mein Gedanke richtig war. Ich mache keinem Menſchen gerne Schmerz, am wenigſten einer ganzen Geſellſchaft, die in vielem Betracht dem Staate nützlich und mir ſelbſt in mancherley Rückſichten ſchätzbar iſt. Sie würden mich alſo ſehr beruhigen, wenn Sie mir ſchreiben könnten, daſs die Brr. Gemeine bey dem Drucke meines Auszuges gleichgültig ſey. Und wenn Sie das Gegentheil fänden, ſo würden Sie beyde Theile ſich verbinden, wenn Sie eine Art von Vergleich zu Stande brächten, der mich für die Unterlaſſung des Drucks entſchädigte und die Brr. Gemeine ſicher ſtellte.*) Ich überlaſſe dieſs Ihrer eigenen Klugheit und bitte nur um möglichſt baldige Antwort, weil die Buchhändler mich bom-

*) Das Anerbieten war dem des Buchhändlers Feſt ähnlich, der Voltairen anbot ein Mſcpt. wider ihn gegen Erſatz von 2000 Liv. zu unterdrücken S. Thümmels Reiſe Th. 3 S. 88 f.

bombardiren und mein sehr armer Beutel es verursacht, daß ich das Bombardement sehr stark vernehme." Wirklich sind Anlagen zu dieser Blumenlese, auch Versuche gemacht worden, ob die Brüdergemeine sich bewegen lassen wollte, eine Beschimpfung abzukaufen, aber es ist dennoch beydes unterblieben.

Sein unstetes, von rastlosen Projekten erfülltes Leben und seine schlechte häusliche Wirthschaft hatten seine Finanzen sehr verdorben und diese üblen häuslichen Umstände hatten wieder eine unglückliche Rückwirkung auf seinen Geist und Character. Der Buchhändler Vieweg d. ä., der mehrere seiner Schriften verlegte, suchte Ordnung in seine häuslichen Angelegenheiten zu bringen, indem er sich davon für B. selbst eine besser geordnete Thätigkeit und Geistes-Ruhe, und für seine bedauernswürdige Familie die einzig mögliche Rettung von ihrem Untergange versprach und dieser Hoffnung ein nicht unbeträchtliches Capital widmete. Aber B.s Leichtsinn, den selbst die für ihn so schrecklichen Folgen nicht hatten schwächen können, brachte seinen Freund um das Capital und vernichtete die Möglichkeit, der unglücklichen Familie wahrhaft nützlich zu seyn. Man sah ihn in Halle immer tiefer sinken. Verschiedene, die mit ihm oft waren, sprachen ihm zuletzt Re-

ligion und Mitgefühl ab, wiewohl sie nicht leugneten, daß er noch am Umgange mit solchen Leuten Geschmack fand, die für ihn genießbar waren. Die Worte genießbar und ungenießbar waren seine Lieblingsausdrücke, nicht nur von Sachen, sondern auch von Menschen. Man sah auch hieraus, daß er die ganze physische und moralische Welt von der Seite am meisten seiner Aufmerksamkeit würdigte, von der sie genossen werden konnte. Da er entschieden als Schriftsteller und als Mensch immer mehr zur Niedrigkeit hinab sank, je länger er lebte: so möchten die nicht ganz unrecht haben, welche ihm in der letzten Periode seines Lebens fast alle Religion absprechen. Bey einer solchen Verschlimmerung des Charakters verliert sich immer mehr das Verlangen nach Gott, und der Übergang zum entschiedenen Atheismus wird durch Scheingründe, die ein solcher sucht und leicht gelten läßt, immer unvermeidlicher. Ich beschließe die Nachrichten über B. mit einer Stelle des Tacitus (Ann. 4, 32), die ein Gelehrter sehr passend auf B. angewendet hat: *Prosperiore eloquentiae quam morum fama fuit, nisi quod aetas extrema multum etiam eloquentiae demsit, dum fessa mente retinet silentii impatientiam.*

Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, von ihm selbst geschrieben, ist ausser der ausführlichen, berichtigenden Rec. in der allg. deutsch. Bibliothek mit Wahrheit und Würde in der A. L. Z. 92. N. 135. beurtheilt worden. Hier nur eine kurze, aber treffende Kritik über das Werk aus Knigge über Schriftsteller S. 106. "In einem solchen Buche, in welchem ein Mann, der so ansehnliche geistliche Bedienungen bekleidet und dabey durch seine Unglücksfälle, so wie durch seine Lehrsätze die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, dem Publico Rechenschaft von seinen Schicksalen und Verirrungen geben will; wer erwartet da nicht eine gewisse Würde im Vortrage, verbunden mit wahrer Herzenssprache? Und wie unangenehm wird man nicht dagegen getäuscht, durch den höchst leichtfertigen Ton, in welchen der Verf. so oft verfällt (der Nachlässigkeit und Incorrectheit des Styls nicht einmal zu gedenken) und wodurch er die Eindrücke einiger wahrhaft rührenden Stellen immer wieder schwächte." Dass dieser Autobiograph der Wahrheit nicht immer treu geblieben, ist schon im Nekrolog gerügt worden; er weicht von ihr ab, bald um zu verschönern, bald um seinen Gegnern weh zu thun, bald um mit sich zu liebäugeln, aber auch oft aus wirklicher Vergessen-

heit. Viele Umstände beweisen es augenscheinlich, dafs ihm sein Gedächtnifs in den letzten Jahren sehr untreu war, und daher eine Menge unrichtiger Angaben, von denen ich die mir mitgetheilten Berichtigungen hier anführe. Viele solche Irrungen kommen im 2ten Th. in der Erzählung seines Aufenthaltes in Erfurt vor. Erfurt hat (gegen S. 15) schöne Promenaden und einen öffentlichen, den Lynkerschen Garten. Die Mischung der Katholiken und Protestanten daselbst erzeugt wenig Zurückhaltung. Die jungen Professoren Wieland, Riedel u. s. w. (S. 17.) gehörten nicht zur philosophischen Facultät, weil sie nicht in derselben seyn wollten, und weil man zweyen von ihnen, die einmal Sitz und Stimme im Senat nahmen, das Leben so sauer machte, dafs sie bald wegblieben. Man hatte die jungen Professoren zur Ersparung der Kosten vom Disputiren und von Antrittsreden dispensirt; dieſs stand den alten Professoren nicht an. Das dritte, S. 18. erwähnte Collegium, heifst Amplonianum. Die Zahl der Studenten ist S. 19 falsch angegeben: ehe noch Wieland hinkam, war die Zahl von 80 auf 170—80 gestiegen. B. kam 1768 nach Erfurt. Im Jahr 1770 waren noch nicht alle neuen Professoren wieder fort. Froriep, Mensel, Sprengel, Lossius waren noch da. Riedel hatte allerdings (gegen S. 21) die Philo-

sophie

losophie systematisch, neml. nach Daries, studirt. Herel war (S. 23) allerdings ein strenger Oekonom; aber wohlthätig und half Bn mehr als einmal mit Gelde aus der Noth, wie dieser doch selbst einmal S. 90 bekennt. Herel las Collegia, zum Theil in Bs eigenem Auditorium gegen Bezahlung der Miethe, und besorgte, ob er gleich keine Besoldung zog, seine Publika dennoch sehr pünktlich und gewissenhaft. Wieland hatte einen schönen Vortrag und starken Zulauf, als er über Iselins Geschichte der Menschheit, und über Horazens Epistel an die Pisonen las. Grant (nicht le Grand S. 26) war keinesweges von vortrefflichem Charakter. Er musste seiner Ränke wegen in das Schotten-Kloster nach Regensburg. Nonne, ein protestantischer Arzt von gutem Charakter, wird S. 26 mit dem katholischen Arzt Nunn verwechselt. S. 27 steht Besserer für Bäsler, und S. 28 Schellenberg für Schellenberger. Die S. 85 genannte Assessorin hiess Eckart. — Im 3. Th. S. 27 ist die Schilderung vom Hofr. Neubauer sehr übertrieben und kaum halb wahr. Bedienter ist er nie gewesen, aber er soll eine Zeitlang als Scribent in Wien gebraucht worden seyn, hat sich aber durch seine Fähigkeiten, vorzüglich durch sein musikalisches Talent bald gehoben, hat 5 Jahre in Leipzig und Halle, erst Theologie, dann

die Rechte studirt, und ist als Hofrath des Fürsten von Leiningen gestorben. Die Th. 4. S. 162 erwähnte Dame war die verstorbene Oberforstmeisterin v. Golz in Colwitz im Magdeburgischen, mit welcher B. Briefe wechselte. Sie bezeugte schriftlich grosse Hochachtung gegen ihn und seine Schriften. Als sie aber einen Besuch von ihm bekommen hatte, urtheilte sie nachher: "eine Zeile von B. wäre mehr werth als ein Besuch." Die gröste Unvollständigkeit hat sich B. in dem Verzeichnisse seiner eigenen Schriften zu Schulden kommen lassen, das aus Meusels gelehrtem Deutschland und den Nachträgen dazu ergänzt werden muss. Ausser den dort angeführten soll ihm auch das Taschenbuch für das Verdauungsgeschäft von 1785. gedruckt zu Spashausen noch angehören. Die Briefschaften und Papiere, welche Pott von Bs Familie bekommen hatte, sind wieder an diese zurückgegeben worden. Bispink ist willens gewesen, vermischte Schriften aus Bs Papieren zum Besten der Kinder herauszugeben. — Man wird es hoffentlich nicht unzweckmäsig finden, wenn ich hier zum Schlusse noch ein, freylich der Vollständigkeit ermangelndes, Verzeichniss von Schriften für und gegen Bahrdt anhänge.

Etwas

Etwas an M. Bahrdt, seinen verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend. Berl. 764. (von Friedr. Teller)

Joh. Balth. Schmidt actenmäßige Erzählung und Nachricht und Vertheidigung wider B. zu Erfurt 770.

Bescheidene Erinnerungen über Bs Briefe über die systematische Theologie von einem Prediger auf dem Lande. J. C. M. 770.

Joh. Melch. Götzens Beweis, daß Bs Verdeutschung des N. T. keine Uebersetzung sey. Hamb. 773.

Beweis, daß die neue Lehrart in der Theologie, die B. zu Giessen vorgeschlagen hat, gar wohl anzunehmen sey. 775.

Schlossers Urtheil über Bs Philanthropin in den Ephemeriden der Menschheit 776. St. 2. S. 215.

Etwas den D. B. betreffend in Schlözers Briefwechsel Heft 29 S. 350. Heft 32. S. 82.

Lesterliche Epistel an den Marktschreyer K. Fr. Bahrdt in Dürkheim an der Hardt und

seine Consorten Joh. Fr. Gillet, als das erste Verschreibungsbillet mit der Inschrift: der philanthropinischen Eselskopf oder der in dem philanthropinischen Gaunernesse gesuchte Geldkopf. Im Jahr, da ein Hanswurst soviel galt als ein Marktschreyer. (Dieß ist nur ein Pröbchen von dem Geist der Pasquille, die auf B. herauskamen.)

Über Bs Glaubensbekenntniß erschienen unter mehreren andern folgende Schriften:

Winke der gesunden Philosophie gegen D. C. F. Bahrdt. 780.

Glaubens-Bekenntniß D. Bs widerlegt von Orthonoëte, item, von einem Schulmeister widerlegt.

D. B. Glaubensbekenntniß methodice widerlegt.

Bs. Glaub. Bek. mit Anmerkungen von Jacobi in Celle.

Bs Glaub. Bek. vom D. Semmler widerlegt. Ebendaß. von Teller widerlegt.

Ein Wort der Liebe an D. B. wegen seines Glaub. Bekenn. 779.

Ge-

G. Adam Horrer Unterſuchung des B. Glaub. Bek. 779.

Bs neuerlich ausgeheckte Erklärung an das Publikum über ſein Glaubens-Bek., widerlegt von Joh. Chph. Lucas. 780.

Gedanken eines Layen über Bs Glaub. Bek. im T. Merkur 79. Quart. 3 S. 170. 218.

Ueber Bs Gl. Bek. in den N. Miscellaneen. Leipz. 780 St. 8 S. 265—94.

Anmerkungen über Bs neueſte Offenbarungen. Frankf. 779.

Anmerk. über die Schrift unter dem Titel: Von der Gerichtsbarkeit der höchſten Reichs-Gerichte in geiſtlichen Sachen. Bey Gelegenheit des neueſten D. Bahrdtiſchen Rechtsfalls. Frankf. und Leipz. 779. (Ein wahrer politiſch-theologiſch-juriſtiſcher Zelot!)

Unterthänigſtes Gutachten wegen der itzigen Religions-Bewegungen, beſonders in der evangel. Kirche, wie auch über das Kaiſ. Kommiſſions-Decret in der Bahrdtiſchen Sache. 782.

Der wahre Charakter des D. B. In ver-

manten Briefen geschildert von einem Niederländischen Bürger an seinen Freund in London. 779.

D. Bs Leben, Schicksale u. s. f. 780. (Eine elende Persiflage, enthält Bs Leben und vorgeblichen Tod mit einer Leichenrede.)

Des schriftgläubigen Quedlinburgischen Publikums Nothwehr gegen den Schulmeister auf Gibeon. Quedlinburg und Lpz. 783.

Erklärung der theologischen Facultät zu Halle über H. D. B. Appellation an das Publikum wegen einer Censur-Bedrückung. Halle 785. (Enthält schätzbare Bemerkungen über Bs litterärischen und sittlichen Charakter.)

Eines Landpredigers Briefe an seinen Freund: ob die Briefe über die Bibel im Volkston Wahrheit seyn können? (von E. Friedr. Löschigk) Lpz. 786.

Standrede am Sarge des weiland wohlgelahrten Hrn. K. F B., eine Parodie. Berl. 787.

B. der Proselytenmacher, eine wahre Geschichte. Nirgendshausen, b. Niemand. 788.

Auch

Auch etwas über Preſsfreyheit und ihre Gränzen; oder: Iſt das Geſetz des Kaiſer Joſeph II, daſs die chriſtliche Religion nicht ſyſtematiſch beſtritten werden ſoll, ein weiſes Geſetz? Wider Hrn. D. B. erwieſen von einem Freunde der Wahrheit. Quedlinburg und Lpz. 788. (vom Diak. M. Kinderling gegen Bs Schrift: über Preſsfreyheit und deren Gränzen 787. gerichtet.)

Epiſtel an den Verf. des zweyten Quinquenniums vom K. und Ketzer - Almanach. 788.

Die Aufklärung der Hölle. Eine gereimte Phantaſie zur Herzſtärkung für Hrn. D. B. in ſeinem Gefängniſſe, von Palämon dem Jüngern. Lpzg. 789. (Jamben auf Bs gewandte Schlauheit. Er wird vom Pluto verdammt ewig zu ſchreiben. Sobald er aber ein Blatt voll geſchrieben hat, nimmt es ihm eine Harpyie weg und beiſst ihn in die Finger, damit er das Blut ſtatt der Dinte brauche!)

Ueber die deutſche Union findſ unter andern herausgekommen:

Mehr Noten als Text oder die deutſche Union, der XXger, eines neuen geheimen

heimen Ordens zum Besten der Menschheit. Aus einem Packet gefundener Papiere zur öffentlichen Schau gestellt durch einen ehrlichen Buchhändler. Lpz. 789 (vom Geh. Rth. Bode in Weimar)

Nähere Beleuchtung der deutschen Union. Frft. und Lpz. 789.

X Y Z neue Aufschlüsse über die neue Union. Berl. 789.

Vergl. Compendiöse Bibliothek, der Freymaurer. Heft 4 und 5. Berl. Mon. Schrift 89 St. 3 S. 282 ff. St. 7 S. 73 ff.

Anreden an die Richter des D. B. von einem deutschen Manne H. v. L. (aus dem deutschen Zuschauer) 789.

D. Bs Gefangenschaft. Von a. Freunde der Wahrheit. Philadelphia 789. (S. Bahrdt Gesch. seines Gefängnisses S. 108.)

D. Bs rechtliche Vertheidigung. Das einzige zur Beleuchtung seiner neuesten Schicksale authentisch bekannte Actenstück. Regensburg. 790.

Pott Leben, Meinungen und Schicksale

D.

D. Bs Lpz. 790. (B. nennt dieſes Werk nicht ganz ohne Grund ein Pasquill, wiewohl es mitunter Wahrheiten enthält. Der Verf. hat Vorausbezahlung auf den 2ten Band angenommen, der aber vermuthlich nie erſcheinen wird).

B. mit der eiſernen Stirn. 790. (Die Scene iſt Bs Weinberg; wo die ſogenanten Aufklärer ihr Weſen treiben. Die Geſchichte dieſes Pasquills iſt bekannt.)

Schriftliche Anrede an die Freunde des D. B. beym Tode ſeiner älteſten Tochter. Halle 791.

Bs Höllenfahrt, ein Schauſpiel vom erſten Range in 5 Aufzügen. 792. (Iſt unter allem Rang. S. Allg. L. Z. 96 N. 47 S. 376.)

Chrſt. Hnr. Vogels Leben, Charakter und Verdienſte geſchildert, und als Pendant zu Hrn. D. Bs. ſelbſtverfertigten Lebensgeſch. herausgegeben von des Verewigten hinterlaſſenem älteſtem Sohne W. J. A. Vogel. Erfurt 792. (Iſt für Bs Leben von keinem Belang.)

Bs unruhiges Leben und ſchmerzvoller Tod. Halle 792. Wiederholte Auflage unter dem Titel: Bs unruhiges Leben, ſein ſchmerz-

schmerzvoller Tod und Begräbniss. Dritte verbesserte Auflage unter dem Titel: Bs unruhiges Leben, Tod, Begräbniss und Reise nach der Ewigkeit. (Ein Dreyerblättchen für die Jahrmarktsbuden, wie die A. L. Z. sagt.)

Auf D. Bs Tod. Seinen Freunden und Schätzern gewidmet von J. C. H Sch–r (Schäfer). Deutschl. 792.

Einige andere Schriften über Bahrdt sind im Nekrólog vor Bs Leben angezeigt, und am Ende des Verzeichnisses der Bahrdtischen Schriften in Rötgers Nekrolog für Freunde deutscher Literatur. 2. St.

Den

H. A. Fr. v. Eschstruth.

(S. Nekrol. 1792. I, 103 ff.)

Es ist dem Herausgeber des Nekrol. ein Aufsatz mitgetheilt worden, den die verehrungswürdige Gattin des edlen Eschstruth für den Kreis ihrer Freunde schrieb, um zu bestimmen, in wie fern sie der Darstellung ihres seel. Gatten im Nekrolog Beyfall gebe, oder welche Nachrichten und Urtheile sie für unrichtig hielt. Die Theilnahme, die durch das Ganze herrscht, und die von einem ungemeinen Grad der Bildung zeugende Schönheit des Vortrags bestätigen dasjenige, was dort S. 117. gesagt ist, dass Eschstruth in ihrem Besitz die zärtlichste Freundin und den besten Lohn seiner vielen Tugenden fand. "Mein Herz, heisst es gleich zu Anfang, sagt den Freunden, die das stille Grab meines verewigten Gatten mit den Blumen des freundlichsten Andenkens bestreuten, warmen Dank, und eben so sehr demjenigen, welcher sie gütig sammelte und in jenem Buche zum Kranze wand, der unverwelklich auf dem kleinen Hügel blühet, unter

ter welchem mein ganzes Erdenglück ruhet." Was sie indeſs für nicht richtig dargestellt hält, zeichnet sie aus; "denn, sagt sie, meinem Herzen ist es Pflicht, jeden Schein von Tadel von der Asche deſſen zu entfernen, der mir so lieb war." — Aus diesem Zeugniſs zärtlicher Liebe soll hier dasjenige ausgehoben werden, was zur Berichtigung oder Widerlegung jener Darstellung im Nekrol. darin vorkömmt.

Zu p. 109. "Wohl war der Durst nach allem Groſsen, Edlen und Schönen heiſs in der Seele des Vollendeten, wohl war sein Streben nach intellectueller und sittlicher Vollkommenheit gränzenlos; nie war er zufrieden, etwas halb gethan zu haben; was er lernte, das wollte er ganz und auf die beſte Art lernen, und freylich kostete das ihm manche Anstrengung; denn obgleich, nach meiner Ueberzeugung, sein erstes augenblickliches Gefühl bey jeder Sache sehr treffend und richtig war, so hatte er doch selbst zu wenig Eigenliebe, um dieſs zu glauben, und war nie mit seinen Arbeiten zufrieden, bis er sie genau geprüft und das Urtheil seiner Sachkundigen Freunde darüber eingeholt hatte; eine Eigenschaft, oder vielmehr Verfahrungsart, die man jedem Schriftsteller wünschen sollte, und bey deren Ausübung man wohl nicht

nicht ſogleich auf Mangel an eignem richtigen Gefühle ſchlieſsen dürfte. Seine Lehrer und die Richter ſeiner muſikaliſchen Arbeiten, deren Fähigkeit zu beyden Geſchäften wohl niemand bezweifelt, waren C P. E. Bach und Vierling in Schmalkalden, und dabey ſchöpfte er; freylich mühſam, viel aus den Schriften und Werken verſtorbener groſser Tonkünſtler, Sebaſt. Bach, Kirnberger und anderer. Daſs ſeine Compoſitionen nicht ſo allgemein gefielen, entſcheidet wohl nichts über ihren Werth; denn wer könnte wohl behaupten, daſs daſs Urtheil des groſsen Haufens in Sachen des feinern Gefühls immer richtig ſey? Auch iſt in Anſehung der Muſik eben ſo wohl, als in andern Sachen, der Geſchmack äuſserſt verſchieden. So wie des ernſten Youngs Schriften nur dem tiefen Denker gefallen, und von dem lebhaften Jüngling ungenützt weggelegt werden; ſo wie dem Traurigen der heiterſte lachende Witz gleichgültig bleibt: ſo fordert die wirkliche, eigentliche Harmonie auch, daſs man ſich erſt in die Stimmung ſetze, ſie recht genieſsen zu können, ehe man ſie genieſst. Wer darüber nachdenken will, der wird dieſs ſelbſt ſo finden. In der Muſik und in der Werthſchätzung der Tonſetzer ſelbſt herrſcht die allgewaltige Tyrannin Mode; oft entſcheidet ſie allein für oder wider den Componiſten; was

aber immer ſchön, immer richtig und gut ſeyn ſoll, kann unmöglich das leichte Gepräge der wankelmüthigen Göttin tragen. Auch war es dem nach Vollkommenheit jeder Art ſtrebenden Geiſt meines E. unmöglich, ſich unter ihr Joch zu beugen; er wollte, daſs ſeine Compoſitionen auch noch nach Jahrhunderten die Prüfungen der Kenner ſollten ertragen können. — Jene p. 109. erwähnte Einleitung zu Millers-Liedern ſagt hierüber mehr, als ich ſagen kann." —

"Weder auf der p. 113 im Nekrol. angeführten 57ſten Seite der Einleitung zu Millers Liedern, noch auf den vorhergehenden und folgenden, finde ich irgend eine Spur von Stolz; nur gekränktes Selbſtgefühl ſpricht hier, und wer ſollte dieſs Gefühl dem Manne verargen, der mit dem wärmſten Herzen für Freundſchaft, diejenigen wirklich für ſeine Freunde hielt, die ſich ſo nannten, und deſſen eignes trugloſes Herz ſo ungern an Täuſchungen dieſer Art glaubte; der es ſich bewuſst war, daſs er ſeine Arbeiten ihnen vorgelegt hatte, nicht um von ihnen geſchmeichelt zu werden, ſondern aufrichtige, aber auch gründliche Urtheile darüber zu hören, und dem es Herzensangelegenheit war, Veredlung der Gefühle und Ausbreitung nützlicher und ſchöner Gedichte durch die Muſik

zu

zu bewirken, wie seine, nie durch schalen Witz oder niedere Equivoquen entweihete musikalische Muse ihn hoffen liefs. Nicht ohne Grund hielt er die Musik, freylich Musik von einer andern Art, für eine der Beschäftigungen der Vollendeten in höhern Regionen. Wie wird er jetzt dort sein Gefühl für sie vervollkommnet haben, da er schon hier jenen frommen Gedanken von Gott und Ewigkeit doppelt lebhaft empfand, wenn er durch die Musik zu seinem Herzen sprach!"

Zu p. 111. "Ansprüche auf ausgezeichnetes dichterisches Talent machte er selbst nicht; er kannte sehr wohl die Eigenschaften, welche ein vollkommenes Gedicht bezeichnen; und wenn er in seinen, 1783 und 84 herausgegebenen Blumenlesen manche unverdienstliche Arbeit aufnahm, so geschah diefs mehr um den Muth junger Dichter, die sich gern ausbilden wollten, nicht niederzuschlagen, als aus Ueberzeugung von dem Werthe der Stücke. Und hatte er da nicht Beyspiele grofser Dichter vor sich? Mein E. schätzte die Poesie mehr in Absicht auf die Gegenstände, welche sie behandelte, und der Wirkungen, die sie auf das Herz und oft dadurch auf unsere Handlungen hatte, als aus irgend einem andern Gesichtspunkte; diefs ist die Ursache, warum er, ob er gleich sich selbst das Talent

der fliefsenden Poesie versagt glaubte, dennoch seine eigene und andere Arbeiten in diesem Fache der Welt zeigte."

Zu p. 115. "Der Biograph belegt mit den Benennungen Eigenheiten und Sonderbarkeiten, was vielleicht unter andern Umständen so heifsen könnte, hier aber, um der Ursachen willen, aus denen diese Folgen flossen, wohl einen andern Namen verdient. Während der akademischen Jahre, und besonders als E. noch das medicinische Studium liebte, hatte er oft die Anatomie besucht und zugleich damahls das Schicksal gehabt, oft gegen Metzgerhäusern über zu wohnen; dies zusammen genommen hatte so stark auf seine sehr reitsbare Einbildungskraft gewirkt, dafs er dadurch lange Zeit einen unüberwindlichen Ekel nicht nur gegen alles Fleischhessen, sondern auch gegen alles Fleischsehen bekam; also war es nicht Sonderbarkeit oder blinde Nachahmungssucht, und es zeigt ja wohl von seiner Selbstüberwindungskraft, dafs er, als ihn späterhin Aerzte und Schriften grofser Aerzte von dem Nutzen oder vielmehr von der Nothwendigkeit des Fleischessens in Absicht auf die Gesundheit überzeugten, trotz jenes starken Ekels dennoch das Bessere that."

In

"In Ansehung der veränderten Orthographie hatte er grosse Vorgänger und Beyspiele genug. Dass sie nicht allgemein angenommen ward, beweist, dünkt mich, gar nichts gegen sie; seine Gründe dafür hat er selbst bekannt gemacht. Den Wunsch sie eingeführt zu sehen, bestimmte besonders die Zeitersparniss, die durch die wenigern Buchstaben bey mehrerer Uebung würde erlangt worden seyn, und ihm, der nicht gern eine Minute verlohr, galt das viel."

S. 114. heisst es, er habe die Gesellschaft wenig aufgesucht und auch gegenseitig in grossen Zirkeln nicht so gefallen, wie man es bey seinen sonstigen Vorzügen hätte denken sollen. — Die Fr. Wittwe hat das so genommen: "Er habe den wenigsten Menschen gefallen," und führt zum Gegenbeweis an, dass selbst sein Landesherr in seiner Krankheit und bey seinem Tode, eben so wie viele andere gute Menschen, grosse Theilnahme bezeigte und seinen Verlust beklagte.— Hier ist wohl ein blosses Missverständniss. Es heisst in der Biographie ausdrücklich, er sey, in Rücksicht auf gesellschaftliche Talente, kein Mann für grosse Zirkel gewesen; und hier wird eingewendet, er sey von seinem Fürsten und von edeln Menschen geschätzt worden; Dinge, die sich bekanntlich sehr gut vertragen.

Zu p. 116. wird erinnert, dafs der dort erwähnte Ankauf unnöthiger Dinge nur auf Gegenstände, die Musik betreffend, eingeschränkt werden müsse; und auch dazu habe er nur den Ertrag seiner musikalischen Arbeiten bestimmt; er habe zwar eine Last von Sorgen gehabt, aber nicht aus eigner Schuld. "Die Leiden, welche ihn am meisten drückten, waren von der Art, dafs sein fein fühlendes Herz sie nur seinen Vertrautesten im strengsten Geheim mittheilen konnte; ihre Quelle war ihm ehrwürdig, und dort, wo jede unserer Handlungen und ihre Ursachen offen daliegen, wird der ewige Belohner viele Perlen in den Kranz seiner Vergeltung winden für die stille Ertragung jener Kummerstunden. O wie gern möchte ich hier jedem Menschen die Bitte zurufen, nicht zu urtheilen über die Handlungen anderer, deren Beweggründe wir nicht kennen." —

Martin Friedr. Schaeffer.

(Nekrol. 1791. II, 303.)

Der Sohn dieſes verdienten Mannes, der K. Preuſs. *Subſtitutus Fiſci* und Juſtitz- und Urbarial-Commiſſair zu Pleſs in Oberſchleſien, Hr. Karl Friedrich Ludwig Schäffer hat dem Herausgeber des Nekrol. den am ang. Ort S. 306 erwähnten Aufſatz, der ein Supplement zu der biographiſchen Nachricht im Weltbürger, Heft I, iſt, zugeſendet, der in jenem Journal, da es nicht fortgeſetzt worden iſt, keine Stelle hat finden können. Er folgt hier:

"Der ungenannte Verfaſſer des Aufſatzes im Weltbürger Heft I. No. 10. über meinen verewigten Vater hat mich am Ende deſſelben zu einer Biographie aufgefordert. Ich ſehe mich alſo gewiſſermaſsen meine Gründe anzuführen genöthigt, warum ich es bisher nicht that, und ſchreibe auch nur das Nachſtehende, meinem erſten Vorſatze ungetreu, aufgerufen

rufen, nieder. Mein Vater verlebte in philosophischer christlicher Stille seine Tage. Eitelkeit und Sucht durch schriftstellerische Talente zu glänzen oder einen Erwerb zu machen, waren ihm fremd; er wollte blos nutzen. Dazu wirkte und schrieb er, wie die Gegenstände, die er wählte, zeugen. Diese Bescheidenheit, ein Hauptzug seines Charakters, leitete ihn sein ganzes Leben hindurch bis an seinen Tod. Nur durch seine Schriften einigermaßen, durch seine Person aber weniger bekannt, übte seine stille Tugend in dem gewählten Zirkel und in seiner Familie alle Pflichten mit Strenge aus, die er sich zum Zweck gesetzt hatte, und Schlesien wird die Früchte seines Fleißes noch lange genießen, wenn es auch den Urheber dem Namen nach nicht mehr kennt. Sein häusliches Leben, zwar eine ununterbrochene Kette von widrigen Vorfällen, würde das Publikum nicht interessirt haben, und Literatoren noch weniger, da es auf seine Gelehrsamkeit und was dazu gehört, wenig Bezug hatte, und überdem nicht mit auffallenden, unerwarteten Begebenheiten durchflochten war, die der heutige Leser zu einer amüsanten Lectüre verlangt. Ich nahm also Anstand, besonders als Sohn und folglich als nicht ganz unbefangener Lobredner, etwas zur Erhaltung des Andenkens meines guten

Va-

Vaters zu schreiben, und würde auch jetzt nichts sagen, wenn der Aufsatz im ersten Hefte des Weltbürgers nicht den Ton schon angegeben hätte. Dank aber dem edlen Verfasser, den ich aus einigen Zügen seines Aufsatzes hinlänglich kenne, dass er aus eigner Wahl übernahm, das Andenken meines Vaters so ehrenvoll zu erhalten! Das, was ich hinzufüge, ist nur Berichtigung zur Vollständigkeit dieses Denkmals."

"Er ist zu Berlin den 29. October 1713 geboren; sein Vater war Kaufmann und Inhaber einer Gold- und Silberfabrik daselbst. Er hatte besonders unter Köster, Frisch, Heinius, Muzelius und Gottschling zu Berlin im Gymnasio des grauen Klosters, im Johannisthalischen und Neustädtischen Gymnasio zu Brandenburg seine Schulstudien getrieben, besuchte die Akademien Halle, Jena und Frankfurt a. d. O. von 1732—36 und hatte Böhmer, Ludwig, Heineccius, Knorr, Brunnquell, Karpov, Hoffmann und Fleischer zu Lehrern. Hierauf that er eine Reise durch Ober- und Niedersachsen, Hessen, den Oberrhein. Kreis und Westphalen, wo er sich in Duisburg bey dem Generallieutenant Baron von Sonnsfeld und Wittenhorst, einem Verehrer der Wissenschaften und Künste,

als Gesellschafter bis 1739 aufhielt. Ungern entliess ihn gedachter Baron von Sonnsfelds nach Berlin, von wo aus er nach Glogau an die neuerrichtete Kriegs- und Domainenkammer 1741 als Sekretair geschickt wurde. Hierauf wurde er in gleicher Qualität bey der Breslauischen Kammer angesetzt, wo er die Registratur ebenfalls in Ordnung brachte. Er begleitete als Sekretair auf Befehl des Ministers von Münchow, die von dem König Friedrich II. im Jahre 1743 zur Kaiserl. Armee als Volontairs abgeschickten Generals und Officiers nach Wien und hierauf nach Bayern, machte einen Feldzug mit, führte die Correspondenz mit dem Könige und bereiste nach geendigten Aufträgen einen Theil Bayerns; sodann machte er die Reise auf der Donau nach Wien, wo er sich einige Zeit aufhielt und endlich nach Breslau zu seinem Posten zurückkehrte. Im Jahr 1745 verheirathete er sich mit Johanna Eleonora Kaselin, der Tochter eines Breslauischen Kaufmanns, und wurde im Jahre 1746 von der Kammer zur Justiz und zwar an die Königl. Preuss. Oberamtsregierung zu Oppeln als Oberconsistorialrath und Oberamtssecretair versetzt. Hier genoss er der vorzüglichen Protection des Grafen von Röder und war wegen seiner in der Gegend hervorstechenden Kenntnisse in den schönen und andern Wissenschaften, der Liebling des

dasi-

daſigen hohen Adels. Dieſs war die beſte Epoche ſeines Lebens, die er durch den Abgang des Grafen v. Röder von der Regierung verlor, und er ſah demnach nicht ungern, daſs er 1752 an die Breslauiſche Oberamtsregierung mit Beybehaltung ſeiner Qualität verſetzt wurde. Hier übernahm er auſser andern gelehrten Arbeiten die Bearbeitung des Landſchulfaches, und erhielt endlich auf ſein Begehren durch ſeinen groſsen Gönner, den jetzigen Groſskanzler v. Carmer, im Jahre 1780 ſeine Dimiſſion mit einer Penſion von 300 rthl. Er zog hierauf im Novbr. 80. in mein Haus nach Pleſſe in Oberſchleſien, wo er eben ſo unbemerkt wie zuvor lebte, ſich blos mit Vorbereitung zur Ewigkeit beſchäftigte und den 3ten Jan.*) 1791 am Brande an der Fuſszehe und Altersſchwäche im 78ſten Jahre ſeines muſtervollen Lebens mit Tode abging."

Nun folget das vollſtändige Verzeichniſs ſeiner Schriften; da ſich dieſs aber eben ſo in Rötgers Nekrolog für Freunde deutſcher Literatur, St. I. S. 206 findet, und man vorausſetzen darf, daſs Freunde der Bücherkenntniſs jenen Nekrolog von Rötger neben dieſem beſitzen: ſo ſoll es hier nicht wiederholt, ſon-

*) Nicht am 16ten, wie es im Nekrolog 1791 II, 303 heiſst.

sondern nur noch einige, seine Schriften betreffende Bemerkungen beygefügt werden.

Seine Übersetzung der Schriften des Reine über die Religion gab Veranlassung zu seiner ungesuchten Aufnahme als Ehrenmitglied in die Gesellschaft zur Beförderung der freyen Künste zu Leipzig. — Der *Traité sur la culture du murier blanc* wurde von ihm auf Befehl des Staatsministers Grafen von Schlaberndorf geschrieben, um dadurch zu dem damahls (1757) anfangenden Seidenbau zu ermuntern. — Zu der mühsamen Übersetzung des *Antilucrece* vom Card. Polignac wurde er von der Leipz. Gesellsch. der fr. Künste und von dem Professor Formey in Berlin aufgemuntert. — Die *Flores* aus dem Seneca wurden zuerst in Warschau gedruckt, indem er diese Arbeit zum Besten eines vertrauten Freundes, der dort einen Bücherverkehr hatte, unternahm. Jene Warschauer Ausgabe, die aber wenig in das Publikum gekommen ist, weicht sehr von der nachherigen Breslauer (1761) ab, sowohl in Absicht der Wahl als des Umfangs. Dieser letztere Auszug ist von dem reformirten Realgymnasium in Breslau zum Lesebuche in den obern Classen angenommen worden.

Alle

Alle seine Schulschriften schrieb er auf Befehl des Preuſs. Oberconsistorii und unter der Aufsicht des nachherigen Groſskanzlers von Carmer; auch sind sie in den Niederschlesischen Landschulen wirklich eingeführt. Er hatte mit dem Prälaten von **Felbiger** zu Sagan, der um eben die Zeit die katholische Schulmethode verbesserte, Umgang, und führte einen Briefwechsel mit ihm. Auch ist eine Seminariensanstalt für Landschulmeister nach seinem Plane in Breslau errichtet und es sollte noch, um ein Ganzes in der Landschuleinrichtung in Schlesien zu bewirken, eine Encyclopädie aller wissenschaftlichen Kenntnisse für einen Landschulmeister, die im Manuscript fertig war, dazu kommen; dieser einzige Aufsatz aber ist nicht ans Licht getreten.

Eins seiner Bücher hat den Titel: Alte geistliche Gesänge nach neuer Mundart verbessert. Breslau 1768. "Dies war, so fährt der Sohn fort, eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Bekannt mit dem innigen herzerweckenden Tone alter Kirchenlieder eines Luthers, Dachs, Gryphius, Hans Sachsens, Rist, Paul Gerhards u. s. w. versuchte er nur die anstöſsigen Härten durch Feile zu verdrängen, ohne ein neues Lied daraus zu machen, welches er für einen Hauptfehler bey Verbesserung alter Lieder hielt. Er suchte sich

Joh. Fr. Haehn.

(Nekrol. 1790. II, 333.)

Es ist dort eine falsche Nachricht über die Zeit und den Ort seines Absterbens abgedruckt. Er starb nemlich zu Aurich, den 4. Jun. 1789. und gehört also schon dem Jahr seines Todes zu Folge nicht in die Gränzen des Nekrologs. Nachrichten über diesen durch Schicksale und Charakter merkwürdigen Mann findet man übrigens in Henke's Archiv für die neueste Kirchengeschichte II, 156. 603. und IV, 599.

Graf Fr. Al. v. Brühl.

(Nekrol. 1793. II, 423.)

Der Minister Brühl liegt nicht in Dresden begraben, sondern seine Leiche wurde nach Forste gebracht, und in der dortigen Kirche ist ihm auch ein Monument errichtet. Die Kreuz- und Neustädter-Schule in Dresden kann aber wohl den Sarg, als er in Procession von Dresden weggebracht wurde, begleitet haben.

Joh. Aug. Ephr. Goeze.

(Nekrol. 1793. I, 182.)

In jener Biographie Gözens, die der Freund und Verwandte desselben, Hr. Pastor Cramer, herausgegeben hat, und aus welcher der Nekrolog schöpfte, ist ein wahrheitliebender und nichts übertreibender Erzähler unverkennbar; indefs sind doch dem Herausgeber des Nekrologs folgende Zusätze zu jener Schilderung in die Hände gekommen, die von einem unpartheyischen Zeugen herrühren und die dem Bilde mehr Aehnlichkeit und Wahrheit geben.

Zu S. 183. "— ihm war von Jugend auf eine grofse Lebhaftigkeit des Geistes eigen, die bis an sein Ende in allen seinen Handlungen unverkennbar blieb." — In Goezens lebhaftem Temperamente, in der ihm eigenen Reizbarkeit und in manchen Umständen seiner Erziehung lag der Grund mancher seiner Fehler, von denen ihn hernach Jahre, Studien und Erfahrung nie ganz heilten. Sein Vater liebte ihn als seinen jüngsten Sohn vorzüg-

lich, und, da er selbst die Ruhe liebte, überliefs er ihn von der ersten Kindheit an fast ganz der Aufsicht und Leitung einer alten Haushälterin, welche denn auch Mutterstelle mit einer übermäfsigen Zärtlichkeit bey ihm vertrat. Seine glücklichen Anlagen und die Leichtigkeit, womit er jeden Unterricht faste, machten, dafs man andere Fehler leicht übersah, und im väterlichen Hause ihm gern in allem willfahrte. Hieraus entstand bey ihm sehr früh der Hang, nach Laune zu handeln, der nachher für ihn selbst zu einer lästigen Gewohnheit wurde. Er konnte plötzlichen Einfällen nicht gut widerstehen, und sich fast bey keiner Sache anhaltend einigen Zwang auflegen. Es wurde ihm schwer, sich nach irgend jemand zu bequemen. Die grofse Willfährigkeit, mit der man ihm in der Jugend bey seinen Wünschen nachgegeben hatte, machte, dafs alles, was um ihn war, sich spätterhin nach ihm richten mufste. Geschah dieses nicht, so wurde er leicht heftig und bey nachlassendem Affecte verfiel er gemeiniglich in eine üble Laune, die ihn gänzlich verstimmte; dann bedurfte es aber auch nur einer Kleinigkeit, ihn geschwind zum heitersten Frohsinn wieder umzustimmen, und so fand man ihn oft in wenigen Stunden ganz verändert, ohne dafs dazu eben eine bedeutende Ursache vorhanden war.

Hierin

Hierin lag zugleich eine der Hauptursachen seiner allgemeinen Veränderlichkeit, die sich fast über alle seine Handlungen und Unternehmungen erstreckte. Er war gewohnt, fast immer mit Affect zu handeln und zu urtheilen. Eine Sache mochte ihn noch so sehr an sich ziehen, so wurde sie ihm gewiss bald gleichgültig oder gar zuwider, sobald er im ruhigen Zustande war und seine gewöhnliche Lebhaftigkeit eine Zeitlang ablegte.

So war es bey ihm mit Büchern, mit Studien, mit Freunden, mit Vergnügungen, kurz mit allem, so dass er sich bald für eine Person, Sache oder Unternehmung schnell und lebhaft interessirte, eben so bald aber auch und durch einen kleinen Umstand gleichgültig werden konnte. Wer daher in Hinsicht auf seine übrigen guten Eigenschaften sein Freund war und es bleiben wollte, musste seine Launen von Kälte und Gleichgültigkeit mit Ruhe und Fassung können überhin gehen lassen; sonst war die Freundschaft mit ihm von keiner langen Dauer. Selbst wenn er wider Sachen und Personen eingenommen war, so konnte er, wenn sie zur glücklichen Stunde bey ihm die rechte Seite berührten, sehr leicht dafür gewonnen werden; und dann spiegelte ihm der Affekt leicht vor, er habe hinreichende Gründe gehabt, seine Meynung

zu ändern. Ob er gleich hernach oft genug fand, wie sehr er sich geirrt hatte, so konnte er doch nie ganz Herr über diesen Fehler werden, der ihn so oft übereilte, und ihm durch seine Folgen so manche unangenehme Stunde machte.

Zu S. 185. "Er trieb auf Universitäten Predigerwissenschaften; Lectüre, die Physik und Naturgeschichte betreffend, war für ihn nur Sache des Vergnügens und der Erholung." Dem mangelhaften Unterrichte, den Goeze in theologischen, historischen und philologischen Wissenschaften auf Schulen und Universitäten genossen hatte, ist es vorzüglich zuzuschreiben, dass er in jenen Wissenschaften nicht die Fortschritte machte, die ihm sonst bey seinen glücklichen Anlagen leicht möglich gewesen wären. Göze gestand selbst, dass er in jüngern Jahren, verleitet durch die damahlige Art des philologischen Unterrichts, der Meynung gewesen sey, eine mässige Kenntnis alter Sprachen reiche hin, um in der Theologie glückliche Fortschritte zu machen. Baumgartens tabellarische Methode in der Theologie und besonders in der Exegese, half zwar seinen fleissigen Schülern bald dazu, mit scheinbarer philosophischer Genauigkeit den biblischen Text in

die

die kleinsten Theile zerstückelt zu lernen, und daraus allerley practische und theoretische Sätze herzuleiten; sie übte von gewissen Seiten den Scharfsinn und leitete vom alten trägen und polemischen Wege wieder auf einen etwas bessern; aber bis zum wahren Geist der ächten biblischen Auslegung war noch ein weiter Schritt zu thun. Deswegen konnte auch Göze damals seine guten Fähigkeiten auf dieses Studium nicht mit dem Erfolge verwenden, als er späterhin würde gethan haben, wenn er einen Ernesti, Semler, Nösselt u. a. zu Lehrern gehabt hätte. Fleiss und Lectüre verhalfen ihm zwar späterhin zu bessern Einsichten in den Geist der Religion; ja er fing einmahl, da er schon einige Zeit Prediger gewesen war, an, die Bibel in ihren Grundtexten von neuem zu studiren; aber er war mit den alten Sprachen nun nicht so vertraut, dass er in diesen Fächern noch grosse Fortschritte hätte machen können, und der langsame Fortgang eines solchen Unternehmens, wenn man es in männlichen Jahren erst anfängt, brachte ihn bald wieder davon ab. Er fühlte und äusserte das selbst, und diese war eine von den Ursachen, warum er hernach Nahrung für seine Thätigkeit in einem Fache suchte und fand, das ausser den Grenzen der Theologie lag. So leicht er sonst einer Sache überdrüssig werden konnte, so

fest hing er an dem Studium der praktischen Naturgeschichte, das ganz für ihn gemacht schien. Die unendliche Mannichfaltigkeit neuer Gegenstände, die sich hier darbieten, das Unterhaltende, das mit ihrer Untersuchung verbunden ist, das Anziehende neuer Entdeckungen, gaben seiner Lebhaftigkeit fortwährend hinreichende Nahrung. Er blieb deswegen dieser Wissenschaft auch bis an sein Ende getreu, ausser, dass er in seinen letzten kränklichen Jahren mehr darüber schrieb als beobachtete.

Seine erwähnte grosse Lebhaftigkeit war Ursache, dass er oft schnell Freundschaften mit Personen knüpfte, die seiner nicht würdig waren, oder sonst nicht zu ihm passten, und dass er sich also nachher oft über getäuschte Erwartungen und über Undank beschwerte; eben daher kam es aber auch, dass andere sich oft mit Recht über die Veränderlichkeit in seinem Betragen gegen sie beschwerten. Auswärtige Gelehrte und Fremde, die ihn sehr häufig besuchten, fanden eben deswegen zuweilen eine ausgezeichnet warme Aufnahme, zuweilen war er aber auch auffallend kalt. Oft machte ihn freylich, besonders in den letzten Jahren, seine Kränklichkeit unfreundlich, oft auch die unhöfliche Zudringlichkeit derer, die ihn besuchten, und die zuweilen

selbst

selbst Sonntags, wo seine Amtsgeschäfte ihn doch abhielten, sich bey ihm melden liessen. Nichts ist gewöhnlicher als Klagen der Reisenden über die Aufnahme, die sie bey manchem Gelehrten und Künstler finden; wer aber auch weiss, wie unartig und zudringlich sich manche Besuchende benehmen, wird sich durch solche einseitige Beschuldigungen nicht irre führen lassen, und Männer nicht nach den Anecdötchen beurtheilen, die hin und wieder von ihnen erzählt, auch wohl gedruckt werden. Göze klagte besonders über die Besuche unwissender Leute, die ihm zuweilen viele Zeit verdarben, seine Bücher, Instrumente und Naturlien ohne wahren Antheil begafften und ihn mit ewigen Fragen peinigten. Er hatte die Gabe, Sachen mündlich ausnehmend angenehm, lichtvoll und belehrend darzustellen, und that das häufig bey Vorzeigung seiner Sammlungen mit vieler Gefälligkeit; allein, wenn er nun solchen Leuten stundenlang vordemonstrirt hatte, und durch alberne Fragen oder fade Einwendungen erfuhr, dass sie nichts von allem begriffen hatten, so war seine Geduld auch mit einem Mahle am Ende. Seine Erklärungen hatten deswegen so viel Anziehendes, weil er immer mit einer warmer Theilnahme sprach und sich dabey verweilte, was seine jedesmaligen Zuhörer besonders interessirte.

Eben in diesen vorzüglichen Talenten liegt auch wohl wieder die Ursache seines schriftstellerischen Charakters. Eine ungemeine Leichtigkeit und oft sehr anziehende Darstellung zeichnen seine Schriften unläugbar aus; allein da vieles ein Interesse für ihn hatte, auch wohl bey der mündlichen Demonstration für andere bekam, was nicht so erscheint, wenn man den kritischeren Leser auf dem Papiere damit unterhält, und er beym Niederschreiben diesen Unterschied nicht vor Augen hatte: so verfällt er oft in seinen Aufsätzen in eine wortreiche Weitschweifigkeit über Kleinigkeiten. Er strich schwerlich etwas aus, das er einmahl niedergeschrieben hatte, und mußte alles seinen Lesern mittheilen, was er bey einer Sache fand, gefunden zu haben glaubte oder dachte, wovon seine Leser in seinem Allerley, in den Harzreisen, in den Bänden über Natur, Menschenleben und Vorsehung, mehrere Belege finden werden. Hätte er langsamer, mit mehrerer Kälte und Prüfung gearbeitet, so würde er seinen Schriften weit mehr Correctheit haben geben können, da es ihnen jetzt so oft an der Absonderung des Wichtigen von dem Minderwichtigen fehlt. Seine lebhafte Einbildungskraft verleitete ihn auch wohl mitunter, die Sachen in der Darstellung zu übertreiben, und zuweilen mehr oder weniger zu finden,

als

als wirklich da war; ja, so treu sein Gedächtniss im Allgemeinen war, führte ihn doch die Einbildungskraft zuweilen so irre, dass er manches nichts weniger als richtig darstellte und bloße Bilder der Imagination mit einmischte;*) besonders dann, wenn er zum Voraus einen Gesichtspunkt gefaßt hatte, den er für den rechten oder wichtigsten hielt, woraus die Sache angesehen werden sollte. Er irrte zwar auch dann nicht mit Vorsatz oder wollte irre leiten, sondern er hinterging sich selbst.

— Die Neigung zur Sparsamkeit und zur Vermehrung seines Vermögens wurde in seinen letzten Lebensjahren immer sichtbarer. Früher wurde sie durch sein lebhafteres Interesse an andern Dingen sehr gemindert und zeigte sich nur in der sehr pünktlichen Verwaltung seiner Geldangelegenheiten. Späterhin, wo er es weniger nöthig hatte, schränkte er sich auf allen Seiten ein, trieb fast einen beständigen Handel mit seinen Büchern und andern Sachen, schickte an einige auswärtige Gelehr-

*) Man vergleiche hiermit Nekrol. 1793, II, 340. in der Biographie des Pastor Hesse in Bleicherode, von welchem Göze in der 4ten Harzreise, S. 119—197 eine sehr verschönerte und zum Theil wirklich unrichtige Nachricht giebt.

er Exemplare seines Buchs über die Intestinalwürmer und bekam denn von ihnen die Bezahlung nur mit Unwillen oder die Bücher zurück, bot in der Vorrede zu dem Verzeichnisse seiner Naturalien-Sammlung diese für den sehr hohen Preis von 1000 rthl. und dabey noch unter der Bedingung, sie zeitlebens zu behalten, (so sehr ihm auch Freunde abriethen, eine solche Forderung mit einer so wenig billigen Bedingung drucken zu lassen,) u. dergl. m.

Noch einige Bemerkungen über seinen Charakter als Gelehrter und Schriftsteller. Bekanntlich wurde er das letztere erst spät. Da er sich vorher immer mit diesem oder jenem Theile der Wissenschaften abgegeben hatte, so hatte er sich auch eine Menge nützlicher Kenntnisse gesammelt; weil aber das Praktische immer sein Hauptgesichtspunkt gewesen war, so hatte er sich nie lange bey einzelnen Gegenständen aufgehalten, oder sich eigentlich in tiefe Untersuchungen darüber eingelassen. Hingegen standen seinem glücklichen Gedächtnisse mannichfaltige Kenntnisse, durch Lectüre und Erfahrung gesammelt, bey jeder Gelegenheit zu Gebote. Es that ihm Schaden, dass er manche Theile der Wissenschaften nicht fleissiger theoretisch studirt hatte; er war mit der Mathematik und Physik unbekannt. Jene

hatte

hatte ihn nie beschäftigt, denn sie erfordert mehr Geschmack an speculativen Untersuchungen, als er hatte; deswegen waren ihm auch ihre ersten Principien unbekannt, und bedürfendem Falls läßt sich aus ihr nichts einzeln erborgen, wenn man ganz fremd darin ist, so wie aus andern Fächern doch zur Noth geschehen kann. Diesen Mangel fühlte Göze öfters nachher bey seinen naturhistorischen Beschäftigungen. Eben dieser Fall war es mit der Physik; hätte er auch diese früher studirt, ehe er sich auf Naturhistorie legte, so würde er in manchen Punkten viel weiter haben gehen können, und mehr im Stande gewesen seyn, seine vielen schönen Beobachtungen zu verbinden und durch philosophische Untersuchung unter allgemeine Gesichtspunkte zu vereinigen. Im einzelnen half er sich allenfalls wohl noch, da es ihm nicht an Büchern fehlte, die er immer sehr gut zu gebrauchen wußte.

Hierin und in seiner Lebhaftigkeit lag der Grund, daß er sich zwar große Verdienste um die Naturhistorie durch seine zahlreichen Untersuchungen und durch viele Entdeckungen erwarb, aber sie nur bis auf einen gewissen Punkt trieb und dann zu etwas andern wieder überging, da es ihm nie an neuem anziehendem Stoffe fehlte.

Daher

Daher findet man auch unter seinen naturhistorischen Arbeiten keine solche mit philosophischer Genauigkeit und Ausführlichkeit vollendete Untersuchungen, als wir von Lyonnet, Bonnet, u. a. haben. Er versuchte es ein paarmahl, einen Gegenstand auf ähnliche Weise zu bearbeiten, liefs aber bald wieder davon ab, und ging zu seiner frühern populären Manier wieder über. Die Naturgeschichte würde ihm sicher noch weit mehr zu verdanken haben, wenn er sich nicht so bald von dem Wege der sorgfältigen eignen Untersuchung entfernt und statt dessen das Schreiben zu seiner Hauptsache gemacht hätte. Allein eben seine Neigung zur Abwechslung verleitete ihn dazu, und machte bey dem fortwährenden Beyfalle, den seine Schriften fanden, dafs sich seine Thätigkeit über so sehr mancherley Materien verbreitete. Er machte nur noch gelegentlich eigne Beobachtungen und schrieb mehr aus Büchern. Seine ersten Schriften bleiben daher auch für seine Wissenschaft und den Naturhistoriker die wichtigsten; die letztern sind grofsentheils nur für Dilettanten und vermischte Leser. Sie lassen sich alle angenehm lesen, ob man gleich wünschen mufs, dafs in allen vieles weggeschnitten und die Gedanken mehr concentrirt wären. Die dialogische Form, deren er sich in denselben bedient, verleitet so leicht zur Redseli-

seeligkeit, zumahl da er in seinen Gesprächen immer Kinder aufführt, die belehrt werden sollen. Er hat unter seinen Papieren ein Manuscript über das Leben Jesu, und ein anderes, eine Erläuterung des Lutherischen Katechismus durch Beyspiele, beyde in dialogischer Form, unvollendet hinterlassen; diess wären der Anlage nach sehr weitläuftige, bändereiche Bücher geworden, wenn sie in der angefangenen Manier hätten sollen zu Ende gebracht werden. Deswegen soll seinen vielen vermischten Schriften, zu denen er jeden Stoff und alles benutzte, was ihm Lektüre, Umgang, kleine Zufälligkeiten u. s. w. darboten, ihr Werth nicht abgesprochen werden; sie haben offenbar ihren grossen Nutzen, aber so viel ist sicher, sein Hauptfach, die Entomologie würde noch viel durch ihn gewonnen haben, wenn er dabey allein geblieben wäre.

Eine Lieblingsmaterie war ihm die Bestreitung des Aberglaubens, worin er sehr glücklich war; nur widerlegte er oft manche alte Träumerey, die von seinen Lesern schwerlich jemand mehr glaubt, und ist dabey sehr weitläuftig, anstatt dass er sich mehr auf Darstellung der richtigen Begriffe hätte einschränken sollen. Unter so manchen andern Vorzügen muss man ihm nachrühmen, dass er aus seinen Kenntnissen und Entdeckungen

keine

keine Geheimnisse machte. Es war ihm die gröſseste Freude, mündlich oder schriftlich mitzutheilen, was er wuſste.

Seine glückliche und leichte Verfahrungsart in Behandlung und Untersuchung der Naturſachen zeigte und lehrte er gern jedem, der ſie ſehen wollte, und lieſs ſich ſelbſt die Mühe nicht verdrieſsen, ſie Auswärtigen in Briefen und Aufſätzen zu beſchreiben. Es wäre zu wünſchen gewesen, daſs er den Vorſatz ausgeführt hätte, den er mehrere Jahre vor ſeinem Tode gefaſst hatte, über ſeine Methode in der Behandlung des Mikroſcops und Mikroſcopiſcher Objecte ein eigenes Buch zu ſchreiben und darin alle von ihm gefundene Vortheile bekannt zu machen. Andere Arbeiten, in die er ſich nachher einlieſs, haben ihn aber zum Schaden der Naturkündiger, von dieſem nützlichen und intereſſanten ſchriftſtelleriſchen Unternehmen abgebracht.

MOZART.

(Nekrol. 1791, II, 82.)

Jede, auch kleine Anekdote, die diesen unsterblichen Künstler betrifft, verdient Aufbewahrung und Verbreitung. S. 108 in der Biographie Mozarts im Nekrolog, die aus Papieren seiner Schwester und Freunde in Salzburg entstanden ist, wird das berühmte Requiem desselben erwähnt. Jetzt giebt uns H. W. Wittich im Leipz. Allg. Lit. Anz. 1798 No. IV. eine dieses Requiem betreffende Anekdote, die ein glaubwürdiger Mann aus dem Munde der Wittwe Mozarts selbst gehört zu haben versichert.

Zu einer Zeit, da Mozart mehr als jemals mit Arbeiten, die er theils zu seinem Vergnügen, theils für andere übernommen hatte, beschäftiget war, kömmt ein ihm unbekannter Mann mit dem Antrage, ein Requiem für ihn zu komponiren. Er habe, sagte er, den Auftrag dazu von einem katholischen Fürsten erhalten, der es aber bald zu haben wünsche, um, da er dem Ende seines Lebens bald entgegensehe, sich bey der Aufführung

führung des Requiem zu seinem Tode gleichsam eines Theils vorzubereiten, andern Theils aber auch dem Gedanken daran einen Theil seiner Bitterkeit zu benehmen, — und was er noch mehr dem ähnliches sagte. Mozart verspricht diese Arbeit zu übernehmen, bedingt sich aber dazu 3 Monate Zeit aus, weil er seine andern Arbeiten dadurch nicht hintansetzen und doch gleichwohl das Requiem *con amore* bearbeiten wolle. Der Unbekannte ist es zufrieden, und giebt ihm hinlängliche Sicherheit über 400 Dukaten als die Bezahlung dafür, obgleich Mozart nur 200 gefordert hatte.

Mozart fängt die Arbeit an, und findet bey der Fortsetzung, dafs sie mehr, als irgend sonst eine Arbeit seinen Geist beschäftiget und seinen Ideen einen erhabnen Schwung giebt; sie fesselt ihn ganz und er vergifst sich so sehr, dafs er aufser dem Tage noch einen Theil der Nächte damit zubringt. Seine Frau, welche diese Anstrengung für seine Gesundheit fürchten läfst, nimmt ihm die Partitur weg und verschliefst sie in ihr Pult. Er aber weifs sie bald wieder in seine Hände zu bekommen, und sagt nun zu seiner Frau, dafs er das Requiem zwar für einen andern übernommen habe, für sich aber nun componire, um es ihr und seinen Freunden als ein Andenken zu hinter-

hinterlassen. So hat also diese in ihrer Art einzige Musik ihr Daseyn den Talenten eines Mannes zu verdanken, der sie in beständiger Hinsicht auf sich selbst und das Ende seines Lebens, das er vielleicht damahls nicht fern mehr fühlte, bearbeitete, und mein Freund, der mir diese Anekdote mitgetheilt hat, und so glücklich gewesen ist, diese Musik aufführen zu hören, versicherte mich, dass ihn einige Stellen daraus bis zu Thränen gerührt hätten. Statt der drey Monate, welche Mozart dieser Arbeit Anfangs bestimmt hatte, brachte er sie nun in vier Wochen zu Stande, und doch ist das Requiem so lang als die Musik zu einer Oper. Kurz nach Beendigung desselben, liess er es durch seine Freunde in seinem Hause aufführen. Innigst gerührt und heftig erschüttert entliess er diese, legte sich in einem fieberhaften Zustande zu Bette und des andern Morgens um 10 Uhr war er nicht mehr.

Joh. Friedrich Reifenstein.

(Nekrol. 1793. I. 2.)

In der Oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung 1796, pag. 750. sind bey Gelegenheit einer Recension des Nekrologs einige Unrichtigkeiten in Reifensteins Biographie angezeigt worden, deren Berichtigung hier aufgenommen werden muß. Es heißt:

"Reifenstein zeigt sich in einem trügenden Lichtglanze;*) er ist kein Ritter ohne Tadel; er hatte viele Schwächen, war oft ungerecht

*) Ist diese Behauptung wahr, so ist es wenigstens meine Absicht sicher nicht gewesen, ihn verschönert darzustellen, oder mit Partheylichkeit seine Fehler zu verstecken. Ich habe gerade die Nachrichten, diesen Verstorbenen betreffend, auf den mühsamsten Wegen zusammengebracht, mehrere Zeugnisse darüber abgehört und dann das Resultat davon mit der Gewissenhaftigkeit, die ich als eine mir obliegende heilige Pflicht in allen Verhältnissen betrachte, gegeben.

gerecht gegen fremdes Verdienſt, das ihm hul-
digte. Die Klagen vieler gegen ihn ſind nicht
ganz ohne Grund. Recenſent iſt indeſs weit
entfernt, die moraliſchen Blöſsen dieſes Man-
aufzudecken. Nur einige Unrichtigkeiten, die
in der Biographie deſſelben vorkommen, muſs
er rügen."

"Das enkauſtiſche Cabinett, das nach S.
201. Reifenſtein für die ruſſiſche Kaiſerin von
Delra, Cades und Angeloni mahlen lieſs, exi-
ſtirt wohl; nur arbeitete Cades nicht daran,
und Delra ſoll wohl Delera heiſsen; denn
von dieſem ſind die kleinen Figuren auf den
Pilaſtern, und von Angeloni die Arabesken;
Campoveechio lieferte dazu ein paar ſchö-
ne Landſchaften und Neſſelthaler drey hi-
ſtoriſche Stücke und zehn kleinere im Ge-
ſchmacke der Kameen. Die ſogenannten Lo-
gen Raphaels wurden nicht von Unterber-
ger, wohl aber bey Unterberger, der die
Leitung des Geſchäftes hatte, im Studio
gemahlt. Wenn der Nekrolog behauptet, die
Hauptſtadt des Nordens werde durch dieſe
künſtliche Fortpflanzung dieſe berühmten Wer-
ke des groſsen Raphaels (nicht vielmehr ſeiner
Schüler?) bald allein beſitzen, indem die Ori-
ginale in Rom ſchon ſehr gelitten haben und
bald ſo gut als nicht mehr vorhanden ſeyn
werden, ſo zweifelt Recenſent ſehr, ob dieſe

Behauptung je eintreffen werde. Allerdings haben die römiſchen Logen etwas gelitten; aber nur an den Seitenwänden; die Plafonds ſind herrlich erhalten. Die ruſſiſchen Copien hingegen ſind nichts, wie es im Nekrolog heiſt, mit Oehlfarben, ſondern blos mit *a tempera* Farben gemahlt. Auch dürfte die Aehnlichkeit derſelben mit den römiſchen Originalen nicht ſehr groſs ſeyn; denn die guten Künſtler arbeiteten gröſstentheils nur nach Kupfern, Peter mehr nach Natur. Von ihm ſind die ſchönen Blumenwerke mit den darauf ſitzenden Thieren. Die Gypsfiguren wurden gemahlt; viele ſind von Neffelthaler, der 1½ Jahr an den Logen mit arbeitete. Ueberhaupt ward an denſelben ziemlich gemächlich 10 Jahre lang gearbeitet, und ſie kamen der Kaiſerin weit über 30,000 Scudi zu ſtehen, ein hoher Preis, dem die darauf verwandte Sorgfalt vielleicht nicht ganz entſprach. — Reifenſtein war ein beredter Cicerone, auch Freund und Kenner der Kunſt; aber ſelbſt Künſtler war er nicht. Die kleinen Verſuche, die er oft anſtellte, geben ihm keinen gültigen Anſpruch auf dieſen Namen. Er freute ſich über die Wiedererfindung der Enkauſtik; aber er ſelbſt trug, auſser Ermunterungen, dazu nicht bey. Die theoretiſchen Kenntniſſe, die er in dieſem Fache hatte, verdankte er dem Abbate Requeno, und die praktiſchen den Künſtlern, mit denen er Umgang

gang hatte, wozu in der Folge Neſſelthaler kam. Auch die künſtlichen Mondſcheine, womit er bey der verwittweten Herzogin von Weimar groſs that, waren von Neſſelthaler; denn dieſem Künſtler ging es ſehr oft, wie dem Dichter: *Mos ego verſiculos feci, tulit alter honores.*"

Peter Hasenclever.

(Nekrol. 1793. II, 116 ff.)

Die merkwürdige Geſchichte dieſes Mannes war es werth, daſs man ſie aus jenen drey Stükken der Schleſiſchen Monatsſchrift zuſammen drucken lieſs. Es iſt dieſs geſchehen, und ein ſehr ſauberer Abdruck davon: "Peter Hasenclever. Landeshut. 1794 271 Seiten 8." kann dazu beytragen, die in ſo vieler Hinſicht nützliche Geſchichte dieſes erfahrnen Mannes noch weiter zu verbreiten. Der Anhang dieſer beſonders gedruckten Biographie enthält von Seite 125 an Briefe und Aufſätze Hasenclevers, theils über Nordamerika und den dortigen Handel, theils über den Schleſi-

schen Leinwandhandel, welche zeigen, wie wahr das Lob ist, dass Hasenclever unter die scharfsinnigsten, vielumfassendsten Männer seines Standes gehöre. Ausser diesen gedruckten Aufsätzen finden sich unter seinen hinterlassenen Papieren noch mehrere von eben so gemeinnützigem Inhalte, die er seit seiner Niederlassung in Landshut ausgearbeitet hat; z. B. Exposition der Europäischen Handlung für die Seehandlungscompagnie; Notizen über den spanischen Handel für den K. Preussischen Gesandten in Madrit 1781.; — ein sehr ausführlicher Plan zur Vergrösserung der Handlung in den Preussischen Staaten durch auswärtige Etablissements, von 1778. — Alle sind, wie die hier mitgetheilten, nicht nur Beweise von seinen ausgebreiteten Handlungs-Kenntnissen, sondern auch ein ehrenvolles Denkmahl seines patriotischen Geistes und seiner gemeinnützigen Thätigkeit.

Zu der Biographie, die im Nekrolog von ihm geliefert ist, gebe ich hier noch einige Bemerkungen, die mir ein ehrwürdiger Freund mitgetheilt hat, der ihn 1773, als Hasenclever nach seinen misslungenen Unternehmungen aus Amerika zurück kam, in Utrecht kennen lernte, und der sich freute, im Nekrolog die Biographie dieses Mannes, der ihm so lange aus dem Gesichte gekommen war, zu finden.

"Da

Da er sehr mittheilend war, schreibt mir dieser sehr gültige Zeuge, so unterhielt ich mich mehrere Stunden mit ihm auf das angenehmste. Ging mir mit ihm gerade wie dem General Wintersfeld, (Nekrol. d. ang. O. p. 131) er sagte mir in wenigen Stunden über Amerika, das mich damals gar sehr interessirte, viel mehreres, als ich auf irgend einem andern Wege hätte erfahren können. Es ist sicher, (was p. 160 von ihm gesagt wird,) daß er mehr über Amerika wußte, als viele angestellte Männer in England, die es sich anmaßten, von ihrem Cabinet in Westmünster aus Amerika zu regieren. Vorzüglich hatte er eine kleine Anzahl Blätter über alles, was den Handel dieses Landes betraf, die er in der Tasche trug und jeden Augenblick hervorzog, gerade in der Art, wie das p. 150. erwähnte Buch, dessen Verlust er so bedauerte. Ich hätte ihm damals gern 50 Louisd'or für eine Copie dieser Blätter gegeben; denn sie enthielten eine vollständige Statistik der damals erst werdenden 13 Colonien, wo alles aufgezeichnet war. Nach diesen seinen Angaben, die ich aus seinem Munde aufgesammelt hatte, verfertigte ich im Jahr 1784 ein Memoire als Antwort auf das Memoire des John Adams; es findet sich von dem erstern eine Uebersetzung in den holländischen Anzeigen, wo es aber fälschlich dem Verfasser des Buchs *La richesse de la Hollande* zugeschrieben wird.

Auf Hafenclevers Autorität fahre ich noch bis dieſen Augenblick fort zu behaupten, daſs ſich die Amerikaner durch die Revolution einen weſentlichen Schaden gethan haben, und in ihrem Handel um mehr als ein halbes Jahrhundert rückwärts gegangen ſind. Das, was Sie p. 161 als ſeine Meynung anführen, daſs die Engländer immer fortfahren würden, in Abſicht auf den Handel den Vorzug über jede andere Nation bey den Amerikanern zu behaupten, iſt buchſtäblich das, was er mir damals in Utrecht ſagte und was ich in meinem erwähnten Memoire mit Gründen unterſtützt habe."

"Sonderbar iſt es, daſs, ohne je etwas von der Geſchichte Hafenclevers in England zu wiſſen, (denn er ſprach mit mir davon nicht) ich doch wahrſcheinl. ſeinen Antagoniſten Foreſt, den Sie p. 146 Commodore nennen, als Capitain Foreſt zu Boulogne gekannt habe, wenigſtens wenn es derſelbe iſt, von dem man eine Reiſe nach Oſtindien hat. Er war ein trefflicher Seemann, gut, brav, den ich nie im Verdacht ſchlechter Händel würde gehabt haben. Seine andern Feinde habe ich nicht gekannt; aber ſo viel getraue ich mir zu behaupten, daſs Sie den General Greem[illegible] (p. 146) falſch orthographiren. Es giebt keinen ähnlichen Nahmen in den drey Königreichen. Es iſt *Graham*, ein bekannter

ſchot-

schottischer Nahme, den man in England *Greem* und in Schottland fast wie *Grim* ausspricht. Der Titel Commodore ist kein Amtstitel in der englischen Marine; jeder Capitain eines Kriegsschiffes nimmt ihn auf der See an, sobald sich ein oder mehrere Schiffe zu ihm gesellen und sich unter seine Befehle begeben. Dann heisst er Commodore, oder Chef einer Escadre, für diese Expedition und nur so lange sie dauert. So glaube ich also immer, dass Ihr Commodore mein Capitain Forest ist."

Ph. Ludw. Wittwer.

(Nekrol. 1792. I, 270.)

Bey jenem biographischen Aufsatz liegt dasjenige zum Grunde, was Wittwer zu seinem Portrait als Lebensbeschreibung hinzugefügt hat, (Mosers Sammlung von Bildnissen. 1. Th. No. 20.) nebst dem, was mir einige seiner nürnbergischen Bekannten und Freunde handschriftlich mitgetheilt hatten. Kurz darauf feyerte auch der Blumenorden, wie er es bey absterbenden Mitgliedern zu halten pflegt,

Wittwers Andenken;*) in der Rede, die der Gespiele seiner Jugend und sein vertrauter Freund, der ehrwürdige Prof. Vogel, seinem Andenken hielt, kömmt einiges vor, was noch als Nachtrag zu jener Schilderung dieses ganz besonders merkwürdigen Mannes hier beygebracht werden muss, indem es zugleich psychologisch betrachtet nicht unwichtige Bemerkungen sind.

Der Hauptzug in dem Geiste Wittwers war ein höchst zartes Gefühl für alles Schöne, das köstlichste Geschenk der Natur, das die schätzbaren Eigenschaften erst liebenswürdig macht, und dem Manne, dem es verliehen ist, nicht blos den Beyfall des Verstandes, sondern die Herzen aller, die ihn kennen, gewinnt. Diese Empfindung für das Schöne beschleunigte, bey der Leichtigkeit zu fassen, seine Fortschritte in der Kunde fremder Sprachen, und machte seinen eignen Vortrag geschmackvoll und angenehm; sie machte ihn zum feinen Gesellschafter und verschönerte al-

le

*) "Denkmahl der Freundschaft dem verewigten etc. Wittwer, ord. Physic. in Nürnberg und Mitgliede des Blumenordens daselbst errichtet im Namen der Gesellschaft von P. J. S. Vogel, der Theol. ordentl. Lehrer in Altdorf. Nürnberg. 1793. 16 Seiten, 4."

seine Tugenden. Je selbst auf seinen Beruf hatte sie Einfluss; denn die feine Bemerkungsgabe, welche mit dem Schönheitsgefühl verbunden ist, schärft auch den Blick des Arztes in Beurtheilung des Gesundheitszustandes, welche nach Kennzeichen gemacht werden muss, die oft nur allzu vieldeutig sind, und von deren richtiger Deutung doch häufig der Erfolg der Kur abhängt.

Er hatte in Erlernung der Sprachen, besonders der lateinischen, eine beneidenswürdige Leichtigkeit. So bald er die ersten Anfangsgründe genau gefaßt hatte, bahnte sein Geist sich selbst den Weg. Er drang in den Genius der Sprache ein, und weidete sich an den Schönheiten der klassischen Schriftsteller, besonders der Dichter, in denen er der Schwierigkeiten weit weniger fand, als manche seiner Mitschüler von nicht geringern Gaben; er verstand dunkle Stellen durch das Gefühl, noch ehe er sie grammatisch oder kritisch entwikkelt hatte, und er war so glücklich, an den Rector und Professor Schenk einen Lehrer zu haben, der dieses Gefühl schärfte und berichtigte.

Die Lectüre der schönen Geister unsrer Nation hatte ihm den Vorschmack von den Schönheiten der Alten schon gegeben. Seine

Jugend

Jugend fiel in die Morgenröthe unsrer schönen Literatur, und er verschlang mit dem damahls unter den Jünglingen besserer Art allgemeinen Enthusiasmus nicht nur die Meisterwerke der noch jetzt klassischen deutschen schönen Geister, sondern auch die kritischen Werke, welche, zum Glück unsrer Literatur, einen richtiger und geläuterten Geschmack verbreiteten, und mit strenger Kritik die üppigen Auswüchse des wirklichen Genies unter der Schere hielten und den Parenthyrsus des Aftergenies dem Spotte des Publikums Preis gaben.

Er brachte mit dem jetzigen Prof. Paul Joach. Siegm. Vogel, mit Roth u. a. glückliche Abende durch die Lectüre neuer Schriften hin; und schon damals erhöhete seine Declamation die Schönheiten der Werke, die sie sich abwechselnd vorlasen. Denn er wurde in der Folge ein Meister in der Kunst der Declamation, und gab allem was er las, dem Komischen, dem Rührenden, der Abhandlung und der Erzählung, den passenden Ausdruck. Seine eignen Arbeiten waren voll Anmuth und Würde, und selbst in dem was er flüchtig hinwarf, im Gespräche und in ganz unvorbereiteten Vorträgen drückte er sich mit einer beneidenswürdigen Leichtigkeit, Stärke und Anmuth aus.

Ueber-

Ueberhaupt war er der liebenswürdigste Gesellschafter. Er war die Seele der Unterhaltung, und lenkte sie mit meisterhafter Gewandtheit nach seinem Gefallen. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine vielen und benutzten Erfahrungen, sein Reichthum an eignen, selbst gefundenen und schön geordneten Ideen, verbunden mit seiner Weltkenntniss, mit seiner Sprache, machten ihn in ernsthaften Unterredungen hinreissend angenehm; und besonders wurde er, wenn er von solchen zum leichten, witzigen, freundschaftlichen Scherze überging und sich der Fröhlichkeit und Freude überliess, zu welcher er alle seine Gesellschafter zu stimmen wusste. Als Wirth dachte er auf Alles, was seinen Gästen Vergnügen machen konnte; nach ihrem Geschmack gab er den Gegenstand und den Ton der Unterhaltung an; ihren Geschmack suchte er durch alle Mittel zu befriedigen, welche die Freude eines ihnen geweihten Tages oder Abends erhöhen konnten; man kann sagen, er studirte darauf, einen solchen Tag ihnen zum Feste zu machen, und es misslang ihm nie. Aber er war keiner von den Eigennützigen, die durch das Vergnügen ihrer Freunde nur ihr eignes zu befördern suchen; keiner von den Bequemen, die ihren Freunden nur da dienen, wo es ohne einige Ungemächlichkeit geschehen kann; er war ein ernstlicher Freund, sorgte für das Glück seiner

Freun-

Freunde, und liefs keine Gelegenheit vorbey ihrer auch öffentlich mit Achtung und Liebe zu erwähnen. Thätige Gröfsmuth erwies er nicht nur an Freunden, wenn die Umstände es forderten, sondern in der That an jedem, den er kräftiger Unterstützung würdig und bedürftig erfand. Vorzüglich unterstützte er die Meister in den bildenden Künsten, deren Verdienste er als Kenner würdigte und als Liebhaber schätzte.

Als Arzt war er sehr beliebt. Alles schien sich zu vereinigen, um das Glück seines Lebens zu gründen und zu erhöhen. Sein eigenes, des reinen Genusses so empfängliches und so würdiges Herz, eine Gattin, die er liebte, Kinder, die ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, Freunde, die ihn verehrten, allgemeine Achtung in seinem Vaterlande und im Auslande, eine glückliche Ausübung seiner Kunst und ein unbeschränktes Vertrauen seiner Patienten. Auch übte er seine Kunst nicht um des Lohnes willen, sondern aus wahrer Liebe zu ihr und den Menschen. Er war nicht blofs der Arzt, er war der Freund der Kranken; ihre Leiden waren die Seinigen; sie konnten nicht sehnlicher wünschen, ihre Gesundheit wieder zu erlangen, als er, sie ihnen wieder zu geben; seine Zufriedenheit, selbst seine Gesundheit litt, wenn die Kunst zu schwach war,

der zerrütteten Natur wieder aufzuhelfen. Er suchte, die Beschaffenheit der Krankheit und den vorherigen Gesundheitszustand seiner Patienten ganz kennen zu lernen, ehe er Mittel zur Heilung aufsuchte; daher war er unermüdet in überdachten Fragen, fand nichts unwichtig, was auch nur einen entfernten Einfluss auf ihren Zustand haben konnte. Es ist also nicht zu wundern, dass ein Mann von so scharfem Beurtheilungsvermögen in der oft so sehr schwierigen Bestimmung des eigentlichen Grundes der Krankheit so glücklich war, wenn man das Glück nennen darf, was die Folge der Beobachtung, des Nachdenkens, des Scharfsinnes, der Kunst ist.

Eine entscheidende Probe von seiner Gabe der Beobachtung und der Combination einzelner Phänomene, der Geschicklichkeit, aus diesen sich einen richtigen Begriff vom Ganzen zu bilden, und der Richtigkeit des Urtheils in Bestimmung der Heilart, hat er in der kleinen, aber sehr wichtigen Schrift über den jüngsten epidemischen Katarrh gegeben, die er im Jahre 1782 herausgab, und welche überall mit dem Beyfall aufgenommen wurde, der ihr gebührte.

Ueberhaupt kannten und schätzten ihn die gelehrten Aerzte im Auslande. Er unterhielt

hielt mit ihnen einen ausgebreiteten, freundschaftlichen Briefwechsel und verdiente ihre Freundschaft schon durch die reine Achtung für ihre Verdienste, die durch Verschiedenheit in Meynungen nicht gemindert wurde, und die er mit freudiger Lebhaftigkeit bey jedem Anlass laut bezeugte.

So hatte sich alles zusammen gefunden, was ein Mann von seinem Charakter zum Glücke des Lebens sich wünschen kann; allein eine unglückliche Krankheit, die immer mächtiger wurde, von Zeit zu Zeit zu weichen schien, aber immer wiederkam, untergrub dieses Glück, hemmte seine Thätigkeit, zerstörte seine Gemüthsruhe. Ob er, wie er selbst vermuthete, die Anlage zu derselben schon mit auf die Welt gebracht hatte, ob ihr Grund überhaupt im Körper lag (er selbst suchte ihn zuletzt in Verstopfungen im Unterleibe) ist schwer zu entscheiden; in der natürlichen Stimmung seines Geistes scheint wenigstens der Grund nicht gelegen zu haben. In wie ferne äussere Umstände zu ihrem Gange, zu ihrem Wachsthume beygetragen haben mögen, das haben selbst seine vertrautesten Freunde nie mit Genauigkeit und Zuverlässigkeit bestimmen können.

Einem Geiste, wie dem seinigen, ist Lebhaftigkeit, und doch auch wieder Mässigkeit

und

und Gleichmuth natürlich; denn alles, was die Linie der Schönheit überschreitet, empört sein Gefühl. Das Anhalten in anstrengender Arbeit scheint einem solchen Geiste weniger leicht zu seyn, und gewiss kostete sie auch Wittwern einigen Kampf mit seiner Neigung; aber er siegte und man ward keine Ermüdung an ihm gewahr; er blieb, wenn er gesund war immer in gemässigter Lebhaftigkeit und in ruhiger Thätigkeit. Doch mischte sich in seinen Charakter bisweilen eine ganz fremdartige Heftigkeit, die sich aus seiner übrigen Stimmung nicht erklären liess, und ihm nicht natürlich zu seyn schien. Vielleicht kündigte sie sich schon in seinen frühern Jahren durch einen seltsam starken Eindruck an, den das Lächerliche auf ihn machte, und den er nicht zu verbergen im Stande war; eine Erscheinung, welche um so mehr befremdet, da er schon in jenen Jahren viele Gewalt über sich hatte, und da oft das, was ihn zum lauten und anhaltenden Lachen reitzte, gewiss von ihm selbst kaum eines Lächelns werth geschätzt wurde. Uebrigens hatte diese Reizbarkeit gegen das Lächerliche durchaus nichts bösartiges bey sich und war nicht mit einer Geringschätzung der Person verbunden, die eben für ihn den Gegenstand desselben ausmachte.

In seinen akademischen Jahren beobachteten seine Vertrautesten bisweilen einige Ungleichheit in seiner Gemüthsstimmung; er verfiel manchmal in eine Art von wehmüthiger Stille. Da er aber aus dieser bald wieder zu seiner gewöhnlichen Munterkeit aufwachte, so wurde niemand durch diese Bemerkung beunruhigt. Niemand dachte daran, dafs so vorübergehende Ungleichheiten sein ganzes Leben hindurch, unter dem Genusse der reinsten und süfsesten Freuden des Lebens, unter den Geschäften des Berufs und bey der von den Jahren herbeygeführten gröfsern Festigkeit des Charakters, sich erhalten, und noch weit weniger, dafs sie je in verderbliche Erschütterungen ausarten könnten.

Und doch geschah es. In dem Jahre 1782 kam es schon dahin, dafs ihm die Geschäfte des praktischen Arztes, denen er sich sonst mit Freudigkeit, aus innerem Berufe, ganz gewidmet hatte, lästig und verhafst wurden. Er versank in eine düstere Schwermuth, und seine Freunde hielten es für das glücklichste Ereignifs, dafs er im J. 1783 von den Curatoren der Universität Altdorf als Professor der Medicin dahin versetzt wurde. Er selbst glaubte, diese Stelle sey seinen Neigungen ganz angemessen, befriedige alle seine Wünsche, und trat sie mit den freudigsten Hofnungen an. Seine Vorle-

sun-

Jungen übertrafen jede Erwartung, seine Zuhörer waren von ihm begeistert. Aber diese Freude war nur kurz! seine Hypochondrische Schwermuth (so nennte er sie selbst in der oben angeführten Lebensbeschreibung) befiel ihn auf das neue; er hörte auf, für die Akademie thätig zu seyn, und lebte erst dann wieder auf, als er sich entschlossen hatte, seine Stelle niederzulegen und in seine vorige Lage zurück zu kehren.

Er fand in Nürnberg die Ruhe so wenig, als er sie in Altdorf gefunden hatte. Sein ganzes übriges Leben war eine stete Wanderung aus dem Zustand der Ruhe in düstre unthätige Schwermuth, aus dieser durch eine neue Ruhe in glühende Heftigkeit, und von dieser durch abermahlige Ruhe wieder in schwermüthige Düsternheit und Unthätigkeit, nur dass die schwermüthige Periode von immer längerer, und die ruhige von immer kürzerer Dauer wurde.

Vergebens suchte er Hülfe in seiner Kunst. Vergebens suchte er der Schwermuth durch Reisen zu entfliehen. Er gewann durch beydes nur die Verkürzung der düstern Periode; aber der Uebergang zur Heftigkeit wurde nicht aufgehalten und der Rückfall in Schwermuth nicht verhindert.

S. 280 im Nekrolog, gegen das Ende heißt es: „in dem Zustand der Krankheit sey ihm selbst niemand von den Seinen mehr theuer gewesen.“ Nach demjenigen, was H. Prof. Vogel in seiner Denkschrift S. 15 sagt, muss dies nur auf die Periode seiner heftigen und kranken Lustigkeit eingeschränkt werden. Denn in dem Zustand der Schwermuth vermied er zwar selbst seine Freunde, und war, wenn er ihnen nicht ausweichen konnte, stumm gegen sie; aber desto mehr und inniger genoss er die Gesellschaft seiner Familie, und nahm dann selbst an den Spielen seiner Kleinen Antheil. Dieser Zug aber macht auch seinen Zustand in der schwermüthigen Periode räthselhafter, und es ist wohl keinem seiner Vertrautesten gelungen, sich deutliche und richtige Vorstellungen von demselben zu machen, da keiner Gelegenheit hatte, ihn anhaltend darin zu beobachten, und da er selbst sich nie darüber erklärte.

Sehr charakteristisch ist der Umstand, dass er, selbst in der Periode der Heftigkeit, Erinnerungen und Warnungen seiner Freunde, wenn sie auch ernst und freymüthig waren, nicht nur gelassen, sondern auch mit gefühlter Dankbarkeit annahm, wenn es ihm gleich nicht möglich war, sie zu benutzen.

Gegen

Gegen die zweyte Hälfte des Jahrs 1792 war seine Hypochondrische Schwermuth wieder eingetreten und er hatte gegen das Ende des Jahrs diese schwermüthige Periode beynahe zurück gelegt. Schon kehrte die Heiterkeit wieder in sein Herz und auf seine Stirn zurück; schon fing er an seine Freunde gern zu sehen, auf ihre Fragen zu antworten, sich in Unterredungen einzulassen und sie fortzusetzen. Den 24sten December (im Nekrol. S. 270 steht fehlerhaft den 23sten) brachte er den Mittag und einen Theil des Nachmittags heiter und froh in dem Schooße seiner Familie zu, scherzte mit seinen Kindern über ihre Erwartungen von den Christgeschenken, die der morgende Tag ihnen bringen würde, und ging dann zufrieden zu seinen Büchern auf seine Studierstube. Und hier fand man ihn Abends tod. Ein Steck- und Schlagfluss hatte, wie die Oefnung des Leichnams zeigte, seinem Leben plötzlich unter dem Lesen eines Buches, das noch auf dem Tische lag, ein Ende gemacht.

Karl Phil. Moritz

(Nekrol. 1793. II, 169.)

An den Herausgeber des Nekrologs.

„Sie werden sich erinnern, lieber Sch., daß ich aus einer vieljährigen, genauen Verbindung mit Moritz manche Data und Winke zur Moritzischen Biographie im 2ten Band des vierten Jahrgangs mittheilte; daß aber die Zusammentragung und Verarbeitung des Ganzen das Werk unsers Freundes Lenz ist. Wir stimmten damals überein, daß keine Darstellung eines Lebens tiefer eindringen, mehrere Seiten ihres Gegenstandes auffassen, und lehrreicher seyn könnte. Vor allem aber entzückte mich, daß jeder Reihe der sittliche Character unsers Freundes aufgedrückt ist, und daß man nichts lesen kann, was mehr auffordert und den Entschluß abdringt, den Geboten der Pflicht zu folgen, nie die Würde des

Charac-

Characters aufzugeben, und nur groſsen Lebenszwecken anzuhängen. Es dauerte mich innigſt, daſs, in ſolchem Geiſt die Dinge ſehen und beurtheilen, nothwendig dahin führen muſste, des Kleinliche und Erbärmliche in Moritzens Handlungs- und Lebensweiſe hervor zu ziehen, und nach ſeinen tadelnswerthen Urſachen und ſchädlichen Folgen herab zu würdigen. Aber die Wahrheit muſs ihr Recht behaupten, und wir müſſen uns mehr gewöhnen, die ſittlichen Geſichtspunkte die erſten, die einzigen ſeyn zu laſſen.

Von Kindheit an gefiel ſich Moritz zu ſeyn, wie man nicht ſeyn ſoll; nur den Schein zu wollen, die Eitelkeit in ſich herrſchend zu machen, und ihre Nichtbefriedigung einem unglücklichen Gang der Dinge, einem ihm widrigen Schickſal, nicht einer verkehrten Gemüthsſtimmung, zuzuſchreiben, die in Sachen Werth ſetzte, welche keinen für uns haben ſollen. Dieſe Verſchrobenheit der ganzen Denkungsart war nicht etwa ein verborgener Zug in Moritz, der ihm vielleicht ſelbſt entgehen konnte; er hatte ſeiner gar kein Hehl — er kam einem mit demſelben entgegen — er glaubte durch ihn Intereſſe einzuflöſsen, nicht verächtlich zu werden; er entſchloſs ſich, ein ganzes Leben, ſein eignes Leben, zuſammen geſetzt aus Leiden und

Freuden der Eitelkeit, der Welt zu zeigen. Eine solche Eitelkeit kann keinen Bund mit Vernunft eingehen, sie kann nur das Erzeugniss und die Gehülfin einer in uns auf das Kleinliche gehenden Phantasie seyn — und hiermit ist Moritz ganzes Seyn nach allen seinen Richtungen bestimmt.

Den Blick des Beobachters hatte Moritz für sein Inneres — aber er konnte nie darauf kommen, es umschaffen zu wollen, in sich selbst die Quelle seiner Leiden und die Mängel aufzusuchen, welche ihn von wahrer Grösse entfernt hielten, und ihm die Achtung der Menschen entzogen. Keiner wusste besser, als er, wie es in ihm zuging. Aber die Thatsachen waren ihm nur bekannt; die Grundsätze, nach denen er sie hätte beurtheilen sollen, waren ihm ganz fremd, und er musste sie zuletzt, wie er auch in Gesprächen that, wenn man sie ihm vordemonstrirte, leugnen; denn sie hätten seinen eignen Werth, den ganzen Moritz, in seinen eignen Augen vernichten müssen, wenn er sie anerkannt hätte. Diese Grundsätze waren keine andern, als die moralischen selbst.

Man lese den Anton Reiser. Was er in seine frohesten Begebenheiten hineinlegt, sind nur die Raffinements der Eitelkeit, welcher Phantasie zu Geboth steht — und er wollte

den

Anfang seines Lebens so erblicken und darstellen, wie es nur in dem Verfolg oder am Ende eines dem Schein, dem Haschen nach Lob und der Selbsttäuschung gewidmeten Lebens hergehen konnte. Dass er so nicht viel leistete, und in die peinlichsten Lagen kam, entging ihm. Er schob die Ursachen davon auf äussere Begebenheiten.

Er stellte sich selbst zur Schau und Belehrung dar, und wir sollten nicht an seinem Beyspiel lernen und lehren, dass man sich selbst vergessen muss, wenn man in oder ausser sich etwas Grosses zu Stande bringen will? dass die Gefallsucht, das Streben nach Lob, nach Glanz, nach Schein, den Egoismus auf seine Höhe bringt und das Grab von Sittlichkeit, von Würde, von Glückseligkeit wird? Aber auch in anderer Rücksicht war es wichtig, mit einiger Strenge des Sittenrichters und Literators Moritzens Eigenschaften und Verdienste zu zergliedern. Den gewöhnlichen Gang, sich Kenntnisse zu erwerben und auszubilden, verliess er oft und verfolgte ihn nie ernstlich. Er vernachlässigte das Studium der alten Sprachen; von Mathematik, Physik, Naturgeschichte u. s. w. wusste er nichts; Geschichte war ihm fremd; nur einige philosophische Schriften hatte er gelesen. Anstrengung konnte er sich nie abgewinnen, und Ausdauer widerstritt

ſtritt ſeinem Character. Das alles war allen Welt bekannt — und gleichwohl hatte Moritz geſchätzte Schriften verfaſſet, war zu literariſchen Ruhm u. ſ. w. gelangt. Es kam alſo darauf an, um dieſem Beyſpiel das Verführeriſche zu nehmen, an ihm die Folgen des Unfleiſſes, des vernachläſſigten Studiums, des verſäumten Wiſſens u. ſ. w. auseinander zu ſetzen.

Ich hielt es nur für möglich, dieſe Biographie von Moritz anzugreifen, wenn darzuthun wäre, daſs die Begebenheiten falſch erzählt, oder das, woraus die Reſultate gezogen wurden, nicht vollſtändig angegeben wäre. Aber nimmermehr hätte ich geglaubt, daſs man es wagen würde, die Räſonnements unſers Freundes anzutaſten. Ihre Unpartheilichkeit wird es Ihnen zur Pflicht machen, die abweichende Anſicht eines Recenſenten in der Oberdeutſchen allgemeinen Literatur-Zeitung (Jahr 1796. S. 732 et ſeqq.) ihren Lefern mitzutheilen — und daher lege ich Ihnen das Stück zum Abdruck im Auszug bey. Sie werden aber den Nekrolog und unſern Freund gern gerechtfertigt ſehen, und daher bin ich ſo frey, dieſe Recenſion mit Bemerkungen zu begleiten, bey denen mich nur Wahrheitsliebe leiten ſoll, nicht Partheilichkeit für unſern Freund, dem dieſe Biographie zur Ehre gereichen wird,

wenn

wenn er auch nicht immer Recht hat; so wie der Recens. einige treffende Bemerkungen kann angebracht haben, ohne zu einem solchen Tón und zu solchen Beschuldigungen berechtigt zu seyn.

„Hier wird nicht geschont, sagt der Rec., nicht entschuldiget; jede Blöfse des Mannes wird aufgedeckt; keine Schwäche, und wäre sie auch noch so verzeihlich, wird verziehen; sogar das Gute wird ins Arge gezogen. Rhadamanth mag dem Schatten gnädiger seyn.“

Davon sind wir auf die Beweise begierig.

„Wie in dem jungen Moritz die Phantasie zu dem grofsen Uebergewicht über die übrigen Seelenkräfte kam, wird zwar hinlänglich gezeigt; dabey aber nicht bemerkt, dafs ein grofser Theil seines Lebens in die Periode der gährenden Phantasie überhaupt fällt.“

Die Bemerkung ist so übel nicht. Doch verdient erwogen zu werden, dafs Moritzens Phantasie das Uebergewicht, aber keine Gröfse erhielt, dafs sie damals nichts Bedeutendes hervorbrachte, aber doch den Character mit verunstaltete — von Erwerbung nützlicher Kenntnisse abführte und zu Müfsiggang und Unleidlichkeit brachte.

„Wie

„Wie viel Entschuldigung liegt nicht schon hierin allein für manche Verirrungen des excentrischen Knaben und Jünglings? Allein der Biograph, weit entfernt, auf dies Rücksicht zu nehmen, rügt es S. 174 bitter, dass Moritz in seinem 13ten Jahre von eigentl. Aufklärung des Verstandes noch so fern sey; dass ihn damals die Predigt eines beredten Mannes so sehr in Feuer setzen konnte, dass er die Nähe seines Todes fürchten, und in einem Anfalle von Lebens-Ueberdruss sich ins Wasser stürzen konnte. Um das Mitleiden, das bey dieser Stelle sich im Herzen manches Lesers unwillkührlich für das unglückliche Kind regen dürfte, zu ersticken, wird sogleich die Vermuthung geäussert, es könnte vielleicht auch aus erkünsteltem Heroismus geschehen seyn, durch den er Aufsehen oder Mitleiden erregen wollte.“

Was hat hierauf und auf Moritzens damalige Lage überhaupt wohl die Periode der gährenden Phantasie für Einfluss haben können? Vielleicht hätte indes auch unser Biograph wirklich von Moritz im 14ten Jahre noch keine eigentliche Aufklärung des Verstandes fodern sollen. Zu Vermuthungen über Erkünsteln giebt indess M. durch sein eignes Erzählen aus der damaligen Zeit Veranlassung genug.

„Eben

„Eben so strenge fällt das Urtheil über den 14. — 15. — 16jährigen Moritz, seinen Hang zum Theater, zu Romanen und Werken der Einbildungskraft, sein weniges Ausdauern bey Geschäften einerley Art, seinen Misvmuth über fehlgeschlagene Entwürfe u. dgl. aus."

Das strenge Urtheil ergiebt sich aus den Thatsachen selbst.

„Häslich ist das Bild, das S. 179 u. 180 vom geistigen und körperlichen Zustande des Jünglings entworfen wird."

Aber dieses Bild wird theils von Moritz selbst im Anton Reiser nicht anders entworfen, theils entwerfen es alle, die Moritzen damals in Hannover kannten, eben so. Man vergleiche nur, was ein sehr achtungswürdiger Mann darüber in der Biographie S. 258. ff. sagt.

„Die rührende Anekdote, dass Moritz seinen Hunger oft mit dem Teig stillte, worinn sein Vetter das Haar zu den Perücken gebacken hatte, wird auf eine Art hingeworfen, die nicht Mitleiden, sondern Eckel erregt."

Es liegt nichts in der Erzählungsart, welches Eckel erregen könnte. Mitleiden dürfte aber der Erzähler nicht erwecken wollen, da Moritz durch eignes, grosses Verschulden so tief sank.

„Mo-

„Moritz wird sogar S. 181. ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung genannt. War Moritz ein Böſewicht? Und iſt es erlaubt, Todte ſo zu miſshandeln?“

Ein Jüngling, welcher ſo lebte, muſste ein Gegenſtand allgemeiner Verachtung werden. Ob er es mit Recht war, darüber entſcheidet der Nekrolog nicht. Was ſollen alſo die Fragen: war Moritz ein Böſewicht? Um allgemeine Verachtung zu verdienen, iſt es genug, ein Taugenichts zu ſeyn. Und iſt es erlaubt, Todte ſo zu mishandeln? Mishandelt man ſie, wenn man ihre Jugendgeſchichte ihnen treulich nacherzählt?

„Um dieſem empörenden Urtheil einen Schein von Billigkeit zu geben, *wird alles* zuſammengerafft, was Moritz in den Augen des Leſers verächtlich machen kann, und mit den grellſten Farben ausgemahlt. Verſunken in einen dumpfen gedankenloſen Zuſtand liegt er ganze Tage mit den Genoſſen ſeines Elends auf dem Bette, treibt abgeſchmackte kindiſche Spiele, lieſt Romane und Schauſpiele, durch die er einzig zur Aeuſserung einiger Lebenskraft und eines ſchwachen Ideenſpiels gereitzt oder gekitzelt werden kann, und nährt ſeinen ausgemergelten Körper kümmerlich u. ſ. w.

Der Recenſent verſuche einmal, dieſe Lebensperiode Moritzens anders darzuſtellen. Der Vf. im Nekrolog hat hier nur aus dem Anton Reiſer geſchöpft.

„Es wird ſogar nicht vergeſſen, daſs Moritz das gethan habe, deſſen Nahmensvater das 1ſte Buch Moſes am 38 Kapitel und 9 Verſe nennt.“

Möchte das doch nicht in ſo vielen Biographien vergeſſen ſeyn! Ueberdem ſagt der Vf. hier nur nach, was ſchon Klifchnig vor ihm geſagt hatte.

„Moritzens Streit mit Campe wird S. 215. wie leicht zu erachten iſt, ganz zum Nachtheile des erſtern erzählt. Moritz hätte ſich gegen Kliſchnig geäuſsert, er habe ſich bey ſeinem Aufenthalte in Braunſchweig auf das Zureden mehrerer gemeinſchaftl. Freunde mit Campe ausgeſöhnt, um nicht für unverſöhnlich gehalten zu werden. Dieſes Vorgeben wird eine Unwahrheit genannt.“

Es iſt eine offenbahre Unwahrheit, da Niemand als M. ſelbſt auf den Gedanken der Ausſöhnung kam und ihn betrieb.

„Dabey wird die Vermuthung eines Jemands angeführt, die Ausſöhnung ſey ein Stück

Stück aus der grofsen Komödie seines Lebens gewesen."

Solche Vermuthungen sind gegen einen Mann erlaubt, der so viel affectirte und Comödie spielte, als M. Der Vf. entschied aber nicht einmal für diese Vermuthung.

„Mit gleichem Rechte versichert der Hr. Verf., dafs auch seine Aussöhnung mit seiner Frau von keiner Dauer gewesen seyn würde, wenn er länger gelebt hätte."

M. war gewifs nicht auf immer in der Ehe zu fesseln.

„S. 243. kommt folgende Anekdote vor: Einst verliebte sich Moritz sterblich in ein Mädchen, dem er auf der Strafse begegnet war. Er hatte keine Ruhe, bis ein Freund ihm Gelegenheit machte, mit ihr in Gesellschaft zu kommen. Sie spielte eine stumme Rolle. Ach, wenn sie doch spräche! sagte Moritz seinem Freunde ins Ohr. Endlich hörte er sie sprechen. Ach, wenn sie doch nicht gesprochen hätte! rief er jetzt aus, und damit endigte sich dieser beginnende Roman. Diese Anekdote wird zum Beweise angeführt, dafs Moritzens Herz ganz der Vasall der sinnl. Eindrücke war, die seine Einbildungskraft ausmahlte; und dafs er ausgebildete Begriffe von Weiblichkeit und

dem

dem Glücke einer Ehe nicht hatte. Dem Rec. scheint sie gerade das Gegentheil zu beweisen."

Ist es nicht gleich tadelnswerth, die ernsthafte Idee einer Heurath auf blofses, flüchtiges Sehen zu fassen, und wenn man Veranstaltung dazu trift, sie aufzugeben, wenn einem das erste Gespräch misfällt?

„Eben so tadelt es der Hr. Verf. S. 240., dafs Moritz nur erst nach Mendelssohns Tode als sein Freund, als sein Vertheidiger, als sein Verehrer öffentlich auftrat. Dem Rec. hingegen gefällt diese Delicatesse, und er glaubt, dieser Zug mache den beyden edlen Freunden Ehre."

Der Vf. hatte das Verhältnifs zwischen Mendelssohn und Moritz zu bestimmen. Bey Mendelssohns Lebzeiten hätte Moritz nicht wagen dürfen, sich einen Freund desselben öffentlich zu nennen, und als solcher von ihm zu sprechen u. s. w. Nach dessen Tod wollte Moritz sich damit Gewicht geben.

„S. 226. rügt es der Verfasser, dafs Moritz sich durch seine Erziehung, durch Menschen, durch Schicksale und Verhältnisse bearbeiten liefs. Rec. wäre begierig, die Menschen kennen zu lernen, die sich weder durch

Erziehung, noch durch Menschen, Schicksale und Verhältnisse bearbeiten liefsen. Noch hat er dergleichen Wunder nicht gesehen."

Sehr wahr, in einem gewissen Sinne. Aber so sehr wir auch vom Aeufsern abhängen, so sollen und können wir doch auch vom Innern auf uns einwirken und jenen äufsern Einfluss so modificiren, dafs Sittlichkeit und Selbstständigkeit nicht darunter leiden.

„Bald darauf wird Moritzens Leben mit einer Art Drama verglichen, dem es aber an Einheit der Handlung fehlte. Rec. befürchtet, das Leben jedes Menschen dürfte so einem Drama gleichen. Wenigstens ist er geneigt, die Biographie eines Mannes, dessen Leben als eine einige, aus einer Quelle und nach einem Ziele hinlaufende Handlung dargestellt wird, eben deswegen schon für einen Roman zu halten."

Hier hat der Rec. meinen Beyfall.

„Der Hr. Vf. mufs hierüber freylich ganz anders denken. Denn er leitet beynahe alle Handlungen des Moritz aus der Maxime der Eitelkeit ab. Er scheint ganz vergessen zu haben, wie viele Triebfedern gewöhnlich bey einer einzigen Handlung des Menschen in Wir-

wegung; wie selten Handlungen sind, die aus einer einzigen Quelle abgeleitet werden können. Auch der Böſewicht handelt oft gut; und der Eitele ist nicht immer eitel."

Mit solchen Räsonnements läſst sich nichts Einzelnes, nichts bestimmt Angegebenes widerlegen.

„Nichts ist leichter, als einen Menschen zu tadeln, selbst unter dem Schilde von Philosophie. Man darf ja nur den Menschen, wie er ist, mit dem, wie er seyn sollte, zusammen stellen. Wie klein wird da der erstere, und wäre er in der Erscheinung auch noch so groſs, auf einmal werden! Allein, nichts ist auch unbilliger, als so eine Zusammenstellung. Auf der Wage der reinen Vernunft mag Gott den Werth des Menschen wägen. Menschen hingegen dürfen den Menschen nur nach empirischem Maſsstabe schätzen. Moritz hatte früher einen Kampf zu bestehen, den viele edle Jünglinge zu kämpfen haben: den Kampf mit der ihn in den Staub hinbeugenden Armuth. Er kam nicht ohne Wunden aus diesem Streite. Allein, wäre er auch unter gelegen, so würde er noch immer auf Mitleiden Anspruch machen können. Verachten würden wir ihn gewiſs nicht."

Dieser Kampf pflegt sonst den Character zu stärken, nicht zu schwächen, und Eitelkeit nicht aufkommen zu lassen.

„Moritz lernte frühe, wie verſchieden eine Ideenwelt von der wirklichen Welt ſey.“ (Das hat er nie gelernt.) „Und daſs die Menſchen ſeiner Phantaſie den Menſchen in der Erſcheinung nicht gleichen.“

Er nahm in ſeiner Phantaſie nur ſich ſelbſt auf und von andern Menſchen höchſtens einen Göthe und Mendelsſohn.

„Daher auf einer Seite ſeine Schüchternheit, ſeine Menſchenſcheue, ſein Miſstrauen.“ (Gänzlich falſches Räſonnement.) „Auf der andern ſein gänzliches Hingeben an jene Wenigen, die er ſo fand, wie er ſich ſie wünſchte. Daher betete er Göthe an; und ſah an Mendelsſohn einen Genius in menſchlicher Hülle. Dieſe beyden Männer waren ihm *perſonificirte* Ideale von Tugend und Wahrheit. Mit dieſen Männern verglichen, ſchienen ihm die übrigen Menſchen, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur ein *profanum vulgus*. Es war eine Ungerechtigkeit, die er an der übrigen Menſchheit begieng:

Ignoſcenda quidem, ſcirent ſi ignoſcere Manes!

Daher liebten ihn diejenigen, die ihn näher kannten, ſo ſehr, und ſuchten es ihm auch zu beweiſen.“ (Er war nicht ſehr geliebt.) „In Rom ward er, was auch der Verf. S. 213. dagegen

gegen anführen mag, beynahe allgemein geschätzt. Während seiner Krankheit wachten Deutsche wechselsweise jede Nacht an seinem Bette.“

Will in der Fremde und bey so einem Unglücksfall nicht viel sagen.

„Diese Seite von Moritzens Charakter, die so vielen Aufschluss über seine Gesinnungen und Handlungen gibt, berührt der Verf. ganz und gar nicht. Sie hätte zu viel Stoff zur Entschuldigung dargebothen; und das war gegen seine Absicht. Er wollte nun einmal an Moritz alles schlecht finden, und sah in dieser feindseligen Stimmung nicht einmal die Widersprüche, in die er sich dadurch selbst verwikkelte.“

Sehr harte Aeusserungen, die wohl mit bündigen Beweisen zu belegen gewesen wären.

„Er gibt S. 226. als Grundlage von Moritzens Character Schwäche aller Vermögen überhaupt, der Denkkraft, der Gefühlfähigkeit und des Begehrungsvermögens an, die Einbildungskraft ausgenommen; und in der Folge muss er doch wider Willen seinen Scharfsinn, sein natürliches Gefühl fürs Schöne, sein Interesse für Tugend und Wahrheit, seine Empfäng-

lichkeit für das Erhabene S. 248. 252. 266 u. a. anerkennen."

Mit einer natürlichen Schwäche der Seelenvermögen kann es ja wohl bestehen, dafs die eine oder die andere Kraft durch ausschliefsende oder vorzügliche Uebung derselben sehr gestärkt werde und zu einer bedeutenden Intension gelange. Ueberdem war es vornehmlich die Einbildungskraft, durch welche M. sich in mehr als Einem Fache auszeichnete; und dafs diese bey ihm hervorstechend war, ist ja in der Schrift gesagt worden.

„Auf eben der Seite, auf welcher dem verkannten Moritz Gefühl für Freundschaft abgesprochen, und versichert wird, er habe Anhänglichkeit und Liebe eines andern für sich nicht zu schätzen gewufst, erzählt der Verf. mit welcher Innigkeit Moritz an Göthe und Mendelssohn hing, wie er sie von Jugend auf verehrte und vergötterte."

Der Rec. würde den Vf. widerlegt haben, wenn er den Beweis führte, dafs Moritz mit ächter Freundschaft Mendelssohn und Göthe ergeben war. Der Nekrolog sucht zu zeigen, dafs Moritz die grofsen Talente und Verdienste dieser Männer bewunderte, und ihren Beyfall einst zu er-

erhaſchen, als ein groſses Ziel mit ſeiner Einbildungskraft ſich aufſtellte. Hierzu war keine perſönliche Bekanntſchaft erforderlich, und ſelbſt alle einſtweilige Verbindung entbehrlich.

„Baron Hörwart ſagte von Moritz: er ſey ein roher Diamant; wer ihn nicht kennt, geht kalt vorüber. Wahrhaftig! der Biograph kannte dieſen Diamant nicht. Rec. iſt es müde, all das Schiefe, Halbwahre und Falſche in dieſer zwar künſtlichen, aber auch höchſt ungerechten Biographie zu rügen. Nur muſs er noch dem Verfaſſer derſelben, beſonders aber dem Herausgeber des Nekrologs, den er übrigens wahrhaftig ſchätzt, noch einmal die Frage ans Herz legen: Iſt es erlaubt, einen edlen Mann, den Freund Göthe's, Mendelsſohns und anderer Edlen — iſt es erlaubt, einen Todten ſo zu miſshandeln?

Iſt es erlaubt, ſo leichtſinnig in hatten Worten Beſchuldigungen ſolcher Art zur Laſt zu legen?

Eine kleine Bemerkung, die ich ſehr ungern in Moritzens Leben nicht aufgenommen ſah, ſey mir erlaubt, jetzt nachzutragen. Moritz konnte es gar wohl ertragen, groſse Ei-

genſchaften und Verdienſte neben und ſelbſt über ſich zu ſehen, und ſo ſehr er auf Glanz ausging, ſo huldigte er doch nicht ungern den Prätenſionen anderer; das machte ſeine Eitelkeit andern ſehr unſchädlich und wenig läſtig, und iſt ein Beweis für eine gewiſſe Gutmüthigkeit in ihm.

In Moritzens Leben im Nekrolog S. 201. ward angeführt, Herz in Berlin wolle den Gang und die Heilung einer Krankheit von Moritz als einen Beweis drucken laſſen, wie mit Hülfe von aufgeregten oder beſänftigten Leidenſchaften der Arzt bey körperlichen Uebeln oft eine Aenderung bewirken könne. Da aus der ganzen Erzählung dieſes *trefflichen* Schriftſtellers nicht wenig *Licht* auf Moritzens Charakter *fällt*, ſo ziehen wir das hieher gehörige aus Hufelands medicin. Journal, B. 5. St. 2. aus, wo Herzens Erzählung von Moritzens Krankheit unter der Rubrik: Etwas Pſychologiſch-mediziniſches, ſich findet.

„Moritz kam im J. 1782 von ſeiner Fußreiſe nach England zurück, und ſetzte ſeinen vormahligen Umgang mit mir fort. Aus der Höle zu Caſtleton brachte er eine mit einem kurzen Huſten verbundene Engbrüſtigkeit mit, die mich für ſeine Bruſt fürchten ließ. Ich machte ihm Vorſtellungen über

Vor-

Vorstellungen, dafs er sich zu einer förmlichen Kur entschliefsen sollte, aber er war nicht dazu zu bringen. Nicht einmal eine Aderlafs konnte ich von ihm erhalten, ohngeachtet ich ihm die Gefahr eines hitzigen Fiebers oder Blutsturzes sehr oft vormalte. War ihm aller Arzneygebrauch zuwider, so hatte er vor dem Aderlassen eine wirkliche Furcht. Nächst dem Gange mit offener Brust und dem kalten Baden gehörte zu den Affektationen des damals grassirenden Geniewesens, an welchem M. nicht wenig litt, auch der Abscheu vor dieser blutigen Operation. Man hielt sie für naturwidrig. Eines Tages wurde ich zwischen 2 und 3 Uhr schnell nach der Schornstrafse gerufen, wo M. hingefallen seyn und sich im Blute wälzen sollte. Ich komme hin, und finde ihn in der Stube eines Wundarztes, welche ganz voll Blut war, mit einem der heftigsten Bluthusten, einer Leiche gleich, auf Stühlen liegend. Zur Ader war ihm schon gelassen, ich besorgte Arzneyen, veranstaltete das Wegbringen nach seiner nicht weit entfernten Wohnung, auf die sanfteste Art, verordnete dasselbst das Gehörige und empfahl vorzüglich Stille und Ruhe. Den andern Morgen eilte ich hin zu M., fand seine Thüre verschlossen, und hörte mit Erstaunen von seinen Hausleuten, dafs er sich geputzt, weggefahren, sich in einer Schule als Lehrer einführen lässt, eine öffentliche Rede hält, und des Mittags beym Rath Büsching zu Gaste ist. Den folgenden Tag fand ich ihn ohne Blutauswurf, aber mit starkem Fieber und heftigem Husten. Kaum konnte ich ihn einige Tage auf der Stube halten. Die Zufälle liefsen auf verordnete Mittel ein wenig nach, und M. war nicht mehr zu treffen. Es verstrichen Wochen, ohne dafs ich M. zu sehen bekam. Endlich ward ich zu ihm gerufen, und fand ihn im erbärmlichsten Zustande. Bleich und abgemattet lag er da, mit anhaltendem, festem,

beynahe erſtickendem Huſten, und einem kleinen, überaus ſchnellen Pulſe, der zuweilen einen Schlag ausſetzte. Sein Athem war höchſt ſchwierig, ſeine Nächte ſchlaflos, des Morgens ſchwamm er im Schweiſs; er war ein Schwindſüchtiger in anſehnlichem Grade. Der ſchlimmſte unter ſeinen Zufällen aber war die ſtürmiſche Unruhe in ſeiner Seele, eine Folge ſeiner übertriebenen Furcht vor dem Tode. Immer den Puls unter ſeinen Fingern fuhr er auf, ſo wie er das Auſſenbleiben eines Schlages verſpürte, das er für das Zeichen eines Polypen im Herzen hielt. — Bald weinte er, wie ein Kind, bald declamirte er in Proſa und in Verſen wider ſein Schickſal, wider ſein Verhängniſs, ſchwindſüchtig zu ſeyn und ſterben zu müſſen. Ich ſuchte ihn durch Zureden zu tröſten und entwarf meinen Kurplan, der auch ziemlich gut einzuſchlagen ſchien. Nach 5 — 6 Tagen löſte ſich der Huſten, und die Reſpiration wurde freyer; aber bey dem mindeſten Gefühl von Erleichterung entſprang M. gleich allen meinen ſtrengen Verordnungen. Der anhaltende Wirbel in ſeiner Seele, verbunden mit ſeiner phyſiſchen Unmäſsigkeit verdarben in einer Stunde alles, was ich mit der behutſamſten Sorgfalt in vielen Tagen durch meine Arzneyen vor mich gebracht hatte. Ich konnte ſicher darauf rechnen, wenn ich ihn in der Mittagsſtunde überraſchte, ihn gerade bey den Schüſſeln zu finden, die ich ihm Tags vorher auf das nachdrücklichſte verboten hatte. Nach einigen Wochen verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſehr merklich. Sein Auswurf wurde eitrig und häufig, das Fieber heftiger und anhaltender, und das Ausſetzen des Pulſes ſtellte ſich öfters ein. Mit dieſer Verſchlimmerung wuchs immer das Toben in ſeiner Seele. All mein freundſchaftliches Zureden, all mein Verſichern, daſs ſeine Krankheit nicht tödtlich ſey, und er bey ruhigem Verhalten und genauer

ſtrenger Befolgung meiner Vorſchriften binnen kurzem hergeſtellt ſeyn werde, war vergebens. So wie ein Anfall von Huſten kam, oder er das Wegbleiben eines Pulsſchlages bemerkte, lief er wild in der Stube umher, ſchimpfte in Hexametern auf ſeinen Tod, auf die Kunſt, und höhnte mich mit meinen ſchmeichelnden Hofnungen, deren Eitelkeit er ſo deutlich fühlte. Am ſchlimmſten waren die Nächte, wo er, ohne Zerſtreuung, ſich ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigte, nachdem er eine erträglichere oder peinlichere Viertelſtunde hatte, ſich ruhig oder tobend verhielt, immer zwiſchen der Hofnung, die ich, zu dem er das gröſste Zutrauen hatte, ihm machte, und der Furcht, die ihm ſein leidender Zuſtand einjagte, hin und her geſchleudert wurde, ſchlaflos ſich umher wälzte, und dadurch das Fieber mächtig unterhielt, welches ich daher mit den bewährteſten und unfehlbarſten Mitteln nicht herunterſtimmen konnte. So quälte mich M. Monate lang. Ich änderte Vorſchriften, wechſelte Heilmethoden, wendete bald Drohungen bald Bitten an, alles vergebens. Das Fieber, das ſeine Quelle mehr im Gemüthe, als im Körper hatte, war nicht zu bekämpfen, und ich ſah es mit Gewiſsheit in kurzer Zeit die Maſchine aufreiben. Ich befand mich in einer der miſslichſten Lagen. M. war mein Freund, den ich ſehr liebte, er war mein Kranker etc. Ich ſchlug ihm oft einen andern Arzt vor, davon wollte er nichts wiſſen; ich drohte, ihn zu verlaſſen, dann bat er wehmüthig, verſprach alles und hielt das Geringſte kaum einige Stunden. Endlich ward ich verdrüſslich, miſsmuthig und entſchloſſen, den Unbändigen aufzugeben; aber der Zufall wollte es anders. Als ich eines Tages zu M. kam, fand ich ihn ſteif und leichenartig ausgeſtreckt auf dem Bette liegen. Auf meinen Eintrittsgruſs ſah er mich ſtarr an, ohne ihn durch irgend eine Miene zu erwiedern. Um ſein

Bette

ich unwiderruflich verlohren bin. Er kann keinen Polypen des Herzens kuriren, warum fagt er mir das nicht? warum behandelt er mich wie ein Kind, wie einen läppiſchen Weichling, für den ihm bange iſt, daſs er aus Furcht zu ſterben, ſterben werde? Es iſt kein Polyp, fagt er immer, aber ha! ha! fühlen Sie nur den Puls, fühlen Sie nur! — In dem Augenblick traten Sie herein.“ —

Einige Minuten Nachdenken brachten in mir das Reſultat hervor, daſs es unmöglich ſey, dem heftigen Fieber zu ſteuern, und meinen Freund zu retten, ohne ihn vorher aus dem zerrüttenden Zuſtande zwiſchen Furcht und Hofnung mit Gewalt zu reiſsen, und daſs ich ihm, da das Gefühl ſeiner Krankheit und ſeine lebhafte, ſchwärmende Phantaſie allen meinen aufrichtigen Verſicherungen von Gefahrloſigkeit Trotz bieten, vielmehr von der gewiſſen Gefahr zu überzeugen ſuchen müſſe. Ich muſs ihn in die Feſſeln der Furcht ſchlagen, da er ſich an dem ſanften Bande der Hofnung nicht leiten laſſen will, ich muſs durch die Verkündigung eines gewiſſen Todes eine vollkommne Reſignation auf jeden Gedanken von Wiedergeneſung in ihm erregen, und indem ich ſeine Furcht vom Tode ab und nur auf die Art des Todes hinleite, eine völlige Ergebung in mich und meine kunſtmäſsigen Verordnungen in ihm bewirken. — Es herrſchte einige Minuten eine vollkommene Stille im Zimmer, während welcher ich nachdenkend da ſtand. Nun machte ich Bewegungen zum Weggehen, indem ich vernehmlich leiſe, halb mich ſelbſt, halb die Anweſenden fragte: Was ſoll ich hier machen? Ich bin hier nichts nütze. In dem Augenblick wirft Moritz ſich plötzlich aus ſeiner horizontalen Lage in eine quer über das Bett ſitzende Stellung, und ſo wie ich ihm nahe komme, ſtreckt er den Arm mir entgegen,

und

und fragt mich mit einer Art Heftigkeit: Wollen Sie mir denn den Puls nicht fühlen? Ich that es mit einiger Kälte, zuckte die Achseln, und antwortete ihm endlich auf seine Frage: ob er bald genesen werde; dass er hierzu keine Hofnung mehr habe. Bey dieser Antwort brach er in die heftigsten Bewegungen aus, und man konnte jetzt mehr als jemals, sehen, wie ungern er das Leben verlasse. Ich ergriff diese Gelegenheit, und sprach weitläuftig zu ihm über die Nichtigkeit der Gründe, aus welchen er noch lange zu leben wünsche. Jetzt wurde er ruhiger, und sagte gerührt: aber ich habe noch nicht weise gelebt! So sterben Sie weise, antwortete ich; denn in dieser Lage haben Sie die beste Gelegenheit zu zeigen, ob Sie wirklich wahre Weisheit besitzen, oder nicht. Während dieser letzten Anrede schlich Moritz langsam nach dem Bette, setzte sich nieder, sah mich aufmerksam an, und wiederhohlte einmahl ziemlich vernehmlich mit einer Miene von Staunen und Rührung die Worte: so sterben Sie weise! Nun fiel er mit dem Kopfe rücklings an die Wand, wurde zusehends blass, schien beklommen, und sah starr gegen den Balken. Sein Zustand ging mir durch Mark und Bein, meine Augen standen unter Wasser, und ich musste alle meine Kräfte zusammen nehmen, um mich als operirenden Wundarzt zu denken. Und schon fing ich an, während der fürchterlichen Stille, die einige Minuten lang in der Stube herrschte, in meinem Vorsatze wankend zu werden, schon hatte ich es auf der Zunge, mein Todesurtheil zu widerrufen und dem Kranken nach meiner bisherigen Weise zu tröstten, als ich merkte, dass sein Gesicht sich röthete, er sich wieder erhohlte, mit Heftigkeit und wilden Augen sich aufsetzte, und mit angestrengter Kraft, gleichsam seinem kämpfenden Gemüthe zum Trotze, pathetisch rief: So sterben Sie weise! Nun fasste ich

wie-

wieder Muth, und um ihn mir zu erhalten, fuhr ich gegen die Anwesenden ziemlich laut fort: Es ist sehr natürlich, meine Herren, dass Ihnen, wie ich merke, diese Art, sein ungünstiges Urtheil unter den Augen des Leidenden so bestimmt von sich zu geben, auffällt. Allein Sie müssen bedenken, welchen Leidenden ich vor mir habe! Ich habe es mit keinem Menschen zu thun, dem der Gedanke der Trennung von einer Geliebten, des Zurücklassens unerzogener, seiner Vorsorge bedürftiger Kinder, oder der Entfernung von Eltern und Verwandten, denen seine Unterstützung unentbehrlich ist, schrecklich seyn kann. M. ist frey und unabhängig, sein Herz ist ohne alle Verkettung, es verliehrt durch seinen Tod nicht an andern, andere verliehren nichts an ihm, er lebt von Seiten des Gemüths nur sich selbst, und stirbt nur sich selbst. — Ich habe es nicht mit einem feigen Menschen zu thun, der vor dem Gedanken des Todes zurückbebt, der sich kindisch an das Leben anklammert, als wäre es ein Gut, das er ewig besitzen könne, der die flüchtigste Vorstellung vom Tode, wegen vorurtheiliger und abergläubischer Bilder, welche üble Erziehung und schwacher Verstand damit verbinden, aus seiner Seele verscheucht. M. ist ein Mann, der das Leben für das erkennt, was es ist, der während desselben über dasselbe oft und reiflich nachgedacht, vor dessen geläutertem Verstand der Tod es nicht wagt, in seinem Fratzengewand zu erscheinen, und was noch mehr, dem der Tod gar nichts unerwarteres seyn kann, da er während der ganzen Krankheit täglich mit mir von ihm sprach, ihn gewiss zu erwarten vorgab, und nur durch mein Zureden jedesmahl von dieser Vorstellung abgebracht wurde etc. Im Ganzen war ich mit dem Gange der Krankheit nicht unzufrieden. Das Hauptübel wich zwar nicht, aber ich dachte durch meine

Be-

Beharrlichkeit es endlich zu ermüden, oder wenigstens in die Länge zu ziehen, bis meine Kunst von den erwachenden Naturkräften sich hinreichende Unterstützung zu versprechen hätte. Unter diesen Umständen wäre es eben so hart als unklug gewesen, M. von meinem innern Zustande jedesmahl zu unterrichten, und ihm jeden Tag meine Hofnung in ihrer Ebbe oder Fluth vor Augen zu stellen etc. Besser also, dachte ich, unser Freund habe die Meinung, es sey in mir alles hell und klar, ich taumele nicht den Weg hin, den ich zu seiner Heilung einschlage, sondern mache ihn mit festen zuverlässigen Schritten, und meine Verordnungen seyen die Resultate der deutlichsten Erkenntniss seiner Krankheit und der unbezweifelten Mittel, diese zu überwinden. Aber nun seit 8 Tagen hat alles eine andere Gestalt bekommen. Alle Hofnung bis auf den schwächsten Schein ist in mir verschwunden. Die Krankheit hat eine Wendung genommen, aus der sie nicht heraus gebracht werden kann; sie hat sich mir in ihrem ganzen Wesen so offenbaret, dass ich mathematisch sicher bin, keine Menschenmacht ist vermögend, sie zu überwinden, ihre Heilung liegt aufserhalb der Grenzen der Kunst, und ihr wahrscheinlich schnelles Ende erreiche sie nur durch das Ende des Lebens, des Lebens, das ich so herzlich gerne erhalten haben möchte! Ich bin nun überzeugt, dass die Lungen selbst gänzlich in Eiter übergegangen, und dass im Herzen ein polypenartiges Gewächs sich erzeugt hat, das den ohnediess schon schwierigen Blutumlauf bald zum völligen Stillstande bringen muss. — Unter diesen Umständen meinen Freund noch hintergehen, seiner natürlichen Liebe zum Leben noch immer schmeicheln, während dass er mit jeder Stunde dasselbe immer mehr verlöschen fühlt, ihn immer mit Versprechungen laben, die zu erfüllen mir unmög-

lich sind, und er mit jedem Tage unwahrscheinlicher finden muss, wäre in der That blosse Geckerey. — Mit Freuden bemerkte ich, dass während meines Harangirens das Wilde und Trotzige in M. Mienen sich ganz verlohr, und eine schlaffe Weichheit seine Zunge und Augen einnahm, das Zeichen eines sanften Ruhigwerdens des vorher stürmenden Gemüths und des rührenden Gefühls vom innern Beyfall über den bestandenen Kampf. Seine Augen waren voll Wasser. Ich fuhr fort: Ich habe ihn oft im Verlauf der Krankheit gebeten, den Rath noch eines Arztes neben dem meinigen zu vernehmen, und nie konnte ich es von ihm erlangen. Sein Zutrauen zu mir war ohne Grenzen. Niemand, glaubte er, kenne seinen Körper so gut, als ich; Niemand werde einen so warmen Antheil an seinem Zustande nehmen; Niemand seine Kunstfähigkeit, wenn durch sie etwas auszurichten ist, so sehr anstrengen, als ich. Nun wiederhole ich meinen Vorschlag, lieber Moritz! schicken Sie nach irgend einem Künstler, zu dem sie nächst mir das gröfste Vertrauen haben, hören Sie, ob er meinen letzten Ausspruch bestätigt, oder — Ach Gott, nun fürchte ich dieses Oder! mir ist bange, er wird es vielleicht nicht bestätigen, wird vielleicht in den ersten Zeiten nicht so hell und klar in Ihren Zustand sehen, als ich ihn kenne, oder wird vielleicht bey der besten Einsicht doch das alltägliche Handwerksspiel von neuem beginnen, wird Sie mit entfernten dunkeln Aussichten trösten, mit einem bedächtigen: Man kann nicht wissen; man hat Beyspiele; ich gebe den Menschen so leicht nicht auf; dieser Minister, diese Grüfin war viel schlimmer! und wie diese trivialen Formeln alle weiter heifsen. Ihr Gemüth wird zu neuen Hofnungen gestimmt; nun wird es der Flaschen und Schachteln wieder kein Ende haben, und Sie werden nichts dabey gewinnen, als dass Sie die

kur-

kurze Frist, welche die Natur Ihnen noch vergönnt, in dem widrigen Zustande des Zweifelns und Schwankens zubringen werden, um endlich doch das mit Achselzucken begleitete: ja man hat mich zu spät gerufen! von ihm zu hören. — Nein, lieber Moritz, thun Sie es nicht; schicken Sie nach keinem andern Arzt, trauen Sie, (ich nahm seinen Arm und drückte ihn sanft an meine Brust) trauen Sie Ihrem alten Freunde, dem Ihr Leben und Ihr Sterben so nahe am Herzen liegt, trauen Sie meinem Urtheile ein für allemahl, dass Sie nicht zu retten sind, und gönnen mir die Freude, Sie mit Ruhe und Weisheit verscheiden zu sehen. In dem Augenblick umschlang mich M. mit beyden Armen, und fing laut an zu weinen. Die Thränen flossen ihm strohmweise, und nach einigen Minuten, da das heftige Schluchzen ihn zur Rede kommen liess, sagte er, indem er mir die Hand stark drückte: Ach ich bin ganz bereit, aber Sie werden mich doch nicht verlassen? —

Auch ich konnte mich so wenig, als die anwesenden Freunde, des heftigen Weinens enthalten. Ich Sie nun verlassen? erwiederte ich; Gott bewahre! Gerade nun sollen Sie meine Thätigkeit in ihrem vollsten Maasse sehen, gerade nun sollen Sie meinen Beystand recht fühlen, meinen Beystand, als Freund, dies versteht sich; aber was sich vielleicht so leicht nicht versteht, mein Beystand als Arzt soll Ihnen nun erst recht werth werden. Bey meinen bisherigen Bemühungen, Ihnen das Leben zu erhalten, war ich in Ansehung des Erfolgs immer zweifelhaft, und meine Wirkungslust daher schwankend; jetzt will ich suchen, Sie auf die behaglichste Weise vom Leben loszuwinden, von dieser Seite bin ich meines Zieles sicher, mein Streben hat eine zuverlässigere und bestimmtere

verleitet nur zu neuen Attachements, und ich habe, Dank sey es Ihnen, nur ein einziges: an dem grossen Detachement. Wir unterhielten uns eine Stunde lang von den gleichgültigsten Dingen, und ich sagte gute Nacht. Zu meinem Erstaunen fand ich den andern Morgen meinen Kranken verändert. Er hatte 4 Stunden fest und ununterbrochen geschlafen, sein Puls hatte wenig Fieberhaftes und sein Auswurf ging äusserst leicht. Er sah so heiter aus, dass mir bange wurde für die Erneuerung seiner Hofnung und Neigung zum Leben. Um dieser zuvorzukommen, stimmte ich nicht ohne vielen Zwang meine Miene zur Traurigkeit und Niedergeschlagenheit herunter, und suchte den düsteren Ton unter uns zu erhalten. Nachdem ich ihn, seinen Puls in meiner Hand, einige Minuten mit einem starren und mitleidigen Blicke angesehen hatte, setzte ich mich ihm zu Kopfe und hohlte einen tiefen Seufzer. Wie ist es, sagte er, Sie sind misvnuthig, wohl meines Zustandes wegen? Ich: Pah! auch bin ich selbst sehr übel. Mein Kopf quält mich heut entsetzlich. Ach hätte er mir in meinem Leben nur den zehnten Theil der Freude gewährt, als er mir Leiden verursacht hat, welch ein Kerl wäre ich der Welt gewesen! Er: Sie werden doch an diesen Leiden nicht sterben? Ich: Ha ein schöner Troft! wir sprechen uns, lieber Moritz! Wer weis, wie bald ich Sie einhohle! M. hob den Kopf seitwärts in die Höhe, und sah mich mit tröstenden Augen eine Weile geduldig an. Ich: Nun genug. Sie fühlen sich wohl schwach? Er: Sehr. Ich: Aber doch frey von Schmerzen? Er: Vollkommen. Ich: So ist es recht. Es geht alles gut. Sie verstehen mich schon, lieber Moritz. Er: Aber wunderbar ist es doch, dass das Aussetzen des Pulses so ganz aufhört? Ich: Eine Folge der übergrossen Schwäche. Er: Und der Auswurf so leicht und der Athem so viel freyer. Ich: Ist

Ihnen

Ihnen das nicht lieb? halte ich nicht mein Verſprechen? Fahren Sie nur fort mit Ihren Arzneyen und überlaſſen das Uebrige mir. Ich ſehe Sie heute noch, wenn es mir mein Kopf erlaubt. Ich kam noch ſpät des Abends hin, fand ihn feſt ſchlafend, mit wenigerm Fieber und ziemlich freyem Athem. Den folgenden Morgen verkündigte mir ſein Anſehen und alle Symptomen den wirklich mit ſtarken Schritten Genesenden. Er fühlte ſich nach einem ruhigen Schlaf minder ſchwach, und ſein Puls war faſt ohne Fieber. Seine Heiterkeit fing in der That an, mich wegen eines Rückfalles der Hofnung, die ich jetzt noch für zu früh hielt, zu ängſtigen. Ich ſprach daher wenig, that ſehr beſorgt und beſuchte ihn dieſen Tag viel öfterer, als ſonſt. Alle zwey Stunden war ich bey ihm, fühlte den Puls und empfahl, ohne mich lange aufzuhalten, Ruhe, Diät und Arzneymittel ſehr ernſtlich. Und ſo hatte ich noch verſchiedene Tage mich mit äuſſerſter Mühe durchzuwinden, um M. Gemüth in der Stimmung zu erhalten, in welche ich es verſetzt hatte. Aber endlich ging es nicht länger. Seine Beſſerung ſchritt ſo ſchnell, und ſein Gefühl davon war ſo licht, daſs ich ohne verdächtig zu werden, meine Rolle nicht länger fortſetzen konnte. Ich gab ſie auf, aber allmählig. Als ich den achten Tag nach dem verkündeten Todesurtheil zu ihm kam, fand ich ihn in Beinkleidern und Schlafrock, friſirt, die Feder in der Hand am Tiſche ſitzen. Was machen Sie? fragte ich, Sie haben ſich ja geputzt? Er: Ja, ich befinde mich leicht und wohl, ich habe die ganze Nacht nicht gehuſtet. Hören Sie, lieber H.! ich halte es für möglich, daſs ich nicht ſterbe. Ich: Je nun, wir wollen ſehen. Dieſes: Je nun, wir wollen ſehen, wiederhohlte ich täglich, aber immer mit einem Tone, der täglich mehr Zuverſichtigkeit in dieſes Wollen ſehen ſetzte, bis es

endlich so klang, als wir sehen wirklich. Ich liefs nun M. Hofnung wachsen, seine alte Liebe zum Leben war wieder in ihrer gröfsten Stärke da, seine medicinische Folgsamkeit nahm allmählig ab, und ich konnte nicht mehr mit Eifer auf dieselbe dringen. Noch acht Tage später fand ich ihn bey meinem Besuche nach seiner Art sehr geputzt in gravitätischen Schritten die Stube auf- und abgehen; sein Aussehen wohl, Fieber und Husten waren verschwunden, seine Kräfte hergestellt, er gehörte nicht mehr unter die Kathegorie von Kranken. In einem Anfalle von Entzücken fiel er auf mich zu, und zerdrückte mich fast für Zärtlichkeit. Nun, sagte er, bin ich nicht weise gestorben? — Ich: Spaasen Sie nicht mit der Weisheit, am wenigsten mit der des Sterbens. Zweifeln Sie daran, dafs Sie jenem weisen Tod von einigen Tagen Ihr Leben zu verdanken haben? — Er; Ich bin seit gestern davon überzeugt. Mein Freund der Hofpostsecretair hat mir die Augen über Ihren verschlagenen Plan geöffnet. —; Ich; Ich mache Ihnen nun einen minder verschlagenen, der Ihnen gewifs nicht minder gut bekommen wird. Nehmen Sie nun den hypothetischen Ansatz von Jahren von Ihrem ersten Geburtstage wieder weg, stellen diese wieder in ihre Stelle vor Ihnen in die Zukunft und leben weise. — Er: Dies sey mein fester Vorsatz. — Ich; Nun leben Sie wohl. — Er: (Mir auf der Treppe nachrufend.) Vergessen Sie auch ja nicht, dafs Sie nun der Eile nicht bedürfen, mich einzuhohlen. — Und so schieden wir von einander. Unser Freundschaftsverhältnifs war wieder das ehemalige. Nach kurzer Zeit war von der Krankheit unter uns nicht mehr die Rede, und alles, was in der Erinnerung davon zurückblieb war das; so sterben Sie weise! womit M. mich gewöhnlich grüfste, wenn er mir auf der Strafse begegnete. Mein Schöndank war

dann

kann immer: so leben Sie weise! das er nachher, ohne seinen Vorgruss mit verschiedenem Nachdruck und in verschiedenen Tönen zu hören oft Gelegenheit hatte. Es gab Umstände, unter welchen ihn bald warnend: so leben Sie weise! bald verwundernd: So leben Sie weise, zurufen musste. Er starb, wegen seines nicht weisen Lebens zu früh: sonst wäre vielleicht doch wohl noch einmahl die Zeit gekommen, wo man ihm hätte beyfallend sagen können: So leben Sie weise!"

Ein Arzt, den wir über dieses ingenioße Verfahren des Prof. Herz zu befragen Gelegenheit hatten, wollte in dieser Krankengeschichte für die Arzneywissenschaft nicht so viel Wichtiges und Neues finden, als sie uns Aufklärung über Moritz zu geben schien. Er sagte: das eigentliche Brustübel, woran Moritz litt, sey gar nicht bestimmt, die Arzneymittel, welche M. genommen habe, wären gar nicht angezeigt worden. So bedenklich, als es nach einigen angeführten Symptomen scheinen könne, müsse die Krankheit nicht gewesen seyn, weil sonst Herz nicht so gewiss hätte die Heilung erwarten können, da bey chronischen Brustübeln die Kunst gar wenig auszurichten vermöge. Ueberdies habe das ausgesprochene Todesurtheil nur ein Hinderniss der Heilung gehoben, sie nicht selbst bewirkt, für die Hülfsmittel nur empfänglich gemacht u. s. w. Die Situation, in der Moritz war, sey gar nicht so selten; denn wie oft fühle der

Kranke sich in Gefahr, während der Arzt entweder die Krankheit nicht fürchtet, oder seinen Mitteln gegen sie alles zutraut. Dass dieses Schwanken des Gemüthes sich bey M. so nachtheilig bewies, sey ihm unerklärlich — und er sey geneigt, die Erklärung anzunehmen, M., der nur ein Phantasiemensch war, habe einen besondern Reiz darinn gefunden, von dem Arzt förmlich aufgegeben zu seyn, seinen frühen unvermeidlichen Tod selbst bemitleiden und von der Vorbereitung sprechen zu können, weise zu sterben, ein Gedanke, der, wie aus allem erhellt, ihn sehr frappirt habe. Dieser Reiz habe die Todesgefahr selbst in Schatten gestellt. — Was unser skeptischer Arzt noch über die Unwahrscheinlichkeit äufserte, dass ganz so gesprochen worden sey, als der beredte Dialog Herzens aussagt, über den Misbrauch, welchen Aerzte mit Erregung und Erkünstelung von Leidenschaften auf Veranlassung einer so grosen Autorität treiben könnten u. s. w. gehört nicht hieher.

Der Herausgeber an die Leser.

In diesem Supplementbande finden sich nun, wie man sieht, diejenigen Biographien, die ich nicht

nicht gleich in den Jahren des Nekrologs liefern konnte, in welche sie eigentlich gehörten; und dann das, was mir als Zusatz oder Berichtigung schon gelieferter Biographien zugekommen war, oder was ich sonst beyfügen konnte. Der Vorrath zu beyden Abtheilungen häufte sich während des Drucks noch über mein Erwarten, und da die Anlage des Supplements nun einmahl nur auf einen einzigen Band gemacht war, so ist dieser stärker geworden als ich wünschte. Das ist nun die Ursache, warum ich einige Biographien wichtiger Männer, z. B. des Dichters Schubart, des Bischofs der Br. Gem. Spangenberg, u. a., die gleichfalls in dem Zeitraum jener vier Jahre gestorben sind, in diesem Supplementbande nicht liefere, sondern mir vorbehalte, diese Schuld in den Nachträgen der folgenden Jahre, oder auch in den Supplementbänden zu denselben, abzutragen. — In dem hier folgenden Register über die ersten acht Bände des Nekrologs (1790—98) und über den Supplementband findet man nun bey jedem Nahmen die Nachweisung theils der Biographie, theils jeder Berichtigung oder jedes Zusatzes zu der Lebensbeschreibung selbst. — In der ersten Anlage des Nekrologs hatte ich den Gedanken, möglichst vollständig in Anführung aller Schriftsteller zu seyn, selbst, wenn ich auch nur eine kurze Anzeige ihres Geburts-

und

und Todesjahres und ihrer Schriften geben könnte, und in diesem Sinn sind daher die kurzen Anzeigen des Nekrol. 1790. B. II. gesammelt. Diese Idee mußte sich ändern, als durch die neue Einrichtung der Nachträge zum Meusel, noch mehr aber durch Rötgers blos diesem Zwecke gewidmeten Nekrol. f. Frz. Deutsch. Lit. und durch den Leipz. Lit. Anzeiger, dem Bedürfniss, das ich vor Augen hatte, vollkommen abgeholfen ward. Ich konnte indeß die Nahmen derer, die in den ersten Bänden des Nekr. nun einmahl ganz kurz angeführt worden sind, im allgemeinen Register nicht übergehen; man findet sie also auch darinn. Um indeß gleich zu erkennen zu geben, daß von ihnen keine Biographie, sondern blos eine *Kurze Anzeige* im Nekrolog zu finden sey, sind im Register solchen Nahmen jedesmahl die Buchstaben K. A. beygefügt worden.

Mit Dank gegen so viele meiner Leser, die mein Bestreben, ein nützliches vaterländisches Institut immer mehr zu verbessern, durch ihre gütige Nachsicht und Unterstützung aufmuntern, übergebe ich Ihnen nun auch diesen Band, der nebst den acht ersten Bänden Ein Ganzes ausmacht. Gotha, im Jun. 1798.

F. Schlichtegroll.

In-

Inhalt

des Supplementbandes.

Erſte Abtheilung,

ganze rückſtändige Biographien enthaltend.

	Pag.		Pag.
Fixlmillner	1	Tröltſch	266
Winkler	19	Piſanski	278
Stuve	34	Karſchin	287
Büſching	58	Bode	350
Michaelis	146	Schelhorn	418
Sillig	198	G.v.d.Schulenburg	421
Wekhrlin	250	Chriſtiani	435

Zweyte Abtheilung.

Nachträge und Berichtigungen enthaltend.

	Pag.		Pag.
Baſedow	1	Göze	145
Jani	16	Mozart	159
Koppe	18	Reifenſtein	162
Bahrdt	22	Haſenclever	165
Eſchſtruth	127	Wittwer	169
Schaeffer	135	Moritz —	182
Hähn	144	Nachſchrift	218
Graf Brühl	144		

Re-

Register

über die Jahre 1790 bis 1793 des Nekrologs

nebst dem Supplementband.

(Die römische Ziffer weist auf den ersten oder zweyten Band des genannten Jahres; die gemeine Zahl auf die Seite.)

A.

Ahlwardt, Prof. zu Greifswald. 1791. I, 367.
Amalie, Prinzessin v. A. Dessau. 1793. II, 354.
K. A.
Andreae, Apotheker zu Hannover, 1793. I, 164.

B.

Bahrdt (*D. C. Friedr.*) zu Halle, 1792. I, 119.
Suppl. B II, Abth. 22.
Basedow in Magdeburg, 1790. II, 114. — Suppl.
B. II, Abth. 3.
Gräfin Bassewitz in Mecklenburg. 1790. I, 141.
v. Berger, K. Dän. Leibarzt. 1791. II, 317. K. A.
Blum, der Dichter, in Rathenau, 1790. II,
198. — 1791. II, 380.
Bode, H. Darmstädt. Geh. Rath, zu Weimar.
1793. II, 360. — Suppl. B. I Abth. 350.

Böhm (*Andr.*) Prof. in Gieſsen. 1790. II, 338. K. A.

Böhk, Diakonus zu Nördlingen. 1793. I, 352.

v. Borie, Oeſterreich. Reichstagsgeſandte zu Regensburg. 1793. I, 304.

v. Born, Hofrath zu Wien. 1761. II, 219.

Brandis, Prof. zu Göttingen. 1760. II, 1.

Broon, Gerichtsverwandter zu Danzig. 1792. II, 201. K. A.

Gr. v. Brühl, Staroſt von Warſchau. 1793. II, 24 u. 423. — Suppl. B. II Abth. 144.

Bruns, Hofmedic. zu Hannover. 1792. II, 229. K. A.

Büſching, OConſ. R. u. Direct. des vereinigten Gymn. zu Berlin. 1793. II, 360. — Suppl. B. I Abth. 58.

Burmeſter, Kaufmann in Liefland, 1791. II, 325.

C.

Caeſar, Chorherr zu Vorau und Pfarrer zu Friedberg. 1792. II, 221.

Chappuceau, Abt zu Loccum. 1791. II, 351.

Chriſtiani, Etatsrath u. Prof. zu Kiel. Suppl. B. I Abth. 435.

Carl Eugen, Herzog zu Wirtemberg. 1793. II, 354. K. A.

Clavel, Turn u. Tax. Oberamtmann zu Scheer. 1793. I, 32.

Coing, Prof. zu Marburg. 1792. II, 235.

Carrodi, Prof. zu Zürich. 1793. I, 283.
Crollius, Hofr. u. Prof. zu Zweybrücken. 1790. I, 223.
Crugot, Hofprediger zu Carolath. 1790. II, 243.

D.

Daries, K. Preuſs. Geh. Rath u. Prof. zu Frankf. a. d. O. 1791. II, 335. — 1792. II, 279.
Dathe, Prof. zu Leipzig. 1791. I, 175.
Delius, Geh. Hofr. u. Prof. zu Erlangen. 1791. I, 305.
Döderlein, geh. Kirch. Rath u. Prof. zu Jena. 1792 II, 98.
Döring, Rathsherr u. Kämmerer zu Danzig. 1792. II, 198. K. A.
Dötzner, Rector in Uckermünde. 1790. I, 234. K. A.
Domeier, Bürgermeiſter zu Moringen im Hannöv. 1790. I, 109.
Dominici, Prediger in Schleſien. 1792. II, 318.

E.

Eichhorn, Paſtor zu Danzig. 1790. II, 341. K. A.
Eliſabeth, Prinzeſſin v. Wirtemberg. 1790. I, 150.
Elliot, Lord Heathfield. 1790 II, 25.
Entzendorfer, Exjeſuit, Prof. zu Breslau. 1790. II, 335. K. A.
v. Eſchſtruth, Heſs. Reg. Rath zu Caſſel. 1792, I, 103. — Suppl. B. II Abth. 127.

F.

F.

Fabel, Superintend. zu Saalfeld. 1791. II, 536.
v. *Fabrice*, (Fräul. Charl.) zu Celle. 1793. II, 360. K. A.
Faesi, Pfarrer in der Schweiz. 1790. II, 334. K. A.
Ferber, K. Preuſs. Oberbergrath. 1790. I, 256.
Ferdinand, Prinz v. Braunſchweig. 1792. II, 231.
Fixlmillner, Benedictiner u. Aſtronom zu Kremsmünſter. Suppl. B. 1 Abth. 1.
v. *Florencourt*, H. Braunſchweig. Cammerrath. 1790. II, 337. K. A.
Frob. Forſter, Reichsfürſt u. Abt zu St. Emmeram zu Regensburg. 1791. I, 221.
v. *Frank*, in Offenbach. 1791. II, 355. K. A.
Franklin, (Benjamin) 1790. I, 262.
Fritz, Sachſ. Coburg. Geh. Reg. Rath. 1793. II, 294.

G.

Garve's Mutter. 1792. II, 211.
Gärtner, Hofr. uud Prof. zu Braunſchw. 1791. I, 29.
v. *Gemmingen*, Wirtemb. Reg. Präſid. 1791. II, 131. — 1792. II, 358.
Gerbert, (Martin) Fürſt-Abt zu St. Blaſien im Schwarzwalde. 1793. II, 1.
Gericke, Archidiak. in Hamburg. 1790. II, 335. K. A.

Gercken, K. Preuſs. Juſtitzrath zu Worms. 1791. II, 333. K. A.
Geſsner, (Johannes) Prof. zu Zürich. 1790. I, 351.
Göze, Pred. zu Quedlinburg. 1793. I, 182. — Suppl. B. II Abth. 145.
Gries, K. Dän. Etatsrath u. Bürgermeiſter zu Altona. 1790. II, 344. K. A.
Gruner, Geh. Rath zu Coburg. 1790. II, 18.
Günther, Fürſt v. Schwarzburg-Rudolſtadt, 1790. II, 225.

H.

Hähn, Generalſup. in Oſtfriesland. 1790. II, 333. K. A. — Suppl. B. II Abth. 144.
Hahn, Pfarrer im Wirtembergiſchen, Mathematiker. 1790. I, 335.
v. Hartmann, Churpfälz. Reg. Rath zu Burghauſen. 1791. I, 163.
Haſenclever, Kaufmann in Schleſien. 1793. II, 116. — Suppl. B. II Abth. 165.
v. Heinecken, Churſächſ. Geh. Cammerrath. 1791. I, 294. — II, 381.
Heinicke, Sam., Director des Taubſtummen-Inſtitut. zu Leipzig 1790. I, 313.
Heinze, Direct. des Gymnaſ. zu Weimar. 1790. II, 341. K. A.
Hell, Aſtronom. u. Prof. zu Wien. 1792. I, 282.

Hemmer. geiſtl. Rath in Mannheim. 1790. II, 336. K. A.
Hermann, Oberhofpred. zu Dresden. 1791. I, 238.
Heſſe, Paſtor zu Bleicherode im Hohnſteiniſch. 1793. II, 340.
Hirſchfeld, K. Dän. Juſt. Rath u. Prof. zu Kiel 1792. I, 39.
Hiller, Prof. zu Wittenberg. 1790. II, 363.
Hink, Pred. im Brem. 1790. II, 340. K. A.
Hofacker, Prof. zu Tübingen. 1793. II, 66.
Hoffer, Prof. zu Altdorf. 1792. II, 261. K. A.
Hofmann, Geh. Rath und Conſ. Präſ. zu Coburg. 1792. II, 37.
v. Honthein, Churtrier. Weihbiſchof. 1790 II, 340. — 1791. II, 359.
v. Horix, Kaiſ. Hofr. zu Wien, 1792. II, 245.
Howard, (John) 1790. I, 90.
Hummel, (Bernh. Fr.) Rector der Schule zu Altdorf. 1791. I, 184.
Hummel, (Marc. Conr.) Pred. und Prof. zu Ulm, 1792 II, 215.
Huter, geiſtl. Rath in Straubingen. 1790. I, 261. K. A.

J.

Jacobi, Generalſup. und CRath zu Celle im Hannöv. 1791. I, 204.
Jani, Rect. des Gymnaſ zu Eisleben. 1790. II, 269. — Suppl. B. II Abth. 16.

Jaeger, Ingen. Hauptm. zu Frankfurt 1790. II, 340 K. A.
Jochims, K. Dän. Konf. Rath u. Paſtor zu Meldorf. 1790. II, 347. K. A.
Joſeph, Römiſcher Kaiſer. 1790. I, 154.
Iſenflamm, Hofr. und Prof. zu Erlangen. 1793. I, 268.
Jugler, Rath und Prof. zu Lüneburg. 1791. I, 1.
Junkheim, Generalſup. zu Anſpach. 1790. II, 175.

K.

Karſchin, (An. Luiſe) Dichterin zu Berlin. 1791. II, 351. — Suppl. B. I Abth. 287.
Kaumeyr, Pred. zu Worms. 1792. II, 197. K. A.
v. Keller, Mainz. Staatsrath. 1790. II, 339. K. A.
v. Kerens, Biſchof zu Pölten. 1792. I, 19.
Klaus, Hoſpitalit zu Halberſtadt. 1793. I, 121.
Knittel, Generalſup. zu Wolfenbüttel. 1792. II, 13. — 1793. II, 410.
Köppen, Rect. des Lyc. zu Hannover. 1791. II, 159.
Koppe, Conſ. Rath und Hofpred. zu Hannov. 1791. I, 101. — Suppl. B. II Abth. 18.
Krahe, Hofkammerrath u. Director der Mahlerakad. zu Düſſeldorf. 1790. I, 205.
Krannichfeld, Diak. zu Langenſalza, 1791. II, 314.
Krauſe, Prof. zu Leipzig. 1793. II, 321.

v. Kreittmayr, Churpfälz. Staatsminiſter. 1790. II, 344. K. A.
v. Kreſſenſtein, Kaiſ. Rath etc. zu Nürnberg. 1791. I, 321.
v. Kruft, Kaiſ. Hofr. zu Wien. 1793. I, 374.
Kühn, Rector der Schule zu Sorau. 1793. II, 243.
Kuh (Moſes) in Breslau. 1790. II, 351.

L.

Gr. Lamberg, (Maximil.) 1792. II, 229. K. A.
Lampe, Pfarrer im Hanauiſch. 1790. II, 341. K. A.
Lange, Probſt zu Altona. 1791. I, 51.
Lauhn, Churſächſ. Hofrath und Amtmann zu Tennſtädt. 1792. II, 139.
Lenz, (Jac. Mich. Reinhold) aus Riga. 1792. II, 218. K. A.
Lenz, (Joh. Jac.) Pred. im Halberſtädt. 1790. I, 200.
Leopold II, Römiſcher Kaiſer, 1792. II, 1.
Leuſchner, Rector zu Breslau. 1792. II, 275.
v. Loudon, (Gideon) Oeſtr. Feldmarſchall. 1790. II, 66.
Ludwig IX. Landgraf v. Heſſen - Darmſtadt. 1790. I, 235.

M.

Mack, Pred. im Anſpachiſch. 1791. II, 347.
Mako, Direct. der philoſ. Facult. zu Peſt. 1792. I, 365.

Mallet, Prof. in Genf. 1790. I, 119.
v. Meggenhofen, Oeſtreich. Schulcommiſſair zu Ried. 1790. II, 279. — 1791. II, 380.
Meier, Bauer im Hannöver. 1790. I, 146.
Meinecke, Pred. im Mannsf. 1790. II, 338. K. A.
Merk, Kriegsrath zu Darmſtadt. 1791. II, 332. K. A.
Merz, Exjeſuit. 1792. II, 262. K. A.
Michaelis, Geh. Juſtitzrath und Prof. zu Göttingen. 1791. II, 336. — Suppl. B. I Abth. 146.
Mirus, Geſandſch. Secret. zu Regensburg. 1790. II, 335. K. A.
Mörl, Pred. und Prof. zu Nürnberg. 1791. II, 316. — 1792. II, 351.
Moldenhawer, Paſtor zu Hamburg. 1790. I, 246.
Moritz, Hofr. und Prof. zu Berlin. 1793. II, 169. — Suppl. B. II Abth. 182.
Morus, Prof. zu Leipzig. 1792. I, 304.
Moſche, Senior und Paſtor zu Frankfurt a. M. 1791. I, 82
Mozart. 1791. II, 82. — Suppl. B. II Abth. 159.
Münter, Pred. zu Koppenhagen. 1793. I, 322.
Murray, Hofr. und Prof. zu Göttingen. 1791. II, 329. — 1792 II, 323.
Mylius, Hofrath zu Sondershauſen. 1792. I, 1.

N.

Nettelbladt, K. Preuſs. Geh. Rath und Prof. zu Halle. 1791. II, 178.

O.

Oeder, Stiftsamtmann zu Oldenburg. 1791. II, 306.

Oelrichs, Doct. der Philoſ. zu Göttingen. 1791. I, 284.

Oertel, Rector des Gymn. zu Neuſtadt a. d. Aiſch. 1790. I, 374.

Oetter, Anſpach. Conſ. Rath und Pfarrer. 1792. I, 51.

Overkamp, Prof. zu Greifswald. 1790. II, 339. K. A.

P.

v. Paczensky, Gutsherr in Schleſien. 1792. I, 60.

Pauli, Landrath und Bürgermeiſter zu Stettin. 1791. II, 334. K. A.

Pfannenſchmidt, Rathsherr zu Speyer. 1790. II, 239.

Pfeiffer, Prof. u. Conſ. Rath zu Marburg. 1791. II, 353. K. A.

Pfenninger, Prediger zu Zürich. 1792. II, 153.

Pfranger, Hofpred zu Meiningen. 1790. II, 45.

Piderit, Pred. zu Caſſel. 1791. II, 335. K. A.

Piſanski, Rector des Gymnaſ. in Königsberg. 1790. II, 343. — Suppl. B. I Abth. 278.

Ploucquet, Prof. zu Tübingen. 1790. II, 249.

Pollet, Major in Schwed. Dienſten. 1793. II, 324.

v. Prank, Oberſter unter den Salzburg. Truppen. 1793. II, 315.

Pratje, Conf. R. u. Generalſup. zu Stade. 1791. I, 13.

R.

Randel, Kriegsrath zu Berlin. 1793. I, 302. K. A.
Reichard, Rector zu Magdeburg. *1791.* II, 340.
Reichel, Direct. des Gymnaſ. zu *Altenburg*. 1793. II, 366.
v. Reichell, zu Breslau. 1790. II, 343. K. A.
Reifenſtein, Rufs. und Gothaiſch. Hofrath und Agent zu Rom. 1793. I, 1. — Suppl. B. II Abth. 162.
Reinhardt, Pred. zu Magdeburg. 1790. I, 201.
Reiz, Prof. zu Leipzig. 1790. I, 127.
Remond, Prof. zu Marburg. 1793. II, 270.
Reyger, Bürgermeiſt. zu Danzig. 1793. I, 299.
Richerz, Superint. zu Giffhorn. 1791. I, 264.
Richter, (C G) Prof. zu Leipzig. 1792. I, 194.
Richter, (F. W.) Generalſuperint. zu Braunſchw. 1791. I, 339.
Richter, (J. G.) Schullehrer zu Vockenſtädt bey Wernigerode. 1791. II, 352. K. A.
Rösler, Rector zu Stuttgard. 1790. II, 348. K. A.
Raſalino, Büchercenſor zu Wien. 1793. II, 288.
Roſt, Rector zu Bautzen. 1790. I, 78.
Rudolph, Hofr. u. Prof. zu Erlangen. 1792. II, 203.

S.

Sartorius, Rect. d. Gymn. zu Erlang. 1790. II, 262.

Schäf-

Schäffer, (Jac. Chstn.) Past. und Superint. zu Regensburg. 1790. I, 65.

Schäffer, (Mart. Friedr.) Ober. Conf. Rath u. Reg. Secr. zu Breslau. 1791. II, 303. — Suppl. B. II Abth. 135.

Schüler, Pred. bey Magdeburg. 1790. II, 334. K. A.

Scharf, Pastor zu Leipzig. 1791. II, 312.

Schelhorn, Hospital-Amtmann zu Memmingen, Suppl. B. I Abth. 418.

Scheuchler, Churf. geh. Finanzrath zu Dresden. 1791. II, 353. — 1792. II, 311.

Schinz, Pred. in der Schweiz. 1790. II, 333. K. A.

Schlegel, (Joh. Adolph.) Conf. R. u. Hofpred. zu Hannov. 1793. I, 71.

Schlegel, (Joh. Rud.) Rect. des Gymnas. zu Heilbron. 1790. I, 188.

Schlichtkrall, Prof. zu Greifswald. 1793. II, 299.

Schmid, Prof. u. Pred. zu Stuttgard, 1793. I, 227.

Schmidel, Geh. Hofr. und Leibarzt zu Anspach. 1793 II, 389.

Schmidt, (J. Pet.) Mecklenb. Schwerin. Staatsminist. 1790. II, 346. K. A.

Schneider (J. W.) Pred. im Weimarisch. 1790. II, 347. K. A.

Schneller, Braunschw. Ingenieur-Officier. 1790. II, 346. K. A.

Schott, Prof. zu Leipzig. 1793. II, 371.

Schröder, Prof. zu Marburg. 1793. II, 298.

Schubart, der Dichter, 1791. II, 361. — Suppl. B. II Abth. 219.

Schubert, Arzt in Altenb. 1791. II, 329.

Gräfin v. d. Schulenburg, (Sophie Charlotte) zu Wolfsburg. — Suppl. B. 1 Abth. 421.
Schulze, (Benj. Will. Dan.) Prof. am Joachimsth. zu Berlin. 1790. I, 220.
Schultze, (Joh. Dominic.) Arzt zu Hamburg. 1790. II, 12.
Schultze, (Wilh. Heinr.) Conf. R. und *Hofdiak.* zu Weimar. 1790. I, 213.
Schwandner, k. k. Hofr. u. Bibliothek. z. Wien. 1791. II, 344.
Schwarz, (G. Chph.) Prof. zu Altdorf. 1792. II, 238.
Gräfin v. Seilern, Sternkreuzordens-Dame. 1791. I, 138.
Sellig, Pred. im Braunschw. 1790. II, 339. K. A.
Semler, Prof. zu Halle. 1791. II, 1.
Silberschlag, (Georg Chph.) Generalsuperint. zu Stendal. 1790. II, 58.
Silberschlag, (Joh. Elias) Ob. Conf. R. u. Pred. zu Berlin. 1791. II, 192.
Sillig, Diakon. zu Döbbeln in Churſachſen. — Suppl. B. 1 Abth. 198.
Sneedorf, Prof. zu Koppenhagen. 1792. II, 228.
Sophie Charl., Prinz. v. Hildburghauſen. 1790. II. 331. K. A.
Spangenberg, Biſchof d. Brüdergemeinde. 1791. 243. K. A. — Suppl. B. II Abth. 219.
v. Sperges, Kaiſ. Hofr. zu Wien. 1791. II, 113.
Stahl, Hofr. u. Prof. zu Stuttgardt. 1790. I, 112.
Steinmetz, Waldeck. Generalſup. zu Arolſen. 1791. II, 239.

rauſs, Prof. am Athenäum zu Danzig. 1790. II, 61.
truenſee, Generalſup. zu Rendsburg. 1791. II, 331.
tuve, Prof. zu Braunſchweig. — Suppl. B. I Abth. 34.

T.

Theſchedick, (Thereſe) in Ungarn. 1791. I, 153.
Traphage, Schullehrer zu Herford. 1793. II, 352.
a. Trältſch, Rathsconſul etc. zu Augsburg. Suppl. B. I Abth. 266.

U.

Uhl, Prof. zu Frankfurt a. d. O. 1790. II, 348. K. A.
Unſelt. Pred. in Güttland bey Danzig. 1790. I, 316.
Unterwood, in London. 1790. II, 337. K. A.

V.

Valerius, Abt zu Kloſt. Banz. 1792. II, 218. — 1793 II, 363.
Volkmann, Senator zu Hamburg. 1792. II, 52.

W.

Weckhrlin, Verf. der Chronologen etc. 1792. II, 263. — Suppl. B. I Abth. 250.

We-

Wegelin, Prof. zu Berlin. 1791. II, 277.

Wegener, Synd. zu Braunſchweig. 1790. II, 346. K. A.

Weidmann, (Mar. Luiſe) zu Leipzig. 1793. II, 359. K. A.

Welker, Geh. Archivar zu Gotha. 1792. I, 256.

Wenzel, Oberhüttenaſſ. zu Freyberg. 1793. II, 291. K. A.

Wepler, Prof. zu Marburg. 1792. II, 263.

Wernsdorf, Hofr. u. Prof. zu Helmſtädt. 1793. I, 245.

Weſtphal, Geh. Juſt. Rath und Prof. zu Halle, 1792. I, 80.

v. *Weſtphalen*, Braunſchw. Landdroſt. 1792. II, 244. K. A.

Wichmann, Superint. zu Grimma. 1790. II, 336.

v. *Winkler*, (C. Gottfr.) Prof. zu Leipzig. 1790. I, 312.

Winkler, (Herrm. Erich) Superint. zu Lüneburg. — Suppl. B. I Abth. 19.

Winkler, (Mich.) Schullehrer in Schleſien, 1790. II, 331. K. A.

Wittwer, Arzt zu Nürnberg. 1792. I, 270. — Suppl. B. II Abth. 169.

Wolf, Capellmeiſter zu Weimar. 1792. II, 265.

Z.

[illegible], Staatsminister zu Berlin. 1793. II, 301 K. A.

Zeitzer, Pred. im Sächsischen. 1790. II, 334 K. A.

Corrigenda.

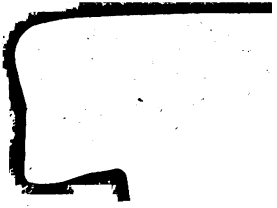
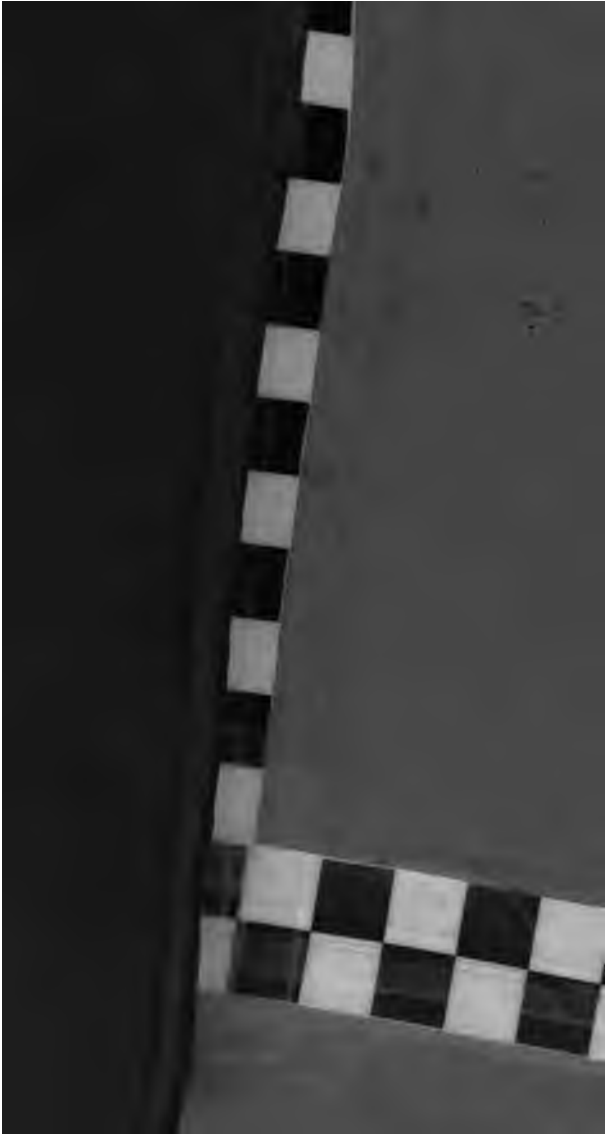
1791. II. In dem vordern Inhaltsverzeichnisse dieses Bandes, gleich auf der 8ten Seite ist *Schramm* 380 wegzustreichen.

1792. II. Im alphabetischen Register, ist bey Döring II, zu lesen: 198 statt 119. und bey Eschstruth lies: 103. — Auf derselben Seite ist nach Westphalen zu suppliren: Wittwer, I, 270.

Im Supplementbande, II Abth., p. 65, sind durch ein Versehen die Absätze wirklich so als Absätze abgedruckt worden, wie sie jener empfindsame und überspannte Recensent in der Heidesheimer Zeitung hätte abdrucken lassen; statt, dass auf dem vorhergehenden Bogen Seite 64 der Corrector

zur

zur Erſparung des Raums die Abſätze nur mit Querſtrichen angedeutet hatte.

Noch im Suppl. B., II Abth., iſt die auf 125 folgende Pagina, die jetzt durch ein Verſehen 124 heiſst, in 126 zu verwandeln; und auf derſelben Seite ſoll der Cuſtos nicht *Don*, ſondern H. A. heiſsen.

JUL 14 1932